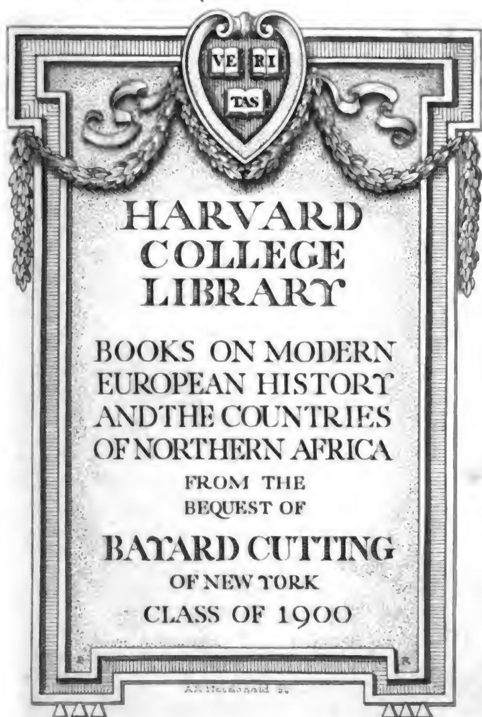

NEDL TRANSFER
HN 4A7A S


VE RI
TAS
HARVARD
COLLEGE
LIBRARY
BOOKS ON MODERN
EUROPEAN HISTORY
AND THE COUNTRIES
OF NORTHERN AFRICA
FROM THE
BEQUEST OF
BAYARD CUTTING
OF NEW YORK
CLASS OF 1900



85 **Volksblatt**, bündnerisches. Jahrg. 1829. 30. 31. 32. Verschieden gebunden. Längst im Buchhandel gänzl. vergriffen. 14

Bündnerisches
Volksblatt
zur
Belehrung und Unterhaltung.

Erster Jahrgang

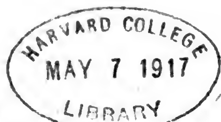
1829.

Die Zeit macht Menschen. Sie nur, sie allein
Ist's, die mit leiser Hand humanisirt.
Was waren unsre Vordern? Was sind wir?
Und, o wie weiter wird die Nachwelt seyn,
Wie weiter wirken!

Herder.

Chur,

Druck und Verlag von A. T. Otto's sel. Wittwe.


HARVARD COLLEGE
MAY 7 1917
LIBRARY

Inhalt des ersten Jahrgangs.

Seite

Bündnerisches Volksblatt

zur

Belehrung und Unterhaltung.

Montag, Nro. 1. den 5 Januar 1829.

Das Volksblatt.

Ueber Zweck, Inhalt und Natur der Zeitschrift.

Meine Leser *) haben gewiß schon bemerkt, daß ich zu den Leuten gehöre, die überall wo sie hinkommen, sich gerne an die Lebensweise der Einwohner halten. In Anwendung dieses Systems kann es denn allerdings nicht fehlen, daß während meines Aufenthaltes in der Graubündnerischen Hauptstadt, man mich auch zuweilen Abends „beim Schöppli" trifft. Freilich begegnet mir's dann wohl mitunter, daß ich unzufrieden von da nach Hause kehre, wenn dem überflüssigen Genusse späten Abendbrods die Würze geselliger Unterhaltung abging, und, eingehüllt in den dichtesten Tabaksqualm, ich den ganzen Abend hindurch nichts hörte, als „Zehner gewinnt, — Dreier verliert," oder „Ambe, Terne, Quaterne u. s. w."

Diesen Abend traf ich's besser. Ein Freund hatte mich in einen gesellschaftlichen Zirkel gebildeter Männer eingeführt, deren Unterhaltung ich schon manche angenehme Stunde verdankte.

*) Siehe die Nachschrift des Redacteurs.

Es ist wohl nichts seltenes, daß eine im Anfang für alle Anwesende interessante Unterhaltung nach und nach eine solche Wendung nimmt, daß die Mehrzahl mit Verlangen einem Ziele entgegen sieht, von dem einige wenige noch fortstreitende Kämpfer sich immer mehr entfernen. Dann betrachte ich es als ein wahres Verdienst, wenn Einer es unternimmt, so zu sagen mit Gewalt, ein anderes Thema auf die Bahn zu bringen; doch sollte dieses dann freilich so allgemein ansprechend seyn, daß der rücksichtlose Querstrich nicht gewissermaßen beschämend auf die wirke, die sich noch im Nachtreffen des ersten Gesprächs herumtummeln.

Eine solche willkommene Diversion bewirkte heute der Herr, der oben am Tische saß, und den ich schon als einen der bedeutendsten Staatsmänner dieses Kantons kannte. Zwar hatte auch er, wie alle Uebrigen, Anfangs an der Erzählung des, an sich unbedeutenden Vorfalls oberflächlichen Antheil genommen. Dann aber, als die Erörterung eines streitigen Nebenumstandes sich zwischen zwei Ungleichgläubigen immer weiter ausspann, glaubte ich den Ueberdruß auf seinem Gesichte zu lesen, und beinah' hätte man auf den Gedanken fallen mögen, er wolle durch das wiederholte Ausgießen der, bereits leeren Theekanne und Räumen des Pfeifenkopfs sinnbildlich zu verstehen geben, daß das Anziehende des besprochenen Gegenstandes eben so erschöpft sey, wie der chinesische Trank und die ungarischen Blätter. Jezt war die Pfeife neu gestopft und, zugleich wie dieser, sollte auch dem Gespräch neues Feuer mitgetheilt werden.

Ein ziemlich lautes „apropos, Herr Redacteur!" eröffnete nun die Bresche in die bereits überhand nehmende

Langeweile mit um so viel mehr Wirksamkeit, als der Sprecher, in aufrechter Stellung etwas über die Tafel hinübergebückt, um mit dem Holzspahn das nicht ganz nahe stehende Licht zu erreichen, den Gehörkreis aller Anwesenden gleich einer höher gelegenen Batterie dominirte. „Sagen Sie uns einmal, — lautete die unerwartete Aufforderung an den eben angeredeten Mitraucher, wie steht's denn um unser Volksblatt? Schon naht Weihnachten, und mit dem Neujahr sollte ja die erste Nummer erscheinen?"

Der sichtbare Antheil, womit jezt jeder den Blick auf den Gefragten wandte, beurkundete hinlänglich, wie allgemein willkommen diese neue Wendung des Gesprächs sey.

Aber ein kleiner Zug von Mißmuth auf der Stirne des Redacteurs versprach zum Voraus wenig Erfreuliches. „Damit stehts gerade so, — war die Antwort — daß eben gar Viele sich nach dem Stand der Sache erkundigen und gar Wenige dazu mitwirken. Denn noch sind nicht Materialien zu einem halben Dutzend Blätter beisammen."

„Ich habe zwar, — ließ jezt der Phlegmatikus, der die ganze frühere Unterhaltung beinah mit keinem Wort unterbrochen hatte, sich in geometrisch abgemessenen, von manchem Schmauchzug unterbrochener Rede vernehmen — ich habe zwar von diesem gemeinnützig-literarischen Projekt schon mehrmals sprechen hören, bin aber bis den Augenblick noch nicht im Klaren, welches eigentlich Tendenz und Inhalt dieser Zeitschrift seyn sollen."

„Der Zweck, — belehrte der zuerst Gefragte — den die naturforschende Gesellschaft sich bei diesem Unternehmen vorgesezt hat, und den die Regierung durch einen Geld-Beitrag unterstützen will, ist allervörderst Belehrung über

allgemein interessante, mehr noch über vorzugsweise unser Land und unsere Verhältnisse betreffende Gegenstände."

„Und mitunter wohl auch Unterhaltung, oder doch Belehrung in unterhaltendem Gewande?" schaltete hier der Herr mit dem krausen Lockenkopfe am untern Tafelende ein, gleich als hätte sein Beruf ihn auch hier bei der Pille an die Vergoldung erinnert, und richtete dabei den, bisher mit der Anatomie eines abgesottenen Fisches beschäftigten Blick halbfragend auf den unterbrochenen Erklärer.

„Allerdings — gab Jener zu. — Nur Politik soll wegbleiben — —" „das heißt äußere" — berichtigte der Staatsmann, „und — ergänzte Jener — alles was zu religiösem Meinungsstreit führen könnte. Nun habe ich zwar schon eine Anzahl Aufsätze bereit, die alle in der Folge recht gut herpassen mögen; zur ersten Eröffnung aber will mir von allem dem nichts recht gefallen."

Mein Freund, welcher die im Anfang der Sitzung mit großer Entschlossenheit unternommene Räumung eines Tellers mit Schinken glücklich beendigt und von da an, in Ermanglung des ihm fremd gebliebenen Schmauchgenusses, seinen Händen mit Zerknicken und Verkohlen der hölzernen Fidibus etwas zu thun gegeben hatte, machte nun dem um die Wahl der ersten Schüssel beim versprochenen Verstandesmahl verlegenen Anordner den Vorschlag, das Blatt mit einer etwas umständlichen Einleitung und Ankündigung über Zweck und Inhalt zu eröffnen.

Dieser Gedanke ward aber vom Staatsmann nicht gutgeheißen: „Wenn Sie, — bemerkte er — den Leuten alles das gleich auf die Nase binden, so könnte unsere Sache leicht gefehlt seyn. Denn Belehrung im Allgemeinen, denkt jeder, und möchte nicht Unrecht haben, ist in hundert

kleinen und großen Werken besser zu finden; über ihr eigenes Fach aber wollen hier zu Lande die Leute so wenig zugeben noch Belehrung nöthig zu haben, als sonst irgendwo; und um der Unterhaltung willen allein, die wir zu bieten im Fall sind, wird keiner sich abonniren. Drum, lieber als einen solchen vorläufigen Küchenzettel, würde ich damit anfangen gleich ein gutes, schmackhaftes Gericht aufzutischen. An Stoff sollte es denn doch gewiß nicht fehlen!"

„Das glaubt jeder auf den ersten Blick, — erwiederte der etwas Mißmuthige — und doch scheinen meine gehofften Herrn Mitarbeiter den Ueberfluß bei weitem nicht so groß zu finden."

„Wie wäre es z. B., — fuhr Jener fort — wenn jemand es unternähme, mit Unbefangenheit die verschiedenen Meinungen gegen einander zu halten und zu prüfen, die vor Kurzem in mehreren Flugschriften über Nutzen und Schaden des fremden Dienstes aufgestellt worden sind?"

„Hm, — bemerkte kopfschüttelnd ein Anderer — das Auftreten als Unparteiischer in einer Angelegenheit, wo denn doch jeder sich entschieden zu einer der streitenden Meinungen hinneigt, wird selten gut aufgenommen. Ueberdies weiß ich nicht ob es wohl gethan wäre, eine neue Zeitschrift mit Erörterung einer Sache zu eröffnen, über die eben neulich schon so Vieles gesagt worden ist. Denn möchten gleich für und wider noch einige neue Gesichtspunkte aufgestellt werden können; so würde denn doch im Wesentlichen es auf Wiederholung des bereits Gesagten hinauslaufen."

„Wohlan, — nahm der frühere Redner wieder das

Wort — lassen wir die Diskussion über die Hauptsache auch für den Augenblick bei Seite; so hat die Erörterung jener Frage bereits Stoff zu einer anderen, höchst interessanten Abhandlung dargeboten: ich meine den, in einer jener Schriften enthaltenen Vorschlag, durch Errichtung von Gewerbsschulen in unserm Land, dem Drang nach fremden Kriegsdiensten entgegen zu arbeiten. Solche Ideen, sollen sie bei uns je zur Ausführung gelangen, müssen erst lange vorher besprochen werden, bis man sich nur über den Gesichtspunkt verständigt, aus dem sie zu beurtheilen sind."

Der Herr mit dem feinen Gesicht und der feinen Stimme, versicherte nun in sehr feinem Hochdeutsch, daß er eine Abhandlung über diesen Gegenstand für recht zweckmäßig halte. Auch zeigte er sich, auf die an ihn ergangene Aufforderung, nicht ungeneigt sich damit zu beschäftigen, und das war um so verdienstlicher, als erst kürzlich er eine Herkulesarbeit zu Tage gefördert hatte, bei der es sich gleichzeitig um Bezeichnung der Sonnen-Systeme am allgemeinen astronomischen, und an zweier Kantone politischem Horizonte handelte, so daß man sich nicht hätte wundern dürfen, wenn er sich dabei in einem Grade erschöpft, oder, wie man in Bünden zu sagen pflegt, „überlupft" hätte, um nun einer längern Ruhe zu bedürfen.

Doch der glückliche Finder dieses, einhellig als passend anerkannten Thema's, hatte noch mehrere andere Stoffe zur Bearbeitung vorzuschlagen.

„Interessant, — fuhr er fort — dürfte es ferner seyn, und von heilsamem Einfluß auf die Folge, nach und nach auf die Mängel in unserer Verfassung hin zu

weisen und auf Mittel ihnen abzuhelfen. Denn jeder Unbefangene, und der den Gang der öffentlichen Angelegenheiten in den verschiedenen Theilen unseres Landes kennt, muß zugeben, daß in dieser Beziehung das Bedürfniß einer Reform täglich fühlbarer wird."

Diese Aeußerung verbreitete über mehr als ein Gesicht einen unverkennbaren Ausdruck von Bedenklichkeit, und bald wurden von mehreren Seiten die Gründe dazu laut. „Die Mangelhaftigkeit einer staatsgesellschaftlichen Einrichtung, — hieß es — kann nur durch vorkommende Mißbräuche und Unregelmäßigkeiten fühlbar, nur durch deren Namhaftmachung augenscheinlich dargethan werden. Wie können aber, auch bei der mangelhaftesten Verfassung, jene Uebel sich einschleichen, ohne daß, bei näherer Beleuchtung, irgend eine Unter- oder Oberbehörde dabei als fehlbar erschiene?"

Der bedächtliche Ausleger des Corpus-Juris, der in allen bis dahin vorgekommenen Streitfragen eine völlige Neutralität beobachtet hatte, konnte sich hier einiger Anmerkungen nicht enthalten. „Daß der Unfehlbarkeit unserer Gemeinds- und Kantonsregenten auch schon hier und da ein Klecks anhängt, gibt jeder zu; aber es zu rügen, ist nicht immer klug, und wird einem manchmal (bei diesen Worten schien der Redner durch langen, prüfenden Blick in das Innere seines eben ausgeräumten Pfeifenkopfs aller voreiligen Deutung über irgend eine andere Kopf- oder Augenwendung entgehen zu wollen) in unserm Freistaate so übelgenommen, wie im Reiche des Kaisers von Japan, dessen Staats- und Kabinetsräthe eben auch zuweilen arge Seitensprünge von der geraden Straße der Gerechtigkeit und des Gesetzes machen sollen."

In nähere Erörterung ließ er sich aber nicht ein, und auch die, welche über dieses Kapitel noch dies und jenes aus einander sezten, und zum Theil mit Beispielen belegten, vereinigten sich darüber, daß das Wenigste davon sich zur Publizität eignen dürfte. Namentlich mochte der artige junge Mann, der erst während dieses Gesprächs eingetreten war, in seiner nahen Stellung zur Kantonsregierung wohl einen besondern Grund finden, um zu wünschen, daß diese Saite auf jeden Fall nur mit der größten Behutsamkeit berührt werde. Für angemessener, als über die Verfassung in allgemeiner Beziehung, hielt er es, bei schicklichem Anlaß, über einige Theile der besondern Gesetzgebung einzutreten, wie z. B. namentlich über den, in der That bedauernswerthen Mangel eines Appellations-Gerichts in Criminal-Fällen, deren definitive Behandlung noch immer der Competenz der Hochgerichte allein überlassen ist.

Eine so lange und so weitläufige Unterredung über Gebrechen und deren Heilart am Staatskörper, hatten den Herrn mit den krausen Haaren, aber der gar nicht krausen Stirn, aufgemuntert, sich zu Einreichung einiger zeit- und ortsgemäßen Winke über Gesundheitsstand und Erhaltung des menschlichen Körpers anzutragen, was der Staatsmann zwar für sehr annehmbar hielt, aber solchen Rathschlägen gleich prophezeite, sie werden, wenn schon eben so wohl gemeint und noch gründlicher ertheilt, dennoch sich nicht mehreren Erfolges zu erfreuen haben als jene.

(Beschluß folgt.)

Chur, bei A. T. Otto.

Bündnerisches Volksblatt

zur

Belehrung und Unterhaltung.

Montag, Nro. 2. 19 Januar 1829.

Das Volksblatt.

(Beschluß.)

Somit war nun schon für etwelche Ingredienzen aus drei Fakultäten gesorgt, (denn die Philosophie wird mir's nicht übel nehmen, wenn ich sie hier durch die Politik vertreten lasse). Daß aber die der Theologen ein Blatt, das mittelbar auch dem Volksunterricht geweiht ist, leer ausgehen lassen möchte, war an sich schon nicht zu besorgen, und der bescheiden-einsilbige Mann, der jene Fakultät hier repräsentirte, gab noch ausdrücklich die beruhigende Zusicherung, daß es an passenden Aufsätzen über Schul- und Kirchenwesen seiner Zeit nicht fehlen sollte.

„Uebrigens, — bemerkte hier ein kleiner, etwas besezter Herr, der aber in dem Augenblick die Brillen nicht trug, mit deren Hülfe er sonst die Blößen und Widersprüche aus den gegnerischen Dupliken und Tripliken heraus zu spähen pflegt — braucht es ja nicht eben immer Streitfragen, Abhandlungen, Vorschläge. Auch durch einfache Erzählung denkwürdiger Züge aus unserer vaterländischen Geschichte sollte meines Bedünkens dem Zwecke der Belehrung und Unterhaltung zugleich entsprochen werden können."

„Ganz gewiß, — versicherte, Beifall zollend, der bereits etwas ermuthigte Redacteur — und ich werde jedem, der mir Beiträge der Art liefern wird, sehr dankbar seyn. Nur müssen solche historische Mittheilungen, während sie Interesse mit Gründlichkeit vereinigen, wenigstens etwas noch nicht allgemein Bekanntes enthalten; denn bloße Auszüge aus schon gedruckten Werken möchte ich nur höchst selten, und in ganz besonderen Fällen in das Blatt aufnehmen. Für besonders verdienstlich halte ich es auch, die in verschiedenen Schriften über Bündnergeschichte enthaltenen, erweislich unrichtigen Angaben zu berichtigen und überhaupt über alles, was in verschiedener Beziehung über dieses Land schon ins Publicum gebracht worden ist, und worunter sich so manche grelle Irrthümer und Unwahrheiten befinden, nach und nach eine umständliche Kritik zu bearbeiten."

Inzwischen hatte sich in jenem anfänglichen bedächtlichen Frager über Tendenz des Blattes ein neuer Zweifel erhoben, dem er jedoch mit nicht weniger Gelassenheit Luft machte.

„Aber meine liebe Herrn, — sagte er — ich hoffe, Ihr wollt doch das Ding nicht zu gelehrt halten; denn wenn ein solches Blatt wirklich was nützen soll, so muß es die Fassungskraft des gemeinen Mannes in der Regel nicht übersteigen, bliebe sie auch gar nicht weit über Null stehen; und je zuweilen sollte wohl auch etwas kommen, was so recht eigens für den Vetter Ammann Jöri und den Nachbar Michel gemacht wäre, und ihnen ganz von Herzen zusagte."

„Das eben, — fiel der Herr mit der feinen Stimme ein — wäre das Hauptverdienst, wenn man dem Landmann

gute Rathschläge über Haus- und Landwirthschaft geben, ihn vom Nachtheil manches alten Schlendrians überzeugen, ihn dann mitunter über andere wissenswürdige Gegenstände in der Natur aufklären und so im Volke den Keim zu einem regen Streben nach dem Bessern begründen könnte."

Es ward das Wohlgemeinte solcher Wünsche zwar nicht verkannt, aber der Meisten Ansicht ging dahin, daß dieselben viel leichter auszusprechen als zu erfüllen seyen. Besonders hielt man es für sehr schwierig, auf diesem Wege Verbesserungen in der Landwirthschaft herbeizuführen, weil, wie die Erfahrung lehrt, unter hundert dergleichen Verbesserungsvorschlägen sich kaum zehen als für dieses Land anwendbar erweisen, und unter diesen zehnen dann selten ein Einziger wirklich zur Ausführung gedeiht.

Nichts desto weniger war man darüber einverstanden, daß landwirthschaftliche Notizen, die Neuheit entschieden mit Anwendbarkeit und Nutzen verbänden, einen der ersten Plätze im Volkslatt verdienen.

„Das alles nun gehört ins Ernsthafte, — meinte mein Freund — und es ist in der Ordnung, daß dieses den Hauptbestandtheil ausmache; aber etwas Spaß könnte auch nichts schaden, und wäre es am Ende auch nur eine Charade oder ein Räthsel; denn „Räthsel — heißt es ja im Turandot — hört jeder für sein Leben gern" und es brauchen denn eben nicht Schillerische zu seyn. Nur tische man nichts schon Bekanntes auf, und trachte vielmehr selbst in solche Lückenbüßer immer eine spezielle Beziehung auf Bünden zu legen."

„Nicht wenig anziehend dürfte es seyn, — bemerkte ein Anderer — wenn hier und da in unserem Lande alte

Volkssagen aufgefunden, und von einer geübten Feder in gefälligem Gewande vorgetragen würden; aber leider besitzen wir, so viel mir bekannt ist, deren nur wenige."

„Eher vielleicht, — ward hier von einem Dritten geäußert — ältere und neuere Schatzgräbergeschichten, deren umständlichen Hergang öffentlich aufzudecken nicht ohne Nutzen seyn möchte; denn noch heutzutage sind unsere Landleute in dieser Beziehung nicht durchgehends frei von Thorheit und Vorurtheil."

Ein Anwesender nur hatte bisdahin zu dieser, sonst allgemeinen Unterhaltung nicht eine Sylbe beigetragen. Zwar zeugte der lebhafte, fast wilde Blick, womit zuweilen er der Antwort auf eine, von einem Dritten aufgeworfene Frage oder der Entwicklung einer angekündigten Meinung entgegensah, wohl von augenblicklicher Theilnahme; aber bald schienen die unstäten Gedanken wieder weit weg von der Gesellschaft und ihrem Gespräch in unbekannten Sphären herumzuschweifen. Jezt war es aber, als ob die lezten Worte den Träumer ganz ernstlich aufgeweckt hätten.

„Das gäbe wohl — rief er aus — eine reiche, unerschöpfliche Fundgrube, Thorheiten zu rügen, Vorurtheile zu bekämpfen. Wahrlich wir hegen und pflegen deren viele und grobe, auf dem Lande und hier in der Stadt! Auch war ich schon mehrmals in Versuchung, meine Gedanken über so manche Lächerlichkeit, so manchen Mißbrauch niederzuschreiben; aber wie selten trifft eben Phantasie, Lust und Geschick zu solcher Arbeit zusammen! Doch auch in anderer Beziehung, — fuhr der nun in Zug gekommene Sprecher fort — ließe sich unendlich vieles sagen, für Verstand und Gemüth, über unser Land, unser Volk,

unsere Sitten; denn, glauben Sie mir, in manchem von dem Allen liegt tiefer Sinn, und spricht, leise zwar, eine Poesie des Lebens sich aus, die der nicht ahndet, der alles nur mißt nach dem gewöhnlichen Maaßstab alltäglichen Lebens!"

Aus einem kaum merklichen Kopfschütteln von Vetter Ammann Jöris Vetter, schloß ich, er habe bereits ausgerechnet, daß solcher Phantasieschwung bedeutend über den intelecktuellen Horizont jener unstudirten Freunde erhaben seyn möchte. Doch senkte im feurigen Redner sich der Anfangs zu kühne Flug allmälig wieder in die Regionen des praktischen Lebens, und erlaubte auch von dieser Seite, sich einige thätige Mitwirkung zu versprechen.

Noch hörte ich mehrere andere Gegenstände zu Mittheilungen ins Volksblatt vorschlagen, die aber darum nicht weiter besprochen wurden, weil Aller Stimmen sich darüber vereinigten, sie als angemessen zu erklären und es also an dem Prinzip des Widerspruchs fehlte, wodurch eben die nähere Beleuchtung einiger früherer Vorschläge herbeigeführt worden war.

Jezt hatte der, auf dem in dieser Angelegenheit die Hauptrolle lastete, und dessen anfängliche Hoffnungslosigkeit leicht an den Impresaro in augustie, oder den Schauspieldirektor in der Klemme erinnern konnte, aus allen den schönen Entwürfen, hauptsächlich noch aus dem warmen Antheil, womit sie besprochen worden waren, wirklich Hoffnung für die glückliche Geburt und das fernere Gedeihen des Kindleins geschöpft. Eingedenk jedoch der goldenen Regel, das Eisen zu schmieden so lang es noch warm ist, drang er nun sogleich auf bestimmte Verpflichtung zu Einlieferung eines oder mehrerer Aufsätze, innert

vorgesetztem Termin, und nahm zu mehrerer Versicherung Schreibzeug zur Hand, um von den eingehenden Zusagen gleich Vormerkung zu nehmen. Bei so ernstlicher Betreibung dieser vaterländischen Collekte erfolgten dann freilich mehr allgemeine Zusicherungen vieler Bereitwilligkeit aber beschränkter Zeit und Kräfte, als unbedingte Zusagen; doch konnte der Einsammler auch der leztern einige aufzeichnen.

Auch mir that man die Ehre an, mich zu Beiträgen einzuladen, und ich hätte mich gerne zu einer Uebersicht des in das Volksblatt Passendsten aus den kürzlich erschienenen „Wanderungen durch die rhätischen Alpen" angetragen, wo dann namentlich die im Kapitel vom Nationalreichthum bezeichneten Fragen in Beziehung auf Transitwesen und Weidgang meines Bedünkens Stoff zu interessanter Erörterung des Für und Wider darbieten möchten. Allein ich besorgte, der Staatsmann mit dem kritischen Lächeln möchte etwa auf mich anwenden, was neulich irgendwo von einer literarischen Henne gesagt worden ist: „erst legt sie das Ei, dann rezensirt sie's."

Drum wußte für den Augenblick ich mich nicht anders herauszuziehen, als durch die Zusage, einmal etwa eine Abhandlung über Einrichtung der fahrenden Posten und den daraus für das Land hervorgehenden Nutzen zu bearbeiten, wozu eben der Freund, der mich heute eingeführt hatte, mir die Materialien aus zuverlässiger Quelle verschaffen konnte.

P.** C.***

Nachschrift der Redaction.

Die Leser des Volksblatts haben wohl schon errathen, zu welchem Zwecke eigentlich obiger Aufsatz bestimmt seyn mochte, wer es aber nicht errathen sollte, dem deuten wir an, daß diese Arbeit für die Fortsetzung der „Wanderungen durch Rhätien" bestimmt gewesen zu seyn scheint. Inzwischen ist derselbe (gleichviel durch welchen Zufall) der Redaction in die Hände gefallen, und da dieselbe gegen die Wahrheit der Darstellung nichts Erhebliches einzuwenden weiß, und dabei den Zweck des Blattes richtig bezeichnet findet, so daß jeder Beförderer desselben sich leicht ein Thema daraus schöpfen kann, so macht sie gleich zur Eröffnung Gebrauch davon, und hofft der unbekannte Herr Verfasser werde sie nicht darüber zur Verantwortung ziehen.

So sehr übrigens die erhaltenen Zusagen über Beiträge und einige wirklich schon erfüllte Leistungen geeignet sind, für den Augenblick zu diesem Unternehmen aufzumuntern, so kann die Redaction doch nicht bergen, daß es fortwährender, vielseitiger und thätiger Mitwirkung bedarf, wenn das begonnene Werk nicht Gefahr laufen soll, entweder seinen Zweck zu verfehlen, oder bald vollends in Stocken zu gerathen. Darum wird, außer der Ankündigung, auch dieser Anlaß benuzt, um noch einmal recht freundlich diejenigen Männer unseres Landes, die in sich zu Bearbeitung passender Beiträge Kraft und Geschick fühlen, aufzufordern, daß sie sich die Mühe dazu nicht möchten reuen lassen, und zugleich auch jene Anderen, denen zwar passende Aufgaben bekannt wären, die aber die Ausarbeitung nicht selbst unternehmen möchten, zu versichern, daß auch die einfache Mittheilung solcher Materien mit Dank aufgenommen und benuzt werden wird.

Für Muthlose folgendes Gedicht!

Wägen und Wagen.

Es ist fürwahr ein köstlich Wort:
„Erst wägen und dann wagen!"
Doch Wägen scheucht das Wagen fort,
Wenn wir in Allem zagen.

Kömmt dir die Hülfe nicht sogleich,
Ist fruchtlos dein Berathen,
So wag' auch einen kühnen Streich
Und werde klug durch Thaten.

Wägst Eine Stunde du zu viel,
Wo Wagen nur kann retten,
Dann bist du Jahre fern vom Ziel
Und liegst in eignen Ketten.

Drum wäge still und wage laut;
Wer beiden hier im Streben
Geschickt und keklich sich vertraut,
Gewinnt das rechte Leben.

Wiener Sammler.

Chur, bei A. T. Otto.

Bündnerisches Volksblatt

zur

Belehrung und Unterhaltung.

Montag, Nro. 3. 2 Februar 1829.

Die Wiesenverheerung des Ober-Engadins durch Mäuse, in den Jahren 1827-1828.

Es ist gerade keine so ganz seltene Erscheinung, daß ein kleiner Feind, wenn er zahlreich genug und unter günstigen Verhältnissen erscheint, große und weitgreifende Zerstörungen anrichtet; wer weiß es nicht, wie ganze Landstriche im südöstlichen Europa, öfters aber in noch weit größerm Umfang Gegenden des warmen Erdstrichs in Asien und Afrika, durch wolkenartige Schwärme der Wander-Heuschrecken überfallen und aufs fürchterlichste verheert werden? Wem auch dieses unbekannt seyn sollte, der hat es doch entweder selbst erlebt, oder aus dem Munde älterer Personen vernommen, wie in den 70ger Jahren auch das Oberengadin von dichten Schwärmen der Zug- oder Wanderheuschrecken dergestalt heimgesucht worden, daß dieses geflügelte Kriegsheer nicht nur alles Heu auf den Wiesen verzehrte und die Landschaft zu einer Oede umzuwandeln schien, sondern sogar die Kleidungsstücke der Feldarbeiter angriff und benagte. Jener Feind muß so grimmig gewesen seyn, daß ein gewisses Dorf auf den altmodischen Gedanken fiel, nach dem Muster früherer

Jahrhunderte die Heuschrecken außer Landes oder in unbewohnbare Wüsteneien verbannen zu lassen, wofür denn diese armen Leute noch lange mit einem Spottliede geärgert wurden. Das ist nun freilich so der Welt Lauf, wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen! Aber so wie damals die Heuschrecken als eine wahre Landplage das Oberengadin heimsuchten, so wurde dieselbe Gegend späterhin auch durch ein ungewöhnlich großes Mäuseheer überzogen, die einen weitgreifenden Schaden in den Wiesen anrichteten, und diese Erscheinung hat sich in den neuesten Zeiten wiederholt. Seit dem Jahre 1826 kam ein neues Mäuseheer über das Oberengadin und zwar in solcher Anzahl und stets anwachsenden Größe, daß die ganze Nachbarschaft gleichsam alle ihre Erdwühler ausgetrieben zu haben schien, um unsern Engadinern eine neue Landplage über den Hals zu schicken. Die Mäuse, welche in den lezten zwei Jahren das Oberengadin heimgesucht und fast alles bessere Wiesenland verheert haben, erschienen so zahlreich und mit solcher Zerstörungswuth, daß selbst die Schaaren der Türken nicht ärger hätten hausen mögen; doch war dieses Erscheinen nicht so ganz plözlich und allenthalben in gleicher Ueberzahl, sondern wie ein eingefallenes Kriegsheer sezten sie sich erst an einem Orte fest, schlugen daselbst ein Feldlager und rückten von da aus Schritt vor Schritt vorwärts, verstärkten sich durch frischen Nachwuchs und bestanden die Winterkälte von 1826 auf 1827 und auf 1828 weit glücklicher, als es dem französischen Kriegsheere in Moskau vorzeiten gelungen war. Zuerst überfiel dieser durch Kleinheit und Waffenrüstung scheinbar verächtliche Feind die Umgegend von Zuz, Madulein und Ponte schon im Jahr 1826; noch im Herbste dieses Jahres

rückten sie thalaufwärts bis Bevers und überschwemmten das Wiesenland, aber nirgends erreichte ihre Zahl gleiche Stärke und Furchtbarkeit, als im Jahr 1827 zwischen Ponte und Cinuskel, wo sie so recht absichtlich ihre barbarische Kriegswuth auszulassen geneigt schienen. Stellt man die einzelnen Erscheinungen zu einem Ueberblick zusammen, so läßt sich folgendes Bild von der Verbreitung und Zerstörungsweise dieses Wiesenverderbers entwerfen.

Die linke Thalseite scheint mehr trockene Wiesen zu haben als die rechte, und diesem trockenen Heuboden gingen sie absichtlich nach; denn überall wo der Boden von Natur sumpfig oder wo Wasser auf die Wiesen geleitet war, wurden die Mäuse entweder gar nicht, oder doch nur in unbedeutender Anzahl getroffen. Indessen scheint nicht allein der Sumpfboden ihre Heereszüge zu Abweichungen oder geringerer Ansiedlung bestimmt zu haben, auch andre Ursachen wirkten darauf ein, denn Pontresina blieb diesmal gänzlich verschont und bei Celerina war der Schaden nicht sehr bedeutend; dagegen half es die Gegend von Campfeer und Silvaplana gar nichts, daß sie weiter thalaufwärts und durch den Sumpfboden und die Seen oberhalb St. Moriz von den untern Wiesengründen getrennt lagen, denn das Mäuseheer wagte sogar bis Sils hinauf seinen verderblichen Zug. Was sich als allgemeine Thatsache ergab, ist die vielfach bezeichnete Erfahrung, daß die Mäuse mit Auswahl des Bessern auf ihre Beute losgingen; wo der Boden und das süße Gewurzel der Wiesenkräuter ihnen zusagten, da siedelten sie sich vorherrschend an, und daselbst erreichte die Vermehrung das Unglaubliche: nur in Bevers schäzte man im lezten Sommer die Zahl der feindlichen Legionen auf eine Million

und befürchtete noch größern Nachwuchs, wenn die Herbstbrut gerathen sollte.

Indem die Mäuse sich darin als ächte Leckermäuler bewiesen, daß sie nur den bessern Gewächsarten nachgingen, waren sie weit entfernt, sich mit Unkraut oder geringern Futterkräutern zu begnügen, ja sie vermieden sogar solche Pflanzenarten und ließen sie auf ihrem Gange entweder unberührt, oder wenn sie doch darauf stießen, hoben sie alles sammt den Wurzeln aus dem Boden hervor, was ihnen widrig oder nicht recht schmackhaft war. Daher kam es denn, daß man im Frühjahr 1828 eine Menge Häuflein von Zwiebeln der Frühlingszeitlose auf den Wiesen fand, und daß man beim Abräumen des Heubodens durch den Rechen die abgenagten und entwurzelten Pflanzenstengel Fuderweise einsammeln konnte, um sie als Streue für den Winter zu verwenden. Von der Mutter Natur mit feinen Nasen und zarten Zünglein ausgestattet, zogen sie auf Kreuz- und Querzügen allenthalben den Wurzeln des Klees und der Wikenarten nach und suchten sich wo möglich nur die süßesten Wurzeln aus, theils um sie sogleich zu verzehren, oder, wie die klugen Hausfrauen, auf die Zeiten aufzusparen, wo das winterliche Gewand oder der frostige Panzer des Bodens ihnen die Ernte für die täglichen Bedürfnisse unmöglich machen könnte. — Ohne nach der Mode unserer Zeit in einem ausländischen Institute zur Hauswirthschaft nach Regeln der Kunst angewiesen, oder Mitglieder irgend einer ökonomischen Societät gewesen zu seyn: legten sie unter dem Schnee hin und wieder Magazine an und zwar meist von Wurzeln des Frühlingssafrans (Crocus vernus), von verfaultem Grase und feinem Heu und lebten dann getrost, wie Leute die ihr

Haus bestellt haben. Was dabei auf eine eigene Liebhaberei hindeutet, ist der Umstand, daß sie nur selten die knolligten Wurzeln der Natterwurz einsammelten, welche doch sonst zu den Leckerbissen der Feldmäuse gehören: vielleicht weil sie auf andere Artikel spekulirten, die nach dem Geiste unsrer Zeit zur Mode geworden, nicht weil sie besser und gesunder sind, sondern weil das Altmodische bei steigender Aufklärung in Unwerth zu sinken pflegt. Da es nun aber nicht gleichgültig war zur Bestimmung der Art und Natur dieser neumodischen Mäuse, ob sie blos langgedehnte Gänge anlegten oder ob auch diese Gänge irgendwo zu großen Gewölbartigen Löchern hinführten, so grub man hin und wieder ihren unterirdischen Marschrouten nach, konnte aber solche vermuthete Gewölber nicht entdecken. Ihre Löcher gingen kreuzweise durch die Wiesen und hatten keineswegs eine bestimmte Richtung auf Centralpunkte hin, aber den Wassergräben gingen sie meist entlang, und scheinen auch hierin die Bergmannsregel beobachtet zu haben, den Wasseradern auszuweichen, wo es nur möglich sey. Wo sie aber Boden und Gewächse günstig fanden, glichen die Wiesen durchaus nicht mehr einer gewobenen Rasendecke, sondern vielmehr einem bloßen Ackerfelde, das allenthalben wie ein Sieb durchlöchert war und eine Menge Erdhäuflein darbot. Schon dieser Anblick war traurig, fühlbarer aber wurde die Verheerung für die Wiesenbesitzer durch Vernichtung der Heuernte: wo man sonst ein Fuder Heu laden konnte, trug man jezt ein Tuch voll Streu nach Hause; in Zuz allein rechnete man, daß die Verheerung bei 500 Fuder Heu, also das Winterfutter für 50 Rinder geschadet habe. Der Ungestümm und die Zudringlichkeit dieser Mäuse waren

um kein Haar breit geringer als weiland zu den Zeiten des Erzbischofs Hatto von Mainz, dem sie sogar über den Rhein nachschwammen und dessen erlauchten Leib sie mit Haut und Haar verzehrten; wenn unsre Mäuse nun auch gerade nicht die Menschen anfielen, so erzählte man doch viel von ihrer Frechheit, wie sie z. B. beim Abmähen des Ueberrestes so unter die Sense gelaufen wären, daß oft bei einem einzigen Hiebe fünf auf einmal zusammen gehauen worden, so daß die Klinge blutig roth gewesen: ja Referent dieser Egyptischen Landplage hat aus dem Munde eines Reisenden mit vielem Nachdruck erzählen gehört, daß dreißig bis fünfzig Feinde zuweilen unter Einem Hiebe gefallen seyen, hat aber stillschweigend gedacht, es komme dem Erzähler auf eine Null nicht so viel an, und es gehe hiebei gerade so zu, wie bei den Kriegsberichten, wo oft in einer einzigen Feldschlacht mehr Feinde gefallen seyn sollen, als die ganze bekriegte Nation Köpfe zählt, selbst wenn auch Weiber und Kinder und alle hirnlose Köpfe mitgerechnet werden.

Durch diesen Wiesenfeind war die Heuernte von 1827 verloren; die Hoffnung, daß der Winter die Mäuse verderben sollte, wurde getäuscht; denn ehe der Boden fest und tief genug zufror, fiel der Schnee auf lockern Rasen und gab dem unterirdisch verschanzten Mäuseheer hinreichende Wärme, Nahrung, Fristung des Lebens und freie Gelegenheit zu Schaden. Wäre hingegen der Boden, wie man es sehnlich gewünscht hatte, vier bis sechs Zoll tief gefroren, bevor der Winterschnee den Boden deckte, so wäre nicht blos die Herbstbrut zu Grund gegangen, sondern auch den Alten unmöglich gemacht worden, unter der schützenden Schneedecke die Wurzelzerstörung fortzusetzen.

Bei dieser Lage der Dinge bot der Winter im Gegentheil alle Gelegenheit dar, den Schaden erst recht groß zu machen; die Mäuse krochen unter dem Schneemantel nach Belieben weit umher, kneipten oder nagten die hervorragenden Stengel und Halmen der Wiesengewächse ab, oder gruben in den lockern Boden tiefer einwärts und fielen die Wurzeln an, wobei sie — wie schon gesagt — die süßesten und für eine gute Heuernte immer die besten Wurzelarten sich auserkohren, so daß auch hier das alte Sprichwort sich erwahrte: „Unkraut verdirbt nicht!" Daher als das Frühjahr anbrach, erschien das Wiesenland öde und wie von einer Feuersflamme versengt; der Feind selbst zeigte sich aber bei günstiger Herbstbrut überall wohlbehalten und in stärkerer Anzahl, um nun durch Sommer und Herbst hindurch alle Ueberbleibsel, oder was bei erneuerter Triebkraft sich erholen und ersetzen wollte, wegzunagen. So wie nun im Jahr 1827 von der Herbstwitterung es abhing, ob die Mäuse den Winter überleben und im folgenden Jahre wieder schaden könnten, oder nicht: eben so hängt die diesjährige Hoffnung auf Heuernte oder ihr Gegentheil von der lezten Herbstwitterung ab; ist der Boden vor dem Schneefall nicht naß zugefroren, so ist auch die künftige Heuernte so gut als verloren. Die Nachrichten über diesen Gegenstand sind nicht übereinstimmend genug, um jezt schon einen zuverlässigen Schluß daraus ziehen zu können; nach einem Berichte, wäre nur ein unbedeutender Schnee auf gefrornen Boden gefallen; nach andern nur ein handhoher Schnee auf die ungefrorene Rasendecke: demnach wäre die Hoffnung auf Befreiung von dieser Landplage und auf reichliche Heuernte nur gering, wenn nicht die beißende Winterkälte durch die

dünne Schneedecke hindurchdringen mag, und den unterirdischen Feind mitten in seinen Lagerschanzen angreift, wo er zu neuen Siegen und Würgereien die Schwerter wezt. (Beschluß folgt.)

Ein Wortspiel als Räthsel.

Rathen sollt Ihr, wer sie sind,
Jener Vater und sein Kind,
Die nur in den Namenszeichen
Und in gar nichts sonst sich gleichen.

Fest und trozig, ohne sich
Je zu rühren, seht den Alten
Ihr den gleichen Platz behalten,
Immer unabänderlich.

Ohne Unterlaß dagegen
Muß die Tochter sich bewegen,
Denn es treibt sie immer fort,
Ruh' wird ihr an keinem Ort.

Hoch den Scheitel, silberweiß
Aufgerichtet nach dem Himmel,
Blickt verachtungsvoll der Greis
Nieder auf das Weltgetümmel.

Sie, beweglicher Natur,
Sucht die tiefsten Gründe nur;
Muß sich drücken, krümmen, winden,
Um sich durch die Welt zu finden.

Rathet Ihr nun, wer sie sind,
Dieser Vater und sein Kind,
Die nur in den Namenszeichen
Und in gar nichts sonst sich gleichen!

V.** C.***

(Auflösung im nächsten Stück.)

Chur, bei A. T. Otto.

Bündnerisches Volksblatt

zur

Belehrung und Unterhaltung.

Montag, Nro. 4. 16 Februar 1829.

Die birkenen Besen.

Wo in der Roffla mit dem Rhein
Der Waldbach sich vereinigt,
Zieht rechts sich ins Gebirg hinein
Ein Alpthal, wild und steinicht.
Dort lagen schon vor alter Zeit,
Getrennt und etlich Stunden weit
Entfernt, drei kleine Dörfchen.

Im höchsten wohnt' ein Mann, den weit
Und breit im Thal man kannte,
Und wegen seiner Eigenheit
Den närr'schen Michel nannte;
Doch gab er oft so weisen Rath,
Daß für den Klügsten in der That
Man ihn hätt' mögen halten.

So, unter anderm, sagt' er auch
Einmal, es wär' gescheiter,
Man schlüg' das Holz zum vielen Brauch
Thalabwärts etwas weiter;
Weil, wenn's mit Holzen so fortgeh',
Man endlich in des Dorfes Näh'
Daran möcht' Mangel leiden.

Da brach's in der Gemeinde aus
Mit spotten, schimpfen, fluchen:
„Heißt uns der Narr, was vor dem Haus
Wächst, Stunden weiter suchen!
Man sollte, daß er sicher weiß
Ob Holz da ist, ihm den Beweis
Mit guten Prügeln geben."

„Was, sprach er, wir jezt haben, kann
So gut als Ihr, ich sehen;
Doch für die Enkel möcht' es dann
Um's Holz schon anders stehen.
Und in was Jahren, glaub' ich fast,
Schlägt man mit hier gewachsnem Ast
Sich nicht mehr große Beulen.

Denn unser Mißbrauch treibt's so weit,
Daß einst nach allen Winden,
Wohin wir sehen, weit und breit,
Kein Stamm wird seyn zu finden,
Und daß, hätt' Einer etwa just
Zu einem birk'nen Besen Lust,
Zwei Stund er drum muß laufen."

Als purer Unsinn klang das Wort
In der Verstockten Ohren;
Im ganzen Thal schalt man so fort
Den Michel einen Thoren.
Und so wie nachher jemand was
Erzdummes sagte, hieß es: „Das
Gehört zu Michels Besen."

Doch waren noch nicht hundert Jahr
Vorbei, ward's schon empfunden,
Wie jener närr'sche Michel wahr
Gesprochen, denn verschwunden
War bald der lezte Tannenbaum,
Und einer Birke mochte kaum
Der ält'ste Mann sich denken.

Und heut, wo Michel glaubt' ein Mal
Es werden Birken laufen
Die Enkel, ist's an Holz so kahl
Wie oben, und zu laufen
Trifft's noch, von dort das Thal hinab
Wohl eine Stund in gutem Trab,
Will man nur Tannen finden!

Drum, was als Wunder dazumal
Von Unsinn jene Väter
Erzählten, ward im gleichen Thal
Ein paar Jahrhundert später,
Von Kind auf Kindeskinder hin,
Berichtet als von klugem Sinn
Und Weisheit hohes Wunder.

Dieses geschah im Thal Avers. Ob denn der Prophet wirklich der närrische Michel geheißen, — ob ihm für seine klugen Rathschläge Prügel zum Lohn geboten worden, dafür möchte ich eben nicht haften müssen, ist jedoch, namentlich Lezteres, gar nicht unwahrscheinlich. Aber gewiß und wahr ist es, und jedermann im besagten Thal wird's bezeugen, daß man sich noch jezt da erzählt, wie vor vielen hundert Jahren ein Mann im Dörfchen Juf vorausgesagt habe, es werde die Zeit kommen, da man, um birkene Besen zu finden, zwei Stunden weit, thalabwärts bis Cresta, werde gehen müssen.

Wenn nun diese Meinung den Leuten in Juf dazumal gar so pudelnärrisch vorgekommen ist, daß, eben der besonderen Absurdität wegen, sie sie eher werth hielten, ihren spätesten Nachkommen überliefert zu werden, als die beste Predigt ihres Pfarrers, oder die gescheidste Rede ihres Landammanns, oder wer sonst sie regierte; so weiß ich mir dieses nicht anders zu erklären, als daß in jenen

Zeiten, an Tannen und Föhren nicht nur, aber auch sogar an Birken und was um diese herum fortkömmt, in nah' und fern solcher Ueberfluß vorhanden gewesen sey, um jene Besorgniß als eben so grundlos und lächerlich erscheinen zu machen, wie wenn etwa man die Churer mit der Ankündigung ängstigen wollte, daß wenn sie fortfahren so viel Wasser zu trinken (was doch ihre größte Untugend sonst nicht ist) sie dereinst in die Nothwendigkeit kommen könnten, das Benöthigte zu Wässerung ihrer Wiesen, aus dem Bodensee heraufpumpen zu müssen.

Hört man dagegen aus glaubwürdiger Quelle, daß in der That heutzutage die Leute von Cresta, weit entfernt ihren obern Nachbarn mit Birkenruthen auf irgend eine Art behülflich seyn zu können, selbst jedes Stück bloßes Nadelholz zwei Stunden weit her thalaufwärts schleppen müssen; so könnt's einem freilich ganz kuriose Gedanken machen, wie denn am Ende es in unserm Land werden soll mit dem Holze! Denn stellt man sich eine zukünftige Zeit vor, wo die Wälderzerstörung, die wir dermalen so eifrig betreiben, gegen den heutigen Stand der Dinge die gleichen Fortschritte gemacht hätte, wie von närr'schen Michels Zeiten bis auf uns kluge Nachkommen; so käme es so darauf hinaus, daß, ausser etwa den niedersten Geländen um Chur, in der Herrschaft und Vorderprättigäu, alle andern Ortschaften unseres lieben Bündnerlands herwärts der Berge dannzumal ihren Bedarf an Bau- und Brennholz sich von weitem her verschreiben müßten, wie ihre Vorfahren den nicht minder nöthigen Zucker, Kaffee und Veltlinerwein.

Inzwischen, was ist's denn mehr? Für uns ist noch Holz da die Genüge, und daß um unserer Nachkommen

wissen wir uns einschränken, kann man mit Billigkeit nicht erwarten; haben sie doch auch für uns noch nichts gethan! D.** C.***

Die Wiesenverheerung des Engadins durch Mäuse.

(Beschluß.)

Wenn unsre Mäuse von der Winterkälte unbesiegt geblieben sind, so sitzen sie wahrscheinlich jezt, wo wir von ihnen reden, sehr vergnügt unter der schützenden Schneedecke und kümmern sich aus purer Weltweisheit sehr wenig um das, was die Außenwelt von ihnen denkt oder befürchtet. Lassen wir sie daher für einige Augenblicke ruhig und fragen wir nach ihrer Abkunft, und unter welchen Fahnen sie zu Felde gezogen seyen. Es wäre ein leichtes, von der Abkunft und Würde dieser Mäuse eine eherne Stammtafel zu schmieden, so lang und breit, daß ihre Abstammung von jenem Mäuseheer ganz klar erwiesen würde, das einst Sanheribs Kriegsschaaren vor Jerusalem vernichtet haben soll, als derselbe den frommen König Hiskias belagerte und mit Untergang bedrohte; aber wir befleißen uns der Kürze und stehen Alterthumsforschern privatim zu Diensten. Sowohl die ungeheure Menge als die eigenthümliche Lebensweise dieser Mäuse führten uns auf den Gedanken, daß hier nicht die gewöhnliche kleine Feldmaus in solchem Kriegsstande aufgetreten sey, vielmehr drängte sich die Vermuthung auf, es könnte dies die sogenannte Wurzelmaus oder Wandermaus (Mus oeconomus) seyn, die in den nördlichen Polargegenden Asiens und Europa's zuweilen die merkwürdigen Heereszüge antritt, wo sie in Zügen von mehr als zwei Stunden Länge, Maus an

Maus gedrängt, schaarenweise über Felsen, Berge, Seen und Flüsse und fast immer in gerader Richtung sich fortbewegt, um nach vollbrachtem Feldzuge wieder zur alten Heimath zurückzukehren. Daß diese Mäuseart in Deutschland, der Schweiz und namentlich auch in Bünden getroffen worden sey, war uns bekannt; um so auffallender mußte es seyn, als die Berichte aus dem Engadin über das ganze Thun und Lassen der Wiesenzerstörer so zu sagen völlig übereinstimmten mit den Beschreibungen und der Lebensweise obgenannter Wurzelmaus. Zwei Gefangene wurden, nicht in Ketten und unter Bedeckung, sondern in Schachteln an uns übersendet, und wir stellten eine Untersuchung an, wobei wir Tortur und Messer nicht schonten, obgleich solche Qualmittel sonst verboten seyn sollen. Die Kennzeichen der Arrestanten unterschieden sie auf den ersten Anblick von der gewöhnlichen kleinen Feldmaus; dagegen machte ihr ganzes Aussehen sie höchst verdächtig, zur Bande und Sippschaft der Wurzelmäuse zu gehören. Zu größerer Sicherheit schickten wir sie nach Zürich, um bei einem anerkannten Naturforscher vor die Schranken gestellt zu werden, und nach dem Protokolle jener Untersuchung erklären wir hier: daß die Oberengadiner Wiesen-Feinde zur Gattung der **Hypudaeus arvalis** gehören, oder der Sibirischen Feldmaus, welche auch Springmaus genannt wird, und daß sie zwar Bluts- und Gutsverwandte unserer Feldmaus seyen, aber schon längst durch eigensinnige Liebhabereien sich von der edlen Verwandtschaft getrennt haben. Nun da wir den Feind etwas genauer kennen, wird es uns erst recht bange, denn diese Sippschaft soll sich so erstaunlich vermehren, daß die Nachkommenschaft eines einzigen Paares im Laufe Eines Jahres über hundert

Köpfe anwachsen könne. Man glaubt nicht ohne Grund, daß von dieser raschen Vermehrung die etwas abergläubige Sage entstanden sey, es habe Mäuse vom Himmel geregnet, wozu allerdings eine fruchtbare Einbildungskraft zu gehören scheint; indessen da die Sibirische Feldmaus alle fünf Wochen, vom April bis zum Spätherbst, Jungen wirft und dergestalt in zwei bis drei Jahren sich so vermehren kann, daß zulezt keine Pflanze im ganzen Engadin unbedroht bleiben muß, so sollte man billig in einem allgemeinen Landesaufgebot mit Spieß und Stangen zu Felde ziehen, denn sonst sind wir alle in Berg und Thal unsres Lebens nicht sicher. Doch lehrt die Erfahrung auch ein andres Mittel; als vor 25—30 Jahren ebenfalls ein zahlreiches Mäuseheer im Engadin einfiel, wurden hin und wieder die Wassergräben geöffnet, besonders zwischen Bevers und Samaden, um während der Herbstzeit die unterirdischen Feinde in ihren Schlupfwinkeln zu ersäufen oder der anrückenden Winterkälte einen nassen Boden anzubieten, und dieses Unternehmen fiel damals in soweit glücklich aus, daß im folgenden Jahre nur wenig Mäuse zum Vorschein kamen, und daß selbst auch diejenigen, welche den Winterfrost bestanden, endlich das Feld räumen mußten. Dieses Mittel hätte man auch diesmal allgemein anwenden sollen — und es scheint auch, daß einige Wiesen-Besitzer es versuchten, aber der Rasenboden scheint im Engadin auf Kiesgrund zu ruhen, in welchen alles Wasser einsikert, wenn nicht ein ganzer Bergbach auf die Wiesen geleitet werden kann; geschieht dieß auch hie und da, aber nicht allgemein, so flüchten die Mäuse nach den trockenen Wiesen und spotten heimtückisch über das eitle Bemühen der Menschen. Genug, wenn die Engadiner Mäuse mit diesem Frühling wieder zum Vorschein kommen, so rathen wir, daß die Wiesen des Oberengadins so weit als möglich durch eine allgemeine Wasserüberschwemmung bedeckt werden, indem nur auf diesem Wege eine Befreiung von diesem schädlichen Feinde zu hoffen seyn wird.

Sw. **

Der Landammann im Kalbe.

In einer Gegend des Bündnerischen Oberlandes, vermuthlich zu Waltensburg, stand Michel, ein junger schmucker Geselle, am Rande einer Felsenwand und pfiff sein Liedchen; aber die Bewegungen seiner Hände, worin er einem Fechter glich, der auf seinen Gegner Stoß oder Hieb richtet, das Spiel seiner Gesichtsmuskeln kündigten an, daß er sich im Innern seiner Hirnschale mit ganz andern Dingen beschäftige, als mit der Melodie seiner Maulflöte. Während Michel mit Händen und Füßen wunderliche Bewegungen machte, weidete ruhig und unbekannt mit den Träumereien seines Hüters, dicht an der Felsenwand ein junges wohlgenährtes Kalb, das nur zuweilen, sey es aus Anhänglichkeit an den Herrn oder angezogen von den Tönen seiner Pfeiferkunst, den Burschen anschaute. Ja Bläß! sprach plözlich der Geselle, indem er den etwas gebräunten Hut auf das eine Ohr schob, du sollst mich glücklich machen; was der Ehni selig war, muß Michel wohl auch noch werden. Du wirst mir zur Kuh, bringst jährlich ein Kalb und ihr zusammen seyd mir bald auf zehen Kühe gemehrt: dann hab' ich, was ich will, werde Geschworner und Landammann! Wie von einer feurigen Begeisterung ergriffen, zog nun er die Augenbraunen herab, legte das ganze Gesicht in schalkhafte Falten, schob den rechten Fuß weit hinter den linken, wie wenn er über eine Kluft springen wollte, und fuhr hastig fort: Wenn dann die Geschwornen zu Michel kommen — bien Gi, Signiur Mistral! dann Hallo! sprach's, riß den Hut vom Kopfe und machte sich selbst eine tiefe Reverenz. Aber das Kalb verstand dieses Hutschwenken nicht, erschrack und that ängstlich einen Seitensprung und damit über Felsen und Vorsprünge hinab, daß es todt in der Tiefe lag.

Stumm vor Entsetzen und wie der stolze Nebucadnezar dereinst vom Thron herab unter die Thiere des Feldes gestoßen: so stand unser Michel verplüfft, denn in dem Kalbe hatte der künftige Landammann Hals und Beine gebrochen.

Sw. **

Auflösung des Wortspiels: Berg und Flüßchen Albula.

Chur, bei A. T. Otto.

Bündnerisches Volksblatt

zur

Belehrung und Unterhaltung.

Montag, Nro. 5. 2 März 1829.

Was man nicht sieht, thut den Augen nicht wehe;
aber sehen thut den Augen auch wohl!

Oekonomische Betrachtungen
über die Fragen:

1. Warum ist es bis dato keinem, auch unserer einsichtsvollern, mit den verbesserten Methoden des Landbaues benachbarter Staaten nicht unbekannten Landwirthe gelungen, eine solche verbesserte, auf den anerkannten Grundsätzen der Landwirthschaft beruhende Bebauungsart auf seinen Gütern einzuführen? und
2. Würde die Aufstellung einer solchen Musterwirthschaft für das Allgemeine wirklich die ersprießlichen Folgen herbeiführen, die vielleicht mancher sich davon versprechen dürfte?

Wenn sich der Verfasser dieses kleinen Aufsatzes bemühen wird, seine Mitbürger auf einige Ursachen aufmerksam zu machen, an denen mancher Versuch einer solchen Verbesserung gescheitert haben mag, so wird ihm zuvörderst obliegen, sich näher zu erklären, was er unter einer verbesserten Methode des Landbaues für die größern Güterbesitzer unsers Landes verstehe.

Daß hier von keiner Methode die Rede seyn kann, die auf große Besitzungen berechnet, nur da mit Nutzen anzuwenden ist, wo die Menge der erzeugten Produkte, und die ins Große gehende Ersparniß der durch Maschinen aller Art ersezten Händearbeit, den großen Kosten solcher Einrichtungen ein befriedigendes Equivalent darbietet: dieß muß jedem einleuchten, der unsere Verhältnisse auch nur einigermaßen zu beurtheilen im Stande ist.

Wenn nun auf der einen Seite eine Methode nach so großem Maaßstabe in unsern Verhältnissen ihrem ganzen Umfange nach durchaus nicht anwendbar ist, und die Versuche der Einführung einer solchen den Ruin ihres Unternehmers herbeiführen würde und müßte; so mag denn freilich auf der andern dasjenige nicht eine verbesserte Methode genannt werden, was nur einzelne wenige Zweige des Landbaues umfaßt, sich auf einzelne abgerissene Experimente beschränkt, nicht aber als ein zusammenhängendes Ganzes erscheint.

Eine verbesserte Methode der Landwirthschaft kann zwar auch diejenige heißen, der es an Umfang — nicht aber diejenige, der es an Zusammenhang, an leitenden Grundsätzen und deren konsequenter Befolgung gebricht.

Eine solche systematische, in allen ihren Zweigen auf Grundsätzen beruhende Bewirthschaftungsmethode ist nun, so viel mir bekannt ist, noch keinem unserer Landwirthe gelungen auf ihren Gütern einzuführen: und doch — so mag mancher denken, der unsere Verhältnisse nicht hinreichend kennt, oder sein Urtheil aus allgemeinen Theorien schöpft — würden gerade nur von einer solchen die gemeinnützigsten und ersprießlichsten Resultate zu erwarten seyn.

Ich gehe nun zu einigen Ursachen des Nichtgelingens

über, und werde dadurch zu zeigen versuchen, daß auch der einsichtsvolle und beharrliche Landwirth bei uns sehr oft auf Hindernisse stößt, die er auch bei dem besten Willen und bei Anstrengung aller seiner Kräfte nicht zu beseitigen vermag, und wir uns daher sehr zu hüten haben, ihn nicht vorschnell zu verdammen, ihn der Unkenntniß, der Indolenz, des Mangels an Gemeinsinn zu beschuldigen, wenn er in seinem Wirkungskreise nicht dasjenige leistet, was wir uns nach seinen Kenntnissen und Kräften zu erwarten berechtigt glaubten.

Ich befand mich einst in einem gesellschaftlichen Cirkel, wo die Hindernisse des kräftigen Erblühens unsers Landbaues im Allgemeinen den Gegenstand der Unterhaltung ausmachten.

Bei uns ist wenig zu leisten, sagte A., ein Bewohner des Bergthales ***, wir haben beinahe acht Monate Winter; unsere Kultur bewegt sich blos auf einigen Gerstenäckern; wir können einzig unsere Viehzucht verbessern, unsere Wiesen gut düngen, und, woran es sehr Noth thut, unsere zerstörten Waldungen durch neuen Anbau ersetzen.

Freilich ein beengter Wirkungskreis für einen Landwirth, entgegnete B. (ich weiß nicht mehr, ob er diesseits oder jenseits der Landquart zu Hause war); immer aber scheint es mir weniger verdrießlich, durch das Klima beschränkt zu seyn, als durch den Irrthum und die Verblendung der Menschen! — Unsere Gegend genießt des mildesten Klima's in unserem Kanton, der Boden ist ergiebig, die meisten Früchte gedeihen herrlich; aber ein sehr großer Theil unsers vorzüglichsten Bodens ist im Frühling und Herbst der Gemeinatzung unterworfen, die

jede Verbesserung ausschließt; dieser Boden gehört gleichsam nur drei Monate unser, die wir dazu benutzen, ihm einen kärglichen Ertrag abzugewinnen, die übrige Zeit liegt er entweder öde, oder dient einer zahlreichen Viehheerde als Allmeind.

Allerdings ein trauriges System, fiel C. ein: wir haben in unserer L. Stadt zwar auf unsern Wiesen auch noch die gemeinschaftliche Herbstatzung, dieß hat aber weniger zu bedeuten; hingegen nehme man den Ertrag eines bestimmten Stücks von der Frühlingsatzung befreiten Wiesen gegen ein gleiches Stück solcher, die ihr noch unterworfen sind, so verhält sich das Quantum beinahe wie 2½ zu 1, und die Qualität des Futters der leztern zu den erstern, wie Kleien zu Haber. Indessen, wenn zwar die Gemeinatzung, vorzüglich des Frühlings, die lähmende Gicht der Verbesserung im Landbau mit allem Recht genannt werden kann, so gibt es denn doch auch noch wesentliche Hindernisse anderer Art, als: z. B. die Zerstücklung des Grundeigenthums u. s. w.

Für uns andere, sagte D., ein Freund der Obstbaumzucht und des Gartenbaus, gibt es keine gefährlichern Nachbarn, als Buben und Gaißen, und beide läßt man an manchen Orten ungestört ihr Unwesen treiben; es mangelt an Polizei und Sicherheit des Eigenthums, die schönsten Pflanzungen werden von dem herumstreifenden, überall einbrechenden Vieh zerstört, und so welkt mit der Freude auch die Lust und Kraft zu jeder nüzlichen und belehrenden Unternehmung.

Dieß alles gebe ich zu, fiel C. ein — aber ein bedeutender Grund des langsamen Emporkommens einer bessern Kultur des Bodens möchte denn doch darin liegen, daß sich

niemand bemühen mag, unsern Leuten ein nachahmungswürdiges Muster einer bessern Methode als ermunterndes Beispiel vor die Augen zu rücken. Wir haben junge Männer — hier blickte er bedeutungsvoll den ihm gegenüber sitzenden F. an — die landwirthschaftliche Kenntnisse besitzen, denen es an Verstand nicht fehlt, dieselben auf unsere Verhältnisse anzuwenden; der größte Theil ihres Vermögens besteht in Liegenschaften, sie treiben außer ihren etwaigen öffentlichen Geschäften im politischen oder literarischen Fache, keinen andern Beruf, als die Landwirthschaft — und doch ist uns in dieser Beziehung keine Wirthschaft bekannt, die in allen ihren Zweigen nach Grundsätzen betrieben als ein zusammenhängendes Ganzes dastünde, welches als ein würdiges Beispiel zur Nachahmung angesehen werden könnte. — Hier hielt er inne, und die meisten Glieder der Gesellschaft nickten ihm Beifall.

Ich sehe wohl, sagte F., ein junger Landwirth, daß ich mich hier zu vertheidigen, und auch meine Kollegen in Schutz zu nehmen habe, die unter ähnlichen Verhältnissen der nemliche Vorwurf berührt.

Vollkommen einverstanden mit Herrn C., finde auch ich, daß ein praktisches Vorbild auf unsern Landmann weit mehr wirkt, als hundert der gründlichsten und gelehrtesten Abhandlungen; ich bin so gar überzeugt, daß es nicht nur der wirksamste, sondern ich möchte beinahe sagen der einzige Hebel ist, durch den derselbe zu Einführung des ihm unbekannten Neuen und Bessern vermocht werden kann.

Es frägt sich aber nun:

1. Ist es möglich, in unsern Verhältnissen eine Musterwirthschaft aufzustellen, die in allen ihren Zweigen auf Grundsätzen beruhend, ein zusammenhängendes

Ganzes bilden und unsern größern Güterwirthschaften zum ermunternden Vorbild der Nachahmung dienen könnte? und

2. Würde das Resultat hievon wirklich so befriedigend seyn, als vielleicht viele sich vorstellen möchten?

Ich glaube Beides verneinen zu müssen. Wohl keiner unserer Landwirthe dürfte sich in Verhältnissen befinden, wo er sich nicht durch das eine oder andere der angeführten Hindernisse beschränkt und in seinem Wirken gelähmt fühlte, und gesezt auch, es gäbe einen, und er leistete das Verlangte, so könnten ihm die anderen nicht nachahmen, weil ihre Verhältnisse nicht die nemlichen wären.

Es sind dieselben bei uns so verschieden und lokal, daß beinahe jeder sich ein eigenes System schaffen, seinen eigenen Weg einschlagen muß.

Die angeführten Bemerkungen über die unserm Landbau entgegentretenden Hindernisse sind übrigens nicht neu, es kennt sie nicht blos der Landwirth, sondern auch der Schneider und Schuster; sie sind tausendmal gesagt, gehört, geschrieben und gelesen, aber leider noch nie gehörig beherziget worden.

Es gibt aber noch andere, die nur demjenigen bekannt sind, der sich wirklich mit dem Landbau abgibt, und unter diese zähle ich ganz besonders die Seltenheit verständiger, arbeitsamer, nicht durch Vorurtheile und eigensinniges Kleben an ihrer alten Methode befangener Dienstboten und Taglöhner.

Unter den sich vortheilhaft auszeichnenden Landbau-Methoden benachbarter Länder dürften sich für unsern Maaßstab und die zähmern Gegenden wohl wenige besser zur Nachahmung eignen, als jene der Ufer des Zürichsee's;

aber wie selten sind die Arbeiter, die in Geschicklichkeit und Fleiß das nemliche leisten, wie jene!

Viele haben erkannt, daß z. B. die Güllen-Behälter als die wahren Goldgruben jener Gegenden anzusehen sind, und haben mit bedeutenden Unkosten dieselbe in ihren Wirthschaften eingeführt, aber die Arme und Rücken dazu haben sie bei uns nicht gefunden; ein großer Theil dieser Güllenkästen ist daher wieder nuzlos im Boden verfault, und haben ihrem Unternehmer keine andere Früchte getragen, als den Unmuth über die Trägheit ihrer Dienstleute.

Man hat auch versucht, sich Dienstboten aus andern Gegenden kommen zu lassen, aber eben so erfolglos! Die Menge bildet leichter den Einzelnen, als der Einzelne die Menge; blieb auch hin und wieder einer ausdauernd arbeitsam, so wurde er von seinen Mitarbeitern oft verlacht und verspottet, aber nicht nachgeahmt.

So lange die meisten unserer Arbeiter ihre zeitlichen Wünsche nicht weiter ausdehnen, als auf gutes Essen und Trinken:

So lange auch dieser Wunsch demjenigen untergeordnet bleibt, sich in der Arbeit möglichst zu schonen:

So lange es noch viele gibt, die lieber während den sechs Wintermonaten auf der Ofenbank liegen, als etwas zu erwerben, womit sie ihre oft einem Stall ähnliche Stube wohnlicher machen oder sich ein gutes Buch, oder ein besseres Haus- oder Feldgeräth anschaffen könnten:

So lange dürfte unser Landbau schwerlich einen kräftigen Aufschwung gewinnen.

In einzelnen Zweigen jedoch ist von mehrern unserer Oekonomen Rühmliches und Nachahmungswerthes geleistet worden; dahin zähle ich zum Beispiel:

Den auffallend verbesserten Weinbau;

Die Verbreitung der Obstbaumzucht in wildere Gegenden;

Den hin und wieder eingeführten regelmäßigen Fruchtwechsel im Ackerbau;

Die Einführung verbesserter Ackergeräthe und das Anpassen derselben auf unsere Lage und Boden;

Austrocknung sumpfiger Landstrecken und Umwandlung derselben in fruchtbaren Boden;

Vermehrung des Anbaues nüzlicher Futterkräuter;

Verbesserte Wässerungsmethoden — und anderes mehr.

Schicken wir uns geduldig in unsere beschränkten Verhältnisse, und leiste jeder in dem Zweige wo ihm die Hände nicht gebunden sind, was er zu leisten vermag: so wird unser Wirken und Beispiel nicht erfolglos bleiben, und wir können uns leicht darüber trösten, wenn die Umstände uns des Ruhmes berauben, unsern Mitbürgern ein zusammenhängendes Ganzes als Vorbild zum bessern Anbau des Landes darstellen zu können.

C. P.**

Mißbildungen.

Man will aus Erfahrung wissen, daß wo Mißbildungen an thierischen Körpern vorkommen, weitaus die linke Seite des Körpers am meisten betroffen werde; wenn man nun bedenkt, daß auch Brüche bei Menschen vorherrschend diese Körperseite treffen, so sollte man fast glauben, die linke Seite sey ursprünglich die schwächere und deshalb insbesondere den Mißbildungen ausgesezt. Sollte vielleicht daher unter den Menschen die Sitte kommen, daß die Bräute sich vorzugsweise nur an die rechte Hand wollen verbinden lassen und die Trauung zur linken, auf welcher Seite doch das Herz schlägt, als eine Art von Mißbildung ansehen, bei welcher ein Bruch am ersten befürchtet werden müßte?

Gw. **

Chur, bei A. T. Otto.

Bündnerisches Volksblatt
zur
Belehrung und Unterhaltung.

Montag, Nro. 6. 16 März 1829.

Ueber Anlegung von Gewerbsschulen in Bünden.

An einem Herbstabend, auf müßigem Spaziergang in der Umgegend von Bellenz, traf ich einen meiner dortigen Bekannten in heftigem Wortwechsel mit etlichen Maurerjungen.

Sie hatten die Aufführung einer Gartenmauer übernommen; aber nach Vollendung des Werks fand der Bauherr es so fehlerhaft, daß er ihnen die Bezahlung verweigerte, während sie ihrerseits hoch betheuerten, sie kennen ihr Handwerk von Grund aus, und haben ihm da eine wahre opera romana geliefert. Dabei berief der Aelteste unter ihnen, der als Meister gelten mochte, sich namentlich darauf, wie „nei Grigioni," wo er den ganzen Sommer über in Arbeit gestanden, man ihm nicht nur den Bau von Oefen und Feuerherden, aber von Gewölben, Häusern, ja von ganzen Pallazzi sogar übergeben, und sich, seiner Geschicklichkeit wegen, ordentlich um ihn gerissen habe. Um dieser Behauptung mehr Gewicht noch zu geben, zog er einen wohlverwahrten Geldbeutel hervor, und ließ mit Wohlgefallen den Klang der Münzen hören. „Solcher Lohn, — rief er stolz, indem er seine halbtoskanischen Phrasen durch Schütteln des Beutels, wie mit einem Tamburin begleitete, — wird keinem Pfuscher zu Theil, denn, wissen Sie, auch Gold ist darunter;" und dabei machte er Anstalten, die geränderten Belege seines Verdienstes aus den schmutzigen

Papierhülsen herauszuwickeln, in denen jedes einzelne Stück abgesondert lag.

Dem Eigenthümer des neuen Römerwerkes ward die Geschichte langweilig. Er griff nach dem Geldbeutel, zählte, und nachdem er mit einem barschen: „hier ist die Hälfte, mehr geb' ich nicht" die Zwanziger auf das Corpus delicti hingelegt hatte, wandte er, ohne ein Wort weiter zu verlieren, den Architekten verächtlich den Rücken, und bot mir an, mich auf einem Spaziergang zu begleiten. Ein demüthiges „Illustrissimo, è poco, mà sarà per un' altra volta" ließ vermuthen, diese Künstler hätten sich allenfalls noch einen größern Abzug gefallen lassen.

„Jezt sagt mir aber, caro amico, — redete nun der italienische Eidgenoß mich an — sind denn Eure Leute nicht im Stand nur zwei Steine auf einander zu legen, daß sie ihr gutes Geld solchen Lumpen anhängen mögen? Wenn ich bedenke, daß jedes Frühjahr vielleicht bei Hunderten dergleichen Schufte hier durch zu Euch hinüber ziehen, so scheint mir's, die Kerls müssen Euch Jahr für Jahr ein schweres Geld aus dem Land weg tragen, und doch behauptet man, Ihr hättet dessen eben nicht Uebriges."

Ich versicherte dem Erstaunten, daß, so bedeutend auch wirklich die Geldausfuhr durch die hier durch gehenden Arbeiter seye, dieselbe bei den beträchtlichen Summen, die für ähnliche Bedürfnisse auf der Seite von Clefen, Veltlin und Tyrol hinausgetragen werden, weitaus den geringeren Theil des Betrags ausmache, den wir Bündner an Fremde für Arbeiten ausgeben, welche wir recht leicht selbst zu liefern uns in Stand setzen könnten.

Die Stelle in der Einleitung des Volksblattes, wo der Errichtung von Gewerbsschulen für unser Land erwähnt wird, hatte im ersten Augenblicke jene Unterredung überm Berge in mein Gedächtniß zurück gerufen. In der Ungewißheit nun, wie bald etwas Gründliches über diesen Gegenstand eingereicht werden möge, wage ich es einstweilen, ungeachtet meiner völligen Unerfahrenheit in der Sache, meinen Landsleuten einige Betrachtungen darüber vorzulegen. Fallen sie denn auch höchst mangelhaft aus,

so können sie immer wenigstens den Nutzen herbeiführen, daß Männer, die mit dem besprochenen Fache mehr Bekanntschaft haben, dadurch zu einer gründlichen Erörterung bewogen werden.

Die erste Frage sollte billig die seyn: wären Industrie- und Gewerbsschulen für Bünden nüzlich? Wenn ich jedoch bedenke, daß den in andern Staaten an solcherlei Anstalten gestellten Forderungen bei uns, auch im günstigsten Falle, nur in sehr beschränktem Grade entsprochen werden könnte; so glaube ich mit Andeutung der Leistungen anfangen zu sollen, auf deren Erfüllung man wirklich hoffen dürfte, um dann erst die Beantwortung jener Frage auf die vorangeschickte Voraussetzung zu begründen.

Der Zweck eines Unterrichts in Gewerbsfächern müßte, nach meinen Ansichten, in unserm Lande allervörderst der seyn, die Bildung von Inländern zu tüchtigen Handwerkern jeder hier zu Lande nöthigen Art zu erleichtern, zu befördern und dazu aufzumuntern. In der Voraussetzung dann, daß die Anstalt in Chur errichtet werden müßte, daß aber nie die Rede davon seyn könne, in derselben irgend ein Handwerk wirklich praktisch zu erlernen, glaube ich, daß in ihrer Anlage zweierlei verschiedene Klassen von Zöglingen berücksichtiget werden sollten, nemlich:

1) Solche, die bei Meistern irgend eines Handwerks als Lehrjungen förmlich in der Lehre, oder selbst als Gesellen im Lohn stünden, aber einen Theil ihrer Feierstunden zu Erwerbung theoretischer Kenntnisse benutzen möchten, und

2. Solche, die, ehe sie den praktischen Kurs beim Meister anfingen, einen wirklichen Grund an Theorie legen wollten, und die dann, in den nicht auf Gewerbunterricht verwendeten Stunden, auch den Anlaß zu anderm Schulbesuch benutzen würden.

Ohne vorerst mich bei einer Untersuchung über Möglichkeit und Art aufzuhalten, wie den Bedürfnissen dieser zwei verschiedenen Klassen gleichzeitig und übereinstimmend

entsprochen werden könnte, will ich die, einer jeden derselben vorzutragenden Lehrgegenstände aufzuzählen versuchen.

Bei den Gliedern der ersten Klasse, den wirklich aufgedungenen Lehrjungen oder ledig gesprochenen Gesellen, hätte alle reine Wissenschaftslehre aus dem Unterrichte wegzubleiben, und derselbe müßte sich mehr auf kurze, leicht faßliche Aufschlüsse und Vorschriften, auf gewisse Handgriffe und auf praktische Material-Kenntniß beschränken.

So wären anzuweisen:

Die Zimmerleute, Schreiner, Schmiede, Schlosser, Rädermacher, Sattler u. a. m. Zeichnungen — von den einfachsten bis zu den verwickeltern — richtig zu verstehen, um seiner Zeit ohne nähere Erläuterung im Fall zu seyn, mit Sicherheit auf bloße Zeichnung hin eine Arbeit zu übernehmen und genügend zu fertigen; dann ebenso Gegenstände ihres Faches durch Zeichnung in Form, Maaß und Beschaffenheit so deutlich zu machen, daß sie selbst oder Andere in der Folge das Vorbild darnach zu fertigen im Stande seyen.

Die Bauhandwerker, wie zwischen Kraft und Last, zwischen Kraft und Geschwindigkeit, zwischen Umfang des verschiedenen Materials und Stärke, das richtige Verhältniß zu finden sey.

Die Küfer, wie bei Bereitung von Gefäßen; die Zimmerleute, wie bei Ankauf von Holz; die Maurer, wie bei Uebernahme von Arbeit nach dem Kubikmaaß, die vorkommenden Berechnungen gemacht werden.

Die Färber, Hutmacher, Maler, Tischler, Sattler, was bei Bereitung von Farben, Firnissen u. d. m. für Waarenkenntnisse, Vortheile und Kunstgriffe zu beobachten seyen.

Die Holzarbeiter, wie die verschiedenen Holzarbeiten zu erkennen und zu verwenden, eben so die Maurer, Metallarbeiter und andere, was in Beurtheilung der von ihnen bearbeiteten Materialien zu bemerken sey.

Alle jene Handwerker endlich, die im Fall sind, Arbeiten auf Verkauf oder im Verding zu fertigen, wie die diesfälligen Berechnungen vorzunehmen seyen, um nicht in den sehr häufigen Fehler, abwechselnder unverhältnißmäßiger Uebertheurung und eigener Einbuße zu verfallen.

Von den hier aufgezählten Kenntnissen macht sich der Lehrling in der gewöhnlichen Handwerkslaufbahn wohl hier und dort ein Stück eigen. Mancher hat wohl auch Anlaß und Geschick, darin zu einiger Vollständigkeit zu gelangen. Lezteres gehört jedoch immer zu den Ausnahmen, und die Beispiele möchten wohl viel häufiger seyn, da selbst wirkliche Meister aus solchem Unterricht noch entschiedenen Nutzen ziehen könnten.

Mehrerer Aufmerksamkeit werth, als die eben berührte Klasse, wären aber die Schüler, welche zuerst ihre ganze Zeit der theoretischen und Schulbildung widmen könnten.

Diesen müßte, in unmittelbarer Beziehung auf den Handwerksstand, als wissenschaftlicher Unterricht vorgetragen werden: Naturgeschichte, Anfangsgründe der Geometrie, die Elemente mehrerer Zweige der Naturlehre und angewandten Mathematik, wie Chemie, Mechanik, Optik, Hidraulik; dann Maschinenzeichnung und Materialkunde, und überdies würde ihnen eine Encyclopädie der hier vorkommenden Handwerke und Künste vorgetragen und durch zweckmäßigen Besuch von Werkstätten zugleich ein anschaulicher Begriff beigebracht werden.

Endlich müßte die Anstalt, um auf die Zukunft ihrem Zwecke zu entsprechen, sich durch Verbindung und Einverständnisse mit in- und ausländischen Meistern oder wirklichen praktischen Handwerksschulen in den Fall setzen, dem theoretisch vorgebildeten Knaben dann auch zu fernerer Verfolgung seiner Laufbahn und praktischer Ausbildung, dienliche Anleitung geben zu können.

Für die Erstere der beiden Klassen müßte der Lehrkurs in einem, für die Leztere in längstens zwei Jahren durchgemacht werden können.

Es wäre voreilig und würde auf jeden Fall meine Kräfte übersteigen, wenn ich mich hier auf umständliche

Vorschläge über die Mittel zur Ausführung des, hier nur bloß im Allgemeinen entworfenen Plans einlassen wollte. Immer aber nähme ich als Grundsatz an, daß die Anstalt mit der Kantonsschule vereinigt seyn müßte und zwar

1) Um die Unterrichtsfächer so einzutheilen, daß der zum Handwerksstand bestimmte Knabe, außer dem unmittelbar darauf bezüglichen auch andern Schulunterricht genießen könnte.

2) Weil in Theilhaftigkeit an der Kantonsschule für Eltern und Kinder eine Aufmunterung läge, sich jenem Stande zu widmen.

3) Weil, auch abgesehen von einer solchen Anstalt, die Besetzung eines Lehrfaches für die Naturgeschichte und Naturlehre in der Kantonsschule unläugbar ein Bedürfniß ist, dem auf jeden Fall früh oder spät abgeholfen werden sollte.

Ueberzeugt, daß bei solcher Vereinigung einem so beschränkten Plane keine allzu großen Hindernisse entgegen stehen könnten, bleibt mir noch zu untersuchen übrig, ob und in wie weit von dessen Ausführung die Erreichung der, weiter vorne ausgesprochenen Zwecke: die Bildung von Inländern zu tüchtigen Handwerkern zu erleichtern, zu befördern und dazu aufzumuntern gehofft werden dürfte.

Diesfalls glaube ich, die vorgeschlagene Anstalt würde die Bildung guter Handwerker erleichtern:

1) Dadurch, daß ein solcher Lehrkurs den Schüler in Fall setzen würde, unter den verschiedenen, ihm bereits durch theoretische Darstellung und äußere Anschauung bekannt gewordenen Handwerksfächern das auszuwählen, das seinen Anlagen und seinem Geschmacke am meisten entspricht, was ganz gewiß auf das nachherige Gelingen sehr wesentlichen Einfluß haben kann.

2) Weil der theoretisch vorgebildete Zögling alles, was er nachher praktisch lernen soll, sich schneller eigen machen wird, als der blos mechanisch abgerichtete;

weil er im Allgemeinen auffassen und was ihm für den einzelnen Fall gezeigt wird, auch auf andere, nicht eben ganz gleiche anzuwenden wissen, und dadurch sich seine Lehrzeit verkürzen wird.

3) Weil endlich er sein Handwerk nicht nur leichter und schneller, sondern in der That auch vollkommener erlernen wird, indem er schon als Lehrling gar manche Kenntniß mitbringt, die heutzutage zum tüchtigen Handwerker wirklich nöthig sind, die ihm aber auf dem gewöhnlichen Wege schon darum noch lange, vielleicht zeitlebens fremd bleiben werden, weil sie unter den Tausenden von Meistern, welche Lehrlinge und Gesellen annehmen, weit aus den Mehresten selbst abgehen.

Die Anstalt würde überdies zu Erlernung von Handwerken aufmuntern:

1) Durch ihr Bestehen an sich schon, und die Sorge, die der Staat für Ausbildung in diesem Fache an den Tag legt, so wie durch die, aus ihrer Einrichtung für Eltern und Söhne hervorgehende Beruhigung, daß im Zögling der Grund zu einer sittlichen und Verstandesbildung gelegt wird, die er auf der gewöhnlichen Lehrbahn dieser Berufsarten entbehren muß.

2) Dadurch, daß die Eltern dann nicht mehr in der Nothwendigkeit sind, über den Beruf des Knaben schon im Alter der ersten Schuljahre einen Entschluß zu fassen, sondern einige Entwicklung in Fähigkeiten und Neigung des Zöglings abwarten, Erkundigungen und Rathschläge über die verschiedenen in Wahl liegenden Fächer einziehen können, ohne in Gefahr zu seyn, inzwischen entweder die Erziehung zu einer andern Laufbahn zu versäumen, oder dafür eine, nachher als unnütz betrachtete Ausgabe zu machen.

3) Durch die Ueberzeugung endlich, daß, und zwar in kürzerer Zeit als dies sonst der Fall ist, mehrere Tauglichkeit im erwählten Beruf erworben, also für die Folge das ökonomische Bestehen mehr gesichert werden kann.

Ob nun diese Ergebnisse, soferne sie erhalten werden können, für den Staat von wirklichem Vortheil seyen, sollte wohl nirgends weniger einem Zweifel unterliegen, als eben bei uns. Während von einem Ende des Landes zum andern man klagen hört über Geldmangel und wenigen Anlaß zum Verdienst, wimmeln den Sommer durch alle Thäler von Montafunern, Tyrolern und Italienern, die als Zimmerleute, Maurer, Glaser u. dgl. m. oft für sehr schlechte Arbeit, alljährlich ein schweres Geld aus dem Lande tragen. Während mancher Familienvater sich vergeblich den Kopf zerbricht, wie er seinen Söhnen ein Auskommen sichern könne, sind von den vielen Hundert Handwerksgesellen, die Jahr aus Jahr ein in Chur in Arbeit stehen, vier Fünftel Fremde, die zwar vielleicht nicht eben große Summen wegtragen, aber dennoch immer vom Einwohner ernährt werden.

Darum wäre es gewiß wünschbar, daß Männer von Kenntniß und von Erfahrung diese Angelegenheit ihrer Aufmerksamkeit würdigten, den hier nur unvollkommen entwickelten Gedanken prüften, und, sollte er sich als ausführbar erweisen, allen ihren Einfluß aufbieten, ihre ganze Thätigkeit darauf verwenden würden, um auf diesem Wege einem so lebhaft gefühlten, so laut und allgemein beklagten Uebel, der immer mehr sichtbaren Abnahme des baaren Geldes, wenigstens einigermaaßen zu wehren.

Die ernstlichste Anstrengung aber ist man in dieser Beziehung berechtigt von denjenigen zu erwarten, die unabläßig eifern gegen Emigrationen und fremden Dienst; denn eben durch Aufmunterung und zweckmäßige Anleitung zum Betrieb inländischer Berufsarten, könnte ja in unsern Landessöhnen dem, so sehr getadelten und gefürchteten Zug nach ausländischem Erwerb auf die vernünftigste und wirksamste Art entgegengearbeitet werden; durch thätige Verwendung eben, die hier bezeichneten Zwecke zu fördern, können jene Eiferer am besten beweisen, daß auch in dieser Beziehung es ihnen wahrhaft Ernst seye um das Wohl ihres Vaterlands.

P.** C.***

Chur, bei A. T. Otto.

Bündnerisches Volksblatt
zur
Belehrung und Unterhaltung.

Montag, Nro. 7. 30 März 1829.

Die Feinde der Obstbaumzucht.

Ihr habt nun schon so viele kleine Thierchen mit Euern breiten Schuhen zertreten, lieber Nachbar! und doch, wenn alle Euere 74,000 Landsleute in ganz Bünden so einher träten, so würdet Ihr und sie die ungeheure Menge derselben zu Berg und Thal wenig vermindern. Indessen, meinte ich, sollte nicht der boshafte Fuß dem oft artigen Insekte muthwillig sein kurzes Leben zerstören.

Ja — Herr! Mit Verlaub —

Laßt's gut seyn, Freund! ich weiß schon, was Ihr mir sagen wollet; daß nemlich die bösen Thiere Euch lezten Frühling so vielen Verdruß gemacht haben, und Ihr hiemit Euern Grimm ohne Unterschied gegen alle auslassen wollet.

Eben das, Herr! möchte ich Ihnen klagen; und könnte es in meinem Gärtlein beweisen. Noch jezt jammere ich. Sehet dort in selbem Eck habe ich ein sechsjähriges Apfelbäumchen, das leztes Frühjahr zum erstenmal voll guter Blüthenknospen stand. Hab' schon Anfangs März meinen kleinen Jörgel getröstet, er sollte dann Ends August auf das Namensfest der Mutter die rothen Erstlinge des Jahres und des Baumes bringen dürfen. — Aber

meine Hoffnung wurde vereitelt; ja ich mußte obendrein froh seyn, daß das nakte Bäumlein im Juni wieder ausschlug und sich bekleidete.

Ich fühle mit Euch, Nachbar! den Verdruß. Nicht nur ist Euerm Kinde die zarte Freude nicht geworden; sondern so viele andere große Baumbesitzer, denen der Obstwachs ein bedeutender Erwerbszweig ist, sind zu bedauern, weil sie dieser hungrigen Gäste wegen von der Mehrzahl ihrer Bäume nichts bekommen haben. Doch müßt ihr mir auch zugeben, daß es der geizige Nimmersatt übertreibt, wenn er alle Jahre seine Bäume von Früchten schwer gebeugt sich wünscht und träumt. Es ist bekannt genug, daß die Feldbäume ihre Ruhejahre haben wollen. Ist nicht zu fürchten, daß der in jugendlicher Kraft mehrere Jahre hindurch prangende Fruchtbaum in Gefahr steht, ob allzuvoller Triebkraft zu verderben. Geht nicht mancher geschickte Gärtner hin und nimmt dem zu vollen Bäumchen einige Treibbole weg, damit derselbe sich nicht zu sehr schwäche? Gibt's nicht Birn- und Apfelbäume, welche, auch wenn man sorgsam mit der Hand ihre Früchte liest, nur jedes zweite Jahr tragen? Zeigt nicht die Erfahrung sattsam, wie oft saftreiche Bäume des Aderlaßschnittes bedürfen, oder dann die große Kälte nicht aushalten, und der quellende Saft den Stamm sprengt; oder daß sie nach dem ersten Triebe zu kränkeln anfangen und sterben, wenn sie sich, wie man sagt, übertragen haben?

Es ist freilich allemal empfindlich, wenn Engerlinge den Grasboden, Käfer und Raupen die Bäume, Heuschrecken und Mäuse das Getreide, und andere anderes beschädigen. Allein es mag doch auch mitunter derjenige spätere, oft doppelte Nutzen herauszuziffern seyn, der durch

den Stillstand erzweckt wird. Es ist aber nicht nöthig, daß man jedes dritte Jahr große Saatfelder brach liegen lasse, wie das in der alten Landschaft des Fürstenthums St. Gallen zur abgabenfreien Zeit Uebung war. Bessere Einsichten und Noth haben uns über solche Thorheiten erhoben. Dennoch begründet das die Nothwendigkeit eines periodischen Stillstandes einestheils; anderntheils lehren die verschiedenen Plagen den Landmann seine Felder mit dem Pfluge und Karst fleißig zu durchgraben, um die Nester der Mäuse, Käfer und Erdkrebse dadurch zu zerstören, das ebene Wiesenland zu wässern, um Ratten und Ungeziefer zu ersäufen, und den abhaltigen Grasboden mit Jauch zu beschütten, um auch da die wühlenden Erdthiere zu tödten. Es ist, wenigstens was die Bäume betrifft, nur zu oft des Gutsbesitzers Schuld, wenn er um Blüthe und Frucht kommt, da es ausgemacht bleibt, daß Säuberlichkeit zu Haus und Feld von ungemeinem Nutzen, die Unreinlichkeit aber die garstige Mutter von Millionen Ungeziefers überall ist. Und darum entbehrt der nachläßige Landmann manche Freude, die der fleißige in Fülle genießt. Während diesem Leztern keine Insekten, Larven, Puppen und Würmer in die gespaltene Rinde seiner Obstbäume sich verkriechen, liegt im Stamme des Erstern die Brut von unzähliger Nachkommenschaft über Winter verborgen. Wo Moos und Flechten sich an Stamm, Aeste und Winkel des Baumes ankleben, wo der fremde Blutsauger — der Mistel — die lezten Säfte des ältlichen Baumes aussaugt, ist ganz natürlich, daß hier weniger Frucht zu erwarten ist, als dort, wo die fleißige Hand des thätigen Obstfreundes mit geeigneten Werkzeugen den Stamm schabet, die Aeste reiniget, und dadurch die Entkräftung hindert, das gesunde

Wachsthum befördert. — Es wird auch keine gewagte Meinung seyn, wenn man etwa alle sieben Jahre auf theilweise für diesen oder jenen Landstrich einen Ernte-Sonntag annimmt. Doch, lieber Nachbar! Es geschieht viel Schaden, den wir nicht abwehren können; Spätfrost, erstickender Föhn, Wind und Wetter, zu große Hitze, gählinger Witterungswechsel ꝛc. thun oft weh. Wir können nicht genug Hagelstangen aufstellen, und müssen an deren Stellen unsere Bergspitzen und Tannenbäume annehmen. Wir können nicht an alle Kirschbäume Strohseiler anknüpfen, um damit den Reif in den Boden zu leiten. Allein mancher Landmann ist von allen diesen Plagen befreit, und schüttelt dennoch im Herbste keine Aepfel und Birnen, was er einzig seiner Unkenntniß und Unthätigkeit zuzumessen hat.

Ja, schaut mich nur an, Nachbar! mir ist Ernst. Wir könnten manches thun, was uns von den Obstfeinden befreien würde. Es gibt Bücher, in welchen viele hundert Mittel stehen, um uns gegen die verschiedenen Baumverderber zu sichern; Zeitungen, Beiblätter, Kalender besserer Art enthalten oft dankenswerthe Mittheilungen, die uns die leichtern und sichern Vertilgungsarten des schädlichen Ungeziefers lehren.

Aber, Herr, die Thiere, die mir leztes Jahr meine Apfelbäume zerfressen hatten, sind mir unbekannt. Ich weiß nicht, ob sie herfliegen, oder herkriechen, oder in der Postkutsche kommen. Ich gehöre zwar nicht unter die gar Fleißigen; doch bleibe ich auch nicht lange am Wege stehen, wenn man mir etwas Gutes sagt und rathet.

Gut, gut, Nachbar! mich freut's, wenn ich den Samen nicht an den Weg streue. Eines dieser Thiere,

und zwar nicht das unbedeutendste, kenne ich größtentheils; es wird wohl das gleiche seyn, gegen welches, wie ich hörte, schon vor einigen Jahren im Kanton Thurgau strenge Befehle ergangen sind. Wenn Ihr Geduld haben wollet, so will ich mit Fingern Euch jenen Obsträuber zeigen, der Euch das schlanke sechsjährige Bäumchen so unbarmherzig entlaubt und der Früchte beraubt hat. Kommt nur mit mir, und nehmt Euern größern Sohn auch mit; ich will Euch einen Thalbewohner zeigen, der schon Anno 1741 in Deutschland nach einem sehr kalten Winter schreckliche Verheerungen an Obstbäumen angerichtet und als sogenanntes Gefräß bekannt, wegen seiner jährlichen mehr und minder traurigen Verwüstungen eines gründlichern Studiums werth ist.

So schön die bunte Schmetterlingsschaar unserm Auge vorkommt, so sehr ist man oft gezwungen, das elegante Kleid derselben außer Acht zu lassen, wenn man bedenkt, daß unter diesem schimmernden Gewande eine Brut verborgen liege, welche hoffnungsreiche Bäume im Frühlinge kahl frißt. Wir sind öfters Zeugen der in Ruthen vernagten fetten Kabisblätter durch die gemeinen Papilions Brassica, Rapae und Napi. Wir erfahren von der gesellig lebenden Ringelraupe (Bombyx Neustria), daß sie große und kleine Bäume in Anspruch nimmt. Die Tinea Evonimella, Brumata und Consorten verwüsten Zäune und Bäume, und so gibt's ungezweifelt noch mehrere, welche merklichen Schaden im Pflanzenreiche verursachen. Daher muß es für den Freund der Obstbaumzucht eben so empfindlich seyn, wie für die emsige Gemüsgärtnerin, wenn er sich bei dem ersten leisen Frühlingshauche der schwellenden Knospe seiner acht- bis zehnjährigen Fruchtbäume freuend,

schon Anfangs Mai die stolze Krone derselben im traurigen kleiderlosen Zustande gedemüthiget, und sich in seinen angenehmen Erwartungen getäuscht findet. Alte Krüppel, die den rechten Arm schon im Feuer haben, dürfen sich auf ihre karge Belaubung noch etwas zu gut halten; fünfzig- und mehrjährige Stämme stehen bisweilen noch in bezaubernder Blüthe, während dem der zarte Jüngling entlaubt der Todesgefahr ausgesezt ist. — Laßt uns also hingehen in jenen großen Baumgarten; vielleicht glückt es mir, die edlen Vorstorfer und die lang dauernden Reinetten dir, o jammernder Landmann! zu bewahren, wenn keine andere Unglücksfälle deine Anlage verderben. Der Wüstling, der den Bäumen so übel zusezet, ist die sogenannte Kreuzdornraupe, auf dem Crataegus Oxiacantha oder Weißdorn vielleicht zuerst entdeckt, und daher wird der Papilio derselben Crataegi genannt. Seine Nahrung ist einzig Laub, und eher stirbt er, bevor er von Gras lebte. Leckerbissen sind ihm Apfelbäume, doch macht er sich auch an Birn-, Kirschen- und Zwetschenbäume. Diese höchst schädliche Raupe zieht mit ihrer Verheerung auf der Wagschale mit andern aus ihrer Verwandtschaft um so mehr an, weil ihre Existenz sich schon vom Herbste — ja vom Juli und August weg datirt, und sie sich daher vor einbrechendem Winter als nagendes Thier auf ihrem Platze befindet.

Es wird Euch, Nachbar, nicht zu langweilig vorkommen, wenn ich Euch den natürlichen Entwicklungsgang (physischen Prozeß) dieses so sehr verderblichen und um desto werthlosern Sommervogels beschreibe.

Gegen Ende des Brachmonats legen diese Schmetterlinge, Sonnenvögel oft benamset, weil sie nur bei Sonnen-

schein fliegen, auf diejenigen Pflanzen, deren Knospen, Blätter und Blüthen dem neuen Geschöpflein zur Nahrung dienen, zwanzig, dreißig und noch mehr länglichtgelbe Eilein aufrechtstehend eines am andern, aus denen oft schon in Zeit von drei, vier Wochen durch die Sonnenwärme ausgebrütet, kleine kaum bemerkbare Würmlein schlüpfen, die sich sogleich kennen und einen Verein bilden. Ihre erste Speise ist nur das zärtere des starken Blattes. Haben sie da nichts mehr Feines für ihre schwächliche Verdauung, und den größern Theil des Blattes zum Gerippe gemacht, so verfügen sie sich insgesammt in geselliger Ordnung zum nächsten, und setzen diese Nahrungsart bis zur Neige des Herbstes fort, wo kühle Nächte und Nebel dem bisherigen angenehmen grünen Kleide der Bäume und Buchwälder den gelben Anstrich geben. Den meisten unter den gesellschaftlich lebenden Raupen, die sich auf Stauden oder Bäumen ihre Nahrung suchen müssen, ist es eigen, sich durch Seidenfäden, welche das unbewaffnete Auge kaum bemerkt, die aus ihrem Munde kommen, in ihrer Höhe zu befestigen. Unsere Thierlein aber spinnen zum leichtern Gehen über das Blatt, und von demselben weg an den Ast, mehrere leicht ins Auge fallende Fäden, und wandern sie weiter, so wird wieder mit gleichem Triebe das zweite und so fort andere übersponnen und befestiget, bis das lezte ihr Winterquartier wird, wodurch sie also der Gefahr, mit dem fallenden Laube auch mitzufallen, auf das geschickteste vorbeugen, weil so ihre Behausung an einer seidenen aus mehreren hundert Fäden gemachten Schnur fest genug ist. Sie leben also nicht unter weichem Moos, nicht unter der wasserfesten Decke des angehäuften Laubes, nicht in weitgespaltenen alten Baumrinden oder

in der Erde Schoos verkrochen, wie so viele aus ihrer Klasse, sondern sie haben ausgezeichnet ein spanisches Familienschloß in der Luft, das wie das menschliche Leben an einem dünnen Faden hängt. Die mehr als viertel-jährigen und doch nicht groß gewachsenen Jungen hausen nun in dem engen Raume eines einzigen Blattes, welches sie mit einem leichten seidenen Gespinnst zusammenziehen, wodurch nun die ganze Gesellschaft in allem geschüzt ist. Einzelne haben sich zu dem noch in ein eigenes Häuschen einquartirt, das einem kleinen Cocon gleichet. Welch' weise Vorsicht liegt in dieser nie genug zu betrachtenden Einrichtung! Etliche Dutzend Geschöpfe schweben hier geschaukelt vom Winde an einem dünnen, auswärts wankenden Aestchen zwischen Himmel und Erde, in einem dürren Läubchen verborgen, harrend der Frühlingssonne, welche das starre Baumblut allmälig in Bewegung bringt, um bald möglich die erwachenden Nahrungssorgen dieser Schloßbewohner zu befriedigen. Mag er nun stürmen der Nordwind, der die englischen Kolosse auf dem Meere zertrümmert, dem oft Thürme nicht fest genug sind, der den Hochmuth hundertjähriger Eichen beugt: Schütte der Himmel in dickem Platzregen oder im wirbelnden Schneegestöber seinen Zorn durch die empörten Elemente aus — unsere Würmlein schlafen ruhig in ihrer Wiege. Wollt Ihr, lieber Nachbar! das Schauspiel dieser hängenden Behältnisse sehen, so wartet nur, bis der Frost die Bäume ihres Schmuckes beraubt hat, dann gehet hin, und Ihr werdet mehr an jungen als an alten Bäumen, mehr an den äußern als an innern Zweigen derselben noch einige Läubchen finden, welche dem Scheine nach unbedeutend, dürr und zum Abfallen gerichtet sind. Aber laßt Euch doch

durch den Schein nicht trügen; sie fallen gewiß nicht ab. Ein arger kleiner Obstdieb hat darin seine sichere Wohnung aufgeschlagen, der euere schönsten ästigen Bäume im kommenden Lenze ihres Schmuckes von Laub und Blüthe beraubt. Laßt Euch, wenn Ihr ein wahrer Freund der ökonomischen Baumkultur seyn wollet, die Mühe nicht verdrießen, da, wo der Arm nicht hinreicht, mit einem Hacken alle die hängenden Wurmhäuser abzudrehen; ihr habt Euch dadurch von einem furchtbaren Feinde befreit, und den unfehlbaren Segen wird, ohne andere böse Naturereignisse, der kommende Herbst zum Lohne Euch geben. Oeffnet ein solches Blättchen, und Ihr werdet die kleinen Cocons, Würmlein, ihr Gespinnst und den Koth darin finden.

Stellt sich nun im März die Aequinoctial-Sonne mit ihrem stärker wirkenden Lichte ein, fühlen die zarten Aeuglein der Zweige des Frühlings Ankunft, so kriechen auch die Räuplein aus ihrer Stube, und versuchen den ersten Spaziergang an dem schlanken Aste, der ihre leichte Wohnung bisdahin getragen hat. Es kommt wohlbegreiflich auf früheres oder späteres Eintreten der warmen Tage an, welche die ganze Entwickelungsgeschichte befördern oder zurückstellen. Sobald möglich machen sie sich an die treibenden Sprossen, und zerfressen sie. Wie in Prozession wallfahrten die Thierlein von einem Zweige zum andern, klammern sich überall an ihr äußerst feines Gespinnst, um nicht durch Schütteln, durch starken Wind, oder von andern Insekten geärgert, herunter zu stürzen, und lassen sich die gute Speise wohl schmecken. Die gänzliche Entlaubung eines mittelmäßigen Baumes ist kaum durch eine andere Raupenart so möglich wie hier, weil diese

schon ein halbes Jahr vorher entwickelt, die ersten Wonnetage zu begrüßen, und die Milchkeime wegzuhungern im Stande ist. Würde unsere Raupe erst dem dickbelaubten Baume im Mai nachsetzen können, so hätte der gute Landbauer nicht größeres Unheil in seiner Plantage zu befürchten, als von der oben schon benannten Neustria, deren fein verleter Eiring um ein federkieldickes Aestlein erst durch die späte April- oder Maisonne zum Auskriechen reif wird, und also den Baum schon belaubt, oft im ganz vollen grünen Kleide antrifft.

Ist nun einmal bei dem Crataegi der Nahrungstrieb recht erwacht, so wird derselbe nur bei Tage, aber alle Tage befriediget, bis der Wurm seine Größe hat. Oft hat die gehörige Corpulenz erst dann ihren obersten Grad erreicht, wenn nicht ein einziges Blatt mehr am Baume ist. Auch sind die Mahlzeiten reichlich, und doch nicht vergeudend. Die Raupen genießen zwar ohne sorgenden Verstand, doch sparet man, um wieder genießen zu können. Würden die Thierlein ohne Zusammenhang eines da, das andere dort, sich alle Tag durchkreuzende Plätze wählen, so würde bald mehr, bald weniger, bald nichts auf dem oft ohnehin sparsam bewachsenen Baume angetroffen, und dadurch das Klettern und das Winseln vervielfältiget werden. Aber es geht haushälterischer zu. Eine aus allen führt den ersten Faden spinnend und dadurch die Bahn vorzeichnend den Zug an. Es folgt alles ohne einen Trommelschlag im Stillen ruhig nach; man vertheilt sich ohne Streitigkeit. Haben sie sich weidlich gesättiget, so kehren sie in ein Geweb zurück, welches sie gemeinschaftlich gegen den Stamm zu im Innern des Baumes verfertiget haben, das als gute Herberg sie vor dem Ungestüm der Witterung schützt.

Für ordinär essen sie zweimal des Tages genug, und sollte es in der strengen Fasten seyn, Vormittag und Nachmittag. Bei der hohen Sonne ruhen sie meistens in ihrer sichern und schattigen Herberge. Diese Hausordnung wird mit vorgerücktem Alter freilich etwas locker, da oft der Vorrath zu Ende geht, und jede sich des täglich größern Genusses sichern muß.

Während der Zeit ihres Raupen- und Raublebens häuten sie sich, wie alle ihrer Art. Ungefähr 14 Tage nach ihrem Frühlings-Austritt stellt sich ein Ruhepunkt ein. Ohne Nahrung und ohne Bewegung scheinen sie krank zu seyn. Doch schon am dritten Tage folgt die Auflösung des unerklärlichen Stillstandes unsers bishin so belebten Häufleins. Es berstet ihnen nemlich am Kopfe die Haut entzwei, der Rückenstrich zertheilt sich immer weiter, und eine neue Raupe, deutlicher gezeichnet, ranket aus dem alten Balge hervor, welcher in Zeit von 3—4 Minuten gegen den Hinterleib abgestreift und zusammengeschrumpft abfällt. Die neue sehr zarte und noch feuchte, von der frühern nur in der Größe unterschiedene Gestalt muß sich vorerst ans Klima, an Luft, Licht und Wärme gewöhnen, und einige Bewegung versuchen. Doch schon am gleichen Tage feiert die ganze neu bekleidete Gesellschaft auf einem grünen Zweige ihren zweiten Geburtstag, an dem sie das alte Gewand, aber nicht die alte böse Gewohnheit abgelegt haben. Täglich größer, stärker, hungriger besuchen sie, von einer Heerführerin angeleitet, nun noch alle übrigen Läubchen, bespinnen jede ihrer Marschrouten, um besser klettern und vor dem Niederstürzen sichrer seyn zu können. Diese eintönige Lebensart setzen die Würmer fort bis zur Vollendung ihrer Tage, häuten sich noch einmal auf die gleiche erste Weise; und dann endlich beginnt der wichtige Schritt zur zweiten ernstern Periode ihres kurzen Daseyns. Fast anderthalb Zoll lang, begibt sich die fein behaarte, mit schwärzlichen Strichen und gelbauslaufenden Dupfen vermischt gezeichnete, gesellige, zur V Klasse des Thierreichs III Ordnung und 13ten Familie der Tagvögel gehörige Raupe *) auf den Rückweg. Das schon einige Tage aufgelöste Band des Ordens trennt nun alle Glieder, und es

*) Ochsenheimer 1r. Thl. 2te Abth. S. 141.

liegt jedem einzelnen ob, für sich allein zu sorgen. Wenige bleiben am Baume, andere machen sich an den Pfahl, der dem zolldicken Fruchtbaum bisher zur Stütze diente; die übrige größere Zahl kriecht dem Stamme nach hinunter auf den Boden, sucht den nächstbesten dürren Zaunbengel, Brett oder Stein, oft 5—6 und mehr Klafter weit durch hochgewachsenes Heu oder Korn, klettert 1—5 Schuh hoch hinan, und bereitet sich da ruhig und unschädlich auf den von dem betrübten Landmann schon lang gewünschten Raupentod vor. Das erste Werk vor dem Uebergang in ein besseres Leben ist, sich an einen Pfahl, Stamm, Brett, Stein, Mauer, Wand ꝛc. so zu befestigen, daß das unbehülfliche Geschöpf in diesem wehrlosen Zustande dem Witterungswechsel und den zornigen Elementen auch hier die Stirne bieten könne. Ob ihre Lage nach Ost oder Süden gerichtet sey oder nicht, scheint bei diesen Hochfressern gleichgültig; da hingegen die Crysolide, der Brassica sich unter Dach und in die Wohnstuben der Menschen recht gerne macht. Sie kleben sich nun vermittelst eines vervielfältigten seidenen Fadens am Hintertheil des Leibes nahe und fest an den Ort; dann mit dem Gesichte aufwärts gerichtet schließen sie sich zur linken und rechten Seite mit einem gleich verstärkten Faden an die Wand, der frei über dem dritten Rückenring liegt, damit sie sich so ungenirt krümmen, aus dem Balge herauswinden, gegen Feinde schlagen und doch nicht rückwärts fallen können. Nach 3—4 Tagen Ruhe, in denen sich ihre dunkle Leibesfarbe durchscheinend immer mehr hellet, der Leib etwas kürzer und der Kopf eingebogner wird, öffnet sich oben das Kleid, und eine neue unerwartete Kreatur winselt, krümmt, dreht und dehnt sich aus der alten rückwärts abgestreiften Haut, und die durch ihr komisches Aeußere höchst interessante Figur kommt da buntgefleckt, weißgrün, mit den Merkmalen eines inliegenden Flügel-Insektes zum Vorschein. Beide Seiten sind offenbar für die Flügel; auch den Gang der sechszehn Füße und der gekolbten Fühlhörner, die auf der untern Seite neben der Fußzeichnung bis zur Körperhälfte sich erstrecken, bemerkt man leicht. Das mit dem Kopf nach oben gerichtete Hängen im Freien bezeichnet den Tagschmetterling und seine Familie. Antiopa, Atalanta und andere schöne Puppen hängen abwärts mit dem Kopfe.

Wir haben wohl Ursache bei der Verwandlung dieser Würmer zu staunen; denn dieses zweite öde Leben ist ganz von dem ersten unterschieden; und doch ist nicht abzuphilosophiren, daß nicht der gleiche erste belebende Geist sich anders eingehüllt habe. Vorherrschend bleibt in allen drei Lebensstufen der in Ringe abgetheilte Leib der Raupe, der Puppe und dem Schmetterlinge eingedrückt, und im ersten und dritten die Annäherung ans Pflanzenreich. Kommt Euch, lieber Freund! hier keine Vorstellung in Sinn, die Euch an unsere eigene Verwandlung erinnert? Das Grab — der Sammelplatz edlen Samens — gibt uns einst schöner zurück. Wir bewundern hier nicht ohne große Ursache die Tausendkünstlerin Natur, die da aus einem kriechenden Wurme so etwas ganz Entgegengeseztes in wenig Tagen gestaltet hat. Es braucht Augenzeuge zu seyn, um versichert zu werden, daß in dieser Bahre das gleiche Wesen wohne, welches man kurz vorher in Menge, in brüderlicher Kameradschaft auf den Zweigen der Bäume kletternd und ganz anders geformt angetroffen hat. Der noch vor etlichen Tagen so gefräßige Wurm lebt nun ohne die mindesten vegetabilischen Stoffe. Es fehlen ihm dazu auch alle Werkzeuge. Nur bemerkt man mit optischen Gläsern an seinem Körper die nöthigen Seitenöffnungen zum Einathmen der Luft. Das sechszehnfüßige Thierchen ist jezt ohne Füße unbeweglich. Der weiche sparsam behaarte Balg ist nun hornartig, das einst Gelenkige starr, das Runde eckigt. Das niedrige Böse, das nur zum Schaden gelebt, ist verschwunden; das unterthänige Kriechende ist verwandelt. Aufrecht gerichtet blickt das Antliz, um beim ersten Erwachen aus dem Schlafe den dankenden Blick dem Schöpfer zu schenken. Das jezige Aeußere des Puppenstandes ist die verschiedenste Abstufung von der vorherigen Haushaltung; aber nicht minder zweckvoll. Das Verborgene in der schäckichten Hülle bedarf nur noch Luft und Wärme, das man wohl unschädlich gestatten mag. Nicht viel mehr oder minder, je nach den thermometrischen Graden, als 21 Tage sind hinreichend, das Geheimniß zu enthüllen. An einem heitern Vormittage öffnet sich quer durch und oben gegen den Rücken der Sarg. Es entwindet sich da mühsam etwas Lebendiges, Beleibtes, mit Gliedmassen versehen. Ein Saugrüssel

spiralisirt voraus, Fühlhörner, Füße, kleine Flügel kommen da zum Vorschein, und endlich schlüpft der ganze Schmetterling, doch nicht größer als die Hülle war, heraus. Die matten Flügel sind in keiner Proportion mit dem übrigen Körper. Doch Geduld! Die neue herrliche unerwartete Gestalt klammert sich mit ihren langen Vorderfüßen an den nächsten festen Gegenstand, und nun bietet sich unserm gespannten Blicke ein äußerst interessantes Schauspiel dar, nemlich die Vollendung, die lezte Entfaltung des Sommervogels. Die kurzen Flügel fangen an sich zu regen, zu krümmen; ein gelblicher Saft schleicht sichtbar durch die schwellenden Adern, und wir können hier Zeuge seyn, wie in Zeit einer halben Stunde die vier Flügel zu jener Größe und Stärke erwachsen, welche den erleichterten Leib in die freie Luft zu heben kräftig genug sind, und uns das dritte periodische Leben des Papilions in ganzer Schönheit darstellen. Ein lilienweißer Vogel schwingt nun seinen Fittig, der warme Sonnenstrahl erhärtet der Adern Saft, und schon das erste Probestück des kühnen Jünglings gelingt. In schwelgerischer Freude lichtet sich der Falter in die Höhe, genießt in ungezügelter Freiheit Himmelsleben, sucht sich leichtfertig herumflatternd Freude und Wonne im Eden farbiger Wiesen und wohlduftender Gärten; lebt nicht mehr von Kräutern, sondern von Honig aus dem Blumenkelche, und beide Geschlechter, mit dem feinsten Geruchsorgane begabt, finden endlich ihr höchstes Glück in Hymens Umarmung, was ihnen Flora auf dem Scabiosen-Bette bei hellem Mittag gestattet.

Hier, lieber Nachbar! habt Ihr Euern Schadenbringer, die Teufelskatze, wie die Leute sagen. Es ist gewiß kein anderer, der Euch und Euern Kleinen dermal um die große Freude gebracht hat, als der unansehliche Wurm des Papilio Crataegi, dessen bessere Tage, in denen er in seinem Feierkleide erscheint, bis Ende Juli oder Anfangs August dauren. Diese Monate machen seinem Daseyn ein Ende.

Seine ganze Entwicklungsgeschichte zeigt offenbar, daß wir uns vor ihm nicht so sehr zu fürchten haben; denn er besizt ausgeschieden vor andern die ihm nachtheilige Eigenthümlichkeit, daß er sich nicht verbergen kann. Es ist ihm, wie keinem andern, auf mancherlei Weise und

leicht beizukommen, wodurch seine ungesegnete Fortpflanzung bedeutend vermindert wird. Danken wir der Vorsehung, in deren weiser Absicht es lag, diesen verderbenden Wurm, dessen räthelselhaften Nutzen wir blos im Glauben, daß in der Schöpfung nichts zwecklos sey, jezt noch anerkennen, unserer Verfolgung preis zu geben, und ohne köstliche Mühe dem Ueberdrange desselben wehren zu können. Nicht die dunkle Nacht, sondern das helle Taglicht lockt ihn zum Fluge; die Raupe haltet offene Tafel, und die Oekonomie ist gesellig. Seines Daseyns untrüglicher Zeuge ist im April und Mai der naktwerdende Baumast; im Winter das flatternde Signal in einem schwachen verdorreten Baumblatte, das an einem seidenen Schnürlein vom äußern Zweige herabhängt. Seine Puppe oft weiß- oft hellgrün grundirt mit den vielen regelmäßigen schwarz bedupften Verzierungen hängt an den Zäunen der Landstraßen zur Schau; den milchweißen, mit schwarzen Adern gezeichneten Vogel trifft der Reisende im Mai und Juni oft vieldutzendweise auf feuchtem Gassenkoth sitzend an. Auf den Landstraßen zertreten Pferde und Kutschen viele dieser Schmetterlinge, indem sie gruppenweise so lange in den nassen Leisen sich verweilen, bis die Flucht zu spät ist, und der Schwarm wie große Schneeflocken um Roß und Wagen fliegt, wobei oft nicht wenige unter dem Huf- und Radeisen den Tod finden. Sein Daseyn ist also kein Geheimniß mehr. Nicht in schattigen Wäldern, nicht auf hohen Bergen, nicht im Sumpfe ist er zu Hause. Sein Raub geht mehr auf jüngere als an alte Bäume, und der Sommervogel fliegt bei Tage auf allen Wiesen. Zwar würde der Gewinn mit Vertilgung der Puppen und Schmetterlinge nur geringe werden, wenn wir auch mit Fleiß und Mühe uns damit abgeben wollten. Desto größern Nutzen aber würden wir haben, wenn wir mit Ernst der Brut nachstellten, und um so eher sollten wir uns zur Vertilgung derselben verstehen, weil diese Raupe vielleicht weniger Feinde in dem Thierreiche zählt, als andere; denn nicht einmal der Sperling rechnet sie unter die Delicatessen. Wenn so viele niedliche Räupchen, aus deren Puppen oft seltene Dinge kommen, mit Scharfblick von der emsigen Meise und dem bekannten Röthelein von Zweig zu Zweig emsig aufgesucht mit Vaterliebe der schreienden Brut und

ihrer Mutter in den offenen Schnabel getragen werden; so darf der Crataegi dieser Ehre sich nicht rühmen, außer es nahen sich die groben Krähen und Dohlen, die diese Würmer picken. Aber ohne diese bleiben selbe ruhig, wenn nicht etwa eine Ameise über sie kommt, wo sie aber ihren Unwillen mit Herumschlagen des Kopfes und einem rothen Saft aus dem Maul an den Tag geben. Doch bleibt die Raupe dem Stiche des Ichneumons, der kleinern und größern Fliegen ausgesezt. Oft verfaulen die Puppen, oder verdorren; ein nasser Frühling, der ihr die Nahrung zu viel wässert, bringt ihr Durchfall und Tod.

Es bleibt also des Baumbesitzers Schuld, wenn er bei diesen Hülfsmitteln und bei der Leichtigkeit, sie zu vertilgen, den günstigen Zeitpunkt vorüber gehen läßt. Freilich hat der Eigenthümer einiger hundert Bäume Arbeit genug; aber scheue er sie nicht, sie belohnt ihn.

Daß die Verderbnisse an den Bäumen in den Kantonen Zürich und Thurgau nicht allein dieser schädlichen Baumraupe zuzuschreiben sind, hat seine Richtigkeit. Es ist auch die an ihrem Knaulgespinnste leicht zu erkennende Tinea Padella und Evonimella, welche an hohen und niedern Prunusarten übel hausen. Es ist auch die Lanestris, die auf Stauden und Bäume ihre Gewebe anhängt; dann finden wir die Chrysorrhea, welche auf Zwetschen-Bäumen wie obige gesellig lebt. Eine der schlimmern ist oft die Bombyx Antiqua, deren unbeflügelte Weibchen einige hundert Eilein auf Apfelbäume, Cornus mascula (Cornelskirschen) ꝛc. legen. — Ohne Zweifel ist der Baum- und Fruchtdieb in oben genannten Gegenden nebst dem, den wir nun näher kennen, die noch weniger bekannte Geometra Brumata, die die Blätter wickelt, in den Kelch der Blüthe dringt, und den Fruchtansatz zerfrißt. Wo aber die Bäume laublos, nakt und kahl erscheinen, da ist unser bisherige Papilio Crataegi (Kreuzdornfalter) zu Hause gewesen. Hier, mein Freund! habt Ihr nun die Geschichte. Ich danke für die Geduld!

Jos. Eisenring, Capitular von Pfäfers
und Pfarrer zu Wallenstadt.

Chur, bei A. T. Otto.

Bündnerisches Volksblatt

zur

Belehrung und Unterhaltung.

Montag, Nro. 8. 13 April 1829.

Der landwirthschaftliche Verein in Schams.

Wo Fortschritt, da ist Leben! Nicht jeder Fortschritt führt zum rechten Leben, aber wo verständige und thätige Männer sich verbinden, um in Uebereinstimmung mit ihren Kräften, mit der Natur und Beschaffenheit ihres Landes und mit Berücksichtigung aller Eigenthümlichkeiten ihres Klimas und ihrer Verhältnisse, den Versuch zu machen, die landwirthschaftliche Kultur ihrer Heimatgegend zu heben, das Althergebrachte, wo es mangelhaft ist, zu verbessern, Neues zu erproben und das Schöne mit dem Nüzlichen zu vermählen: da dürfen wir einen Fortschritt zu höherm ökonomischem Wohlstande und zur Vervollkommnung der geistigen Kräfte hoffen. Der Boden ist wohlthätig und gerecht; je mehr der Mensch für ihn thut, desto mehr thut er für den Menschen. Aber diese Thätigkeit des Menschen muß zweckmäßig, das heißt in Anwendung der Mittel so beschaffen seyn, daß der Zweck dadurch erreicht werden kann; sie muß ausdaurend seyn — d. h. nicht eher Früchte hoffen, als bis deren Zeit gekommen ist; sie muß ein Ziel erstreben, das sowohl den eigenen Kräften als den Landesverhältnissen angemessen und möglich ist. Wie in allen Dingen, muß man auch hier das Gelingen solcher Versuche von der Thätigkeit und Verständigkeit der Einzelnen erwarten, aber zu leugnen ist nicht, daß ein Unternehmen der Art, wie das vorliegende, um so leichter gelingen und der gute Muth um so länger aufrecht gehalten werde, je mehr thätige und verständige Männer zu einem planvollen Zusammenwirken

sich die Hände reichen, sich gegenseitig belehren und unterstützen.

Dieser Voraussetzung zufolge, wird wohl jeder Freund unsrer landwirthschaftlichen Kultur mit Vergnügen und Hoffnung die Nachricht vernehmen, es habe sich in der Landschaft Schams, in Folge zweckmäßiger Einleitung, unter einem ansehnlichen Theil der verständigen Männer dieser Thalschaft ein landwirthschaftlicher Verein gebildet, der es sich zum Zweck vorgesezt habe, so weit es die eigenen Kräfte und die Natur einer so hochgelegenen Gegend erlauben, angemessene Versuche zur Vervollkommnung des Thalanbaus in Wiesen, Gärten und Aeckern, Obstzucht und Waldkultur anzustellen, um einestheils die Landschaft zu verschönern, anderntheils den größt' möglichen Nutzen aus ihrem Lande zu ziehen.

Dieser Verein ist einmal nur für die nächsten fünf Jahre geschlossen, hat seine Statuten und seinen Ausschuß, pflegt während des Winters einiger allgemeinen Zusammenkünfte, beraumt aber dem Ausschusse auch monatliche Versammlungen im Laufe des Sommers an. Diesem Ausschuß ist sowohl die Leitung des Ganzen und der einzelnen Versuche und Einrichtungen, als auch die Beaufsichtigung von Leistungen der einzelnen Mitglieder in monatlichen Excursen anheimgestellt. In den allgemeinen Winter-Zusammenkünften sollen die Ergebnisse sämmtlicher Versuche mitgetheilt und einer allgemeinen Ueberlegung und Prüfung unterworfen, das Hauptresultat aber, mit Belobung derer, denen die Ehre zukommt, in einer jährlichen Uebersicht aus dem Protokoll gezogen und zur Mittheilung vorgelegt werden. Theils um das Intresse für verschiedene Zweige der Landwirthschaft zu wecken, theils um denjenigen zu genügen, die sich wirklich eine allgemeinere Uebersicht dessen wünschen, was anderswo im Vaterland oder auswärts geschieht: ist auch ein kleiner Lesezirkel angeordnet, der einige der bessern landwirthschaftlichen Anleitungen, wie sie hiesigem Lande und Volk zusagen können, enthalten soll.

Die eigentlich anzustellenden Versuche dieses Vereins sollen damit beginnen, daß jeder Theilnehmer sich zur Anpflanzung und Wartung von sechs edeln Fruchtbaumstämmen verpflichtete, woraus man einestheils sogleich die praktische Richtung des Vereins erblicken, anderntheils die

Hoffnung schöpfen kann, daß sofern dieser Versuch mit angemessener Vorsicht geschieht, gar bald die Thalbewohner von der Wirksamkeit der Vereinsglieder erfreuliche Früchte gewahren, der Thalgrund selbst durch einige Hundert Obstbäume geschmückt werde.

So weit die Mittheilung über Plan und Einrichtung dieses Vereins! Die Redaktion des Volksblatts kann nicht umhin, hier einige kurze Bemerkungen beizufügen. Zuerst müssen wir bekennen, daß wir gerade von solchen Thal- oder Landschafts-Vereinen am meisten für Hebung und Vervollkommnung der Landeskultur hoffen, weil — wie die ökonomischen Betrachtungen in Nro. 5 dieser Blätter mit der richtigen Bemerkung schließen — jeder in dem Zweige, wo ihm die Hände nicht gebunden sind, das leisten müsse, was er zu leisten vermag. Jeder Theil unsres Landes ist als eigene Kulturzone zu betrachten, d. h. Boden, Luft, Witterung, Anbau-Fähigkeit und Naturhindernisse sind jedem dergestalt zugetheilt, daß er seine eigenthümliche Oekonomie, eigene Kulturpflanzen, eigene Wartungsregeln und Landarbeiten voraussezt und fordert. Soll daher dieser oder jener Zweig der Landeskultur gelingen, so muß er in jeder Landschaft auf Beobachtung und Erfahrungen über alle obengenannten Eigenthümlichkeiten gebaut seyn, sonst ist Mühe und Zeit vergeblich aufgewendet. Dieß kann am besten so geschehen, daß die Verständigen in jeder Landschaft sich zu Versuchen und Unternehmungen verbinden, um mit gemeinschaftlichen Kräften und Einsichten das Zweckmäßige zu ergreifen. Dabei aber ist den Theilnehmern allen Ernstes zu empfehlen, sich einerseits — im Bewußtseyn eine gute Sache in redlichem Sinne unternommen zu haben — von denen nicht irre machen zu lassen, die alles Neue hassen oder aus selbsteigener Trägheit die ungewöhnlichen Anstrengungen anderer mit dummstolzem Achselzucken bespötteln. Mancher Versuch wird vielleicht gar nicht gelingen, mancher vielleicht nicht zum erstenmal belohnende Früchte tragen; aber in aller Welt haben Muth, Ausdauer und Vielfältigkeit der Versuche stets zulezt zu einem glücklichen Ziele geführt, wenn die erstrebte Sache selbst unter den gegebenen Verhältnissen nicht unmöglich war. Andrerseits mögen sie sich hüten vor einem innern Widersacher, der vieles Gemeinnützige hindert und vereitelt: es ist der

engherzige Privatgeist, der nur in die eigenen Scheunen sammeln möchte, sich selbst aber mit der Aussaat nicht abmühen, oder zum Besten des Ganzen ein Opfer bringen.

Sodann muß man diesem Vereine diejenige Aufmerksamkeit, Theilnahme und Begünstigung von Seite der obrigkeitlichen Behörden wünschen, wodurch die Sicherung des Eigenthums gewährleistet, Ordnung und zweckmäßige Verbesserungen gegen Muthwillen, Rohheit und alte böse Gewohnheiten geschüzt werden. Indessen wenn gerade die Verständigern und Einflußreichern in jeder Landschaft sich vereinten, um das Mangelhafte und Verderbliche zu verdrängen, das Bessere nach reiflicher Prüfung aller Verhältnisse an dessen Stelle zu setzen, so müßte gerade durch ihre Verbindung erstrebt werden, daß allmählig das Privateigenthum in seiner vollen Freiheit dem Eigenthümer anheim gestellt werde; daß ihm gegönnet sey, solches durch billigen Auskauf von hindernden Gemeindslasten und Servituten zu befreien, und daß auf verleztes Recht eine gerechte Strafe gesezt und gehandhabt würde. Indessen hängt nicht alles von weltlichen Verordnungen und Gesetzen ab; es wäre für die Sache sehr erwünscht, für den Predigerstand gewiß höchst ehrenvoll, wenn die Herren Geistlichen durch Wort und Lehre nicht blos fürs kirchliche, sittliche und religiöse Leben sorgen, sondern durch Ermahnung, Beispiel und besonders durch kleine Versuche und Belehrung des Landmannes über sein Intresse und was andere mit Glück erprobt haben, auch auf das ökonomische Leben einzuwirken suchten. Es liegt auch eine solche Einwirkung aufs häusliche und ökonomische Leben ihrer Gemeindsglieder ganz und gar nicht dem Berufskreise ihrer Stellung so ferne, als es manchem nur so scheinen mag; gewiß ist, daß wo Ordnungsliebe, Treue und Sinn für nüzliche Thätigkeit überhaupt zunehmen, daß auch daselbst die Aussaat sittlicher und religiöser Lehren auf einen bessern Boden fallen werde; der Mensch ist überall ein Ganzes, er kann nicht leicht hier hinken, dort gerade gehen; hier faul, dort fruchtbringend und gesund seyn! Wie wirksam, um nur Ein Beispiel hier anzuführen, könnte der Ortsgeistliche seyn, der seine Schulkinder nicht blos fremde Gärten, Obstbäume und Feldfrüchte achten und schonen lehrte; der nicht blos den faulen Schlendrian und das

Vorurtheil fürs Hergebrachte bekämpfte, Achtung und Prüfung des Neuen und Fremden anregte: sondern der auch seine Confirmanden und größern Schulknaben anleitete, einen jungen Obstbaum zu pflanzen, zu veredeln und zu pflegen, gleichsam als ein Gedenkzeichen ihres Uebertritts ins fruchtbringende Mannesalter und als ein Werk, dessen Früchte sie im Greisenalter erst pflücken wollten. Wer weiß nicht, was der bekannte Pfarrer Oberlin hierin gethan habe? Der durch seine Schriften über Obstbaumwesen und Bienenzucht bekannte Oberpfarrer L. Christ hat durch Unterweisung in diesen Kulturzweigen aus einem armen Dorfe ein wohlhabendes gemacht.

Drittens wollen wir in Hinsicht auf die Obstbaum-Versuche in Schams darauf aufmerksam machen, daß die Vereinsglieder durchaus nicht veredelte Baumstämme aus mildern Gegenden, etwa aus Baumschulen von Chur oder Aarau 2c. 2c., in ihr höheres Thal verpflanzen möchten, weil deren Gedeihen höchst zweifelhaft daselbst seyn muß; am besten wirds seyn, aus benachbarten Wäldern wilde Aepfel- und Kirschenstämme zu holen, sie vorerst an Klima und Boden zu gewöhnen, in den ersten Wintern durch Strohseile gegen Frost und Schneegestöber zu schützen und dann erst durch zweckmäßige Propfreiser zu veredeln. Vielleicht würde die Anlegung einer eigenen einheimischen Baumschule in solchen Landschaften die sicherste Gewährleistung zum Aufhelfen der Obstkultur daselbst hergeben.

Endlich wünscht die Redaktion dieses Blatts, daß solche Vereine, wenn ihrer mehrere entstehen, ihre Unternehmungen und die Ergebnisse ihrer Versuche von Zeit zu Zeit an uns mittheilten, damit dem gesammten Vaterlande, schon um der Aufmunterung willen, vorgelegt werden könnte, was hie und da mit Glück und Erfolg versucht worden sey. Daß aber solcher Vereine mehrere entstehen möchten, ist unser Wunsch, weil wir nur von örtlichen, dem Klima und allen Eigenthümlichkeiten jeder Landschaft angemessenen Versuchen etwas Rechtes erwarten; jedenfalls stehen wir bereit, solchen Unternehmungen nach Kräften zu dienen, wenn man unsere Mithülfe in Anspruch nehmen will.

***.

Der Unglücksvogel.

Der leztverflossene Winter war nicht gerade einer der kältesten, aber in seiner Temperatur sehr abwechselnd. Die heftigste Kälte kam erst im Februar, in dessen erster Hälfte es auch in Rom und Neapel so kalt machte, wie seit vielen Jahren nicht mehr.

Die ausserordentlich schnelle Abwechslung von Kälte und gelinder Temperatur während der ganzen Winterszeit wirkte indessen sehr nachtheilig auf die Gesundheit der Menschen; daher zeigten sich viele Entzündungskrankheiten in bösartiger Form und förderten nicht Wenige zum irdischen Ziel. — Aus andern Weltgegenden hörte man gleichzeitig viel von Pest, Krieg, Blatternkrankheiten u. s. w.

Unter den vielen, die den Trauerflor umgeschlungen, war auch ich, und sonderbar fiel es mir auf, als ich eines Tages einen Vogel in die Hände bekam, der in mir Nachdenken über den sonderbaren Zusammenhang gewisser Ereignisse in der Welt erregte. Dieser Vogel, welcher äußerst selten, nur in ganz besondern Jahrgängen, in unsern Thälern erscheint, den ich noch nie bei uns gesehen, und dessen Vaterland die Länder des arctischen Kreises sind, ist Ampelis garrulus, der Seidenschwanz. Warum sein Erscheinen mir auffiel, ist das Zusammentreffen dessen, was man ihm andichtet, mit den unglücklichen Ereignissen dieses Winters. Er heißt nemlich von ältern Zeiten her: Sterbevogel, Unglücksvogel und Pestvogel. Schon der alte sehr geachtete C. Geßner sagt: rari sunt plerisque in locis, et cum apparent aeris mutatio expectatur pestilens. (In den meisten Gegenden trifft man sie selten, und wenn sie erscheinen, sind sie Vorboten ungesunder Witterung.) — Wir wissen zwar recht gut, welche Ursachen diesen Vogel in unsere Gegenden führen, aber wir wollten hier zeigen, wie der Zufall zuweilen dem Aberglauben zu dienen scheine. Th. ***.

Witterungsbeobachtungen im Oberengadin und Chur.

Oberengadin, den 12 März 1829.

Gewöhnlich ist der Monat Jenner in unsern Hochgebirgen lieblich und heiter, wenn er übrigens in der Regel schon zu den kältesten Wintermonaten gehört. Diesen Winter aber fröhnte er gar oft und viel der Mode, war wetterwendisch und wenn auch nicht eigentlich ungestümm und windmachend, so gefiel er sich doch häufig in plözlicher und starker Abwechslung der Temperatur, welches auffallend nachtheilig auf die Gesundheit einwirkte und allerlei Anfälle von Krankheiten erzeugte, wie es sonst nur beim Frühlingswechsel der Fall zu seyn pflegt, wenn Nebel und Feuchtigkeit unser Berg- und Thalland heimsuchen. Der Monat Februar war seinem Vorgänger ähnlich, übertraf ihn wohl noch in seinen schädlichen Wirkungen, so daß auch wohl erfahrene Aerzte die Frage sich vorlegten, ob nicht ein eigenes Miasma oder Luftverderbniß zugegen gewesen, oder ob die berührten Krankheitserscheinungen nicht durch den plözlichen Wechsel der Temperatur allein herbeigeführt worden? Ohne die Lösung dieser Frage mit Entscheidung zu versuchen, geben wir hier die täglichen Angaben des Thermometerstandes, wie sie an drei verschiedenen Orten gleichzeitig nach Reaumure angestellt und notirt worden. Wenn gleich das Resultat auch nicht das nemliche ist, so sind doch die dazu gebrauchten Instrumente unter einander wenig abweichend und die Abweichung läßt sich am besten aus der eigenthümlichen Lage der drei Dörfer im Ober-Engadin und deren besondern Windströmungen erklären.

Zu Campfeer, dessen Lage, nach Kasthofer, 5772 Fuß überm Meer seyn soll — nach L. v. Buch etwa 5400 Pariser Fuß — beobachtete Herr Joh. Soldan; zu Samaden, etwa 5533 (?) Fuß ü. M., Herr Dr. Wettstein; zu Bevers Herr Apotheker Bovelin. Die Angaben von Chur (1837 Fuß ü. M.) sind uns von Herrn Prof. Tester mitgetheilt worden und enthalten den Thermometerstand der Mittagszeit.

Bemerkungswerth sind die Mittheilungen aus dem Oberengadin, daß am 4 Febr. ein Iris- oder Regenbogen ähnlicher Lichtkreis bei ganz heiterm Himmel, südöstlich am Horizont, einige Stunden lang sichtbar war; so wie

einige Tage früher, Abends 10 Uhr, die dorten sonst seltene Erscheinung eines Nordlichts, bei welchen Erscheinungen in unsern Regionen berühmte Aerzte uns ungesunde Witterung voraussagen wollen. Eben so verspürte man hier am 10 März, Nachmittag einen Erdstoß. W. J. U.

Januar 1829.

Jan.	Campfeer.	Samaden.	Bevers.	Chur.
	Grad unter 0	Grad unter 0	Grad unter 0	
1	— 4.	— 5.	— 5, 5	+ 0, 0
2	— 5, 5	— 7.	— 8.	+ 0, 0
3	— 4.	— 5.	— 7.	+ 1, 7
4	— 9.	— 9, 5	— 11.	+ 0, 5
5	— 10.	— 10.	— 11, 3	+ 0, 5
6	— 9.	— 9.	— 10.	— 4, 0
7	— 9.	— 9.	— 10.	— 4, 1
8	— 12.	— 15.	— 16, 5	— 5, 7
9	— 15.	— 16, 5	— 18.	— 7, 1
10	— 14.	— 18.	— 20.	— 4, 5
11	— 12.	— 13, 5	— 15.	+ 1, 5
12	— 7.	— 10.	— 11.	+ 5, 0
13	— 4.	— 5.	— 5.	+ 7, 6
14	— 10.	— 11.	— 11.	+ 3, 5
15	— 12.	— 14.	— 15.	— 3, 5
16	— 13.	— 16.	— 18.	— 4, 5
17	— 14.	— 17.	— 18.	+ 1, 9
18	— 12.	— 16.	— 16, 1	— 0, 5
19	— 11.	— 14.	— 15, 1	— 6, 0
20	— 13.	— 15, 5	— 16.	— 4, 6
21	— 16.	— 19.	— 20.	— 5, 7
22	— 12.	— 12.	— 14, 1	— 5, 5
23	— 7.	— 7, 5	— 8, 2	— 6, 5
24	— 5.	— 4, 5	— 5, 3	— 2, 4
25	— 7.	— 7.	— 7, 5	— 3, 5
26	— 12.	— 15.	— 16, 1	+ 3, 7
27	— 6.	— 9.	— 9, 2	+ 7, 4
28	— 5.	— 5.	— 5, 2	+ 5, 2
29	— 10.	— 12, 5	— 13.	+ 3, 5
30	— 7.	— 6, 5	— 8.	+ 5, 5
31	— 7.	— 7.	— 7.	+ 1, 0

Bündnerisches Volksblatt

zur

Belehrung und Unterhaltung.

Montag, Nro. 9. 27 April 1829

Jörg von Jörgenberg oder Frauenlist und Edelmuth.

Eine Bündnerische Volkssage.

Es gab einst ein Zeitalter, man dürfte es um seines eisernen Handwerks willen das eherne nennen, darin gehörten Rauben, Plündern und Gewaltthaten zum ehrenvollen Berufe eines Ritters; so sehr waren Denkungsart und Sitten verschieden von den Unsrigen. Den einsamen Wanderer niederzuwerfen, Gotteshäuser zu bestürmen, Viehherden und Waaren wegzuschleppen, fremde und einheimische Reisende, Juden oder Christen, Geistliche, Edeldamen und Kinder zu überfallen, und auf Hoffnung zum Lösegeld in gefängliche Haft, oft in scheußliche Burgkerker zu führen: dieß und dergleichen waren eben so ritterlich, für Ehre und Namen gleich makellos, als es ruhmvoll war und ein Vorrecht des Ritters, mit Schwert und Streitkolben Mann gegen Mann in hochhallender Feldschlacht zu kämpfen, oder in Gegenwart von schönen Edeldamen auf dem Ehrenfelde der turnierfähigen Ritterschaft Wappen und Schild mit Ruhm zu bekränzen, oder selbst mit des Kaisers geheiligter Majestät bei prachtvollen Hoflagern und Festspielen sich zu ergötzen. Offene Fehde oder Weglagerung war Zeitvertreib, nährte und ehrte seinen Mann, erhielt bei Kraft und Gesundheit, galt für Thätigkeit und Berufswerk. Dieses gewaltthätigen Berufs nährten sich auch im alten Rhätien viele Burgherrn und Ritter;

Schimpf und Schande hafteten nach den Begriffen jenes ehernen Zeitalters nur auf Feigheit und Tücke, wo aber der freie Mann seinen Arm und sein gewaltiges Schwert walten ließ, blieben Ehre und Ruhm unversehrt; denn damals entschied die sieghafte Faust über Fug und Besitz, und immer der Stärkere hatte Recht.

Wer das Netz von Thalland und Gebirg durchwandert, welches jezt den Freistaat Graubünden ausmacht, muß staunen über die Menge von Burgtrümmern, die wie Mahnungszeichen und Denkmäler eines kühnern, rauhern Geschlechts auf uns herabschauen; ihrer sind viele! Denn überall, wo die Thäler sich münden oder engen, auf Vorsprüngen und Nasen des Gebirgs, gemeinlich am Zuge der alten Handelsstraßen, und wo heutigen Tages kaum der Lämmergeier oder Adler an unzugänglichen Felswänden ihren Horst bauen können, da verwittern jezt einsam und gebrochen die alten Mauern und Thürme; immer grüner Epheu, das Sinnbild stiller, nie erlöschender Trauer, ranket durch Risse und Hallen empor; Eulen oder Falken suchen dort Schutz und sichere Wohnstätte. Oede Stille lagert um diese Trümmerhaufen, einst hauste dort ein frohes und ritterliches Geschlecht; aber die Geschlechter jener Zeit sind erloschen, Schild und Helm sanken mit den lezten Stammhaltern in die schweigende Gruft — vergebens fragst du nach Thaten, Rang und Stamm der alten Burgherrn: von mehr als 160 Burgen, die in Rhätien gezählt werden, ist uns kaum der Namen geblieben, aber wer dort gehaust, geliebt und gelitten, ist im Strome der Jahrhunderte zum großen weiten Meere der Vergessenheit hinabgeronnen. Andere Zeiten brachten andre Sitten, und wenn sie selbst aufständen, die geharnischten Kämpen und Ritter jener entschwundenen Jahrhunderte, mit Mühe würden sie Ort und Umgebung ihrer alten Familiensitze erkennen. Die Axt des jüngern Geschlechts hat den dunkeln Wald gelichtet, wo wilder Thiere Schlupfwinkel oder ödes Geröll die Halden deckte, prangen jezt fruchtbare Felder, grünen liebliche Alpenmatten und aus blühenden Obstgärten ragen die Giebel friedlicher Dörfer hervor; Einsamkeit und Vergessenheit aber umwehen die verwitterten Burgwarten, während stiller Friedensgenuß, Freiheit und Recht den Landmann beglücken, der wie ein mündiger Sohn der

ehernen Vormundschaft entwachsen, sich selbst zu Glimpf oder Schimpf sein eigener Grundherr, Schirmvogt und Gesetzgeber geworden ist.

Es ist indessen weder billig noch wahr, wenn wir alle jene Burgen mit dem Namen Raubschlösser verunglimpfen; viele mögen es gewesen seyn, aber hin und wieder waren es auch die Sitze freundlicher, biederer Herrn, die wie die Patriarchen der Vorzeit mit dem gemeinen Volke als mit ihres Gleichen lebten, es schüzten, ehrten und nach den Sitten jener Zeit beglückten. „Mein Vater, meine Voreltern, die Alten — so spricht Freiherr Heinrich Brun von Rhäzuns durch den Mund seines Dieners zum versammelten Volke beim Blutgericht zu Valendas — haben mit dem biedern Bergvolk allezeit ehrlich, ländlich zusammen gelebt; manchen Krug edlen Weins haben sie Euch zugetrunken, oft auf Rhäzuns, oft im Felde vor der Burg bei traulichem Schmause sich gegenseitig das Herz geöffnet." Schon die Namen vieler Burgen zeugen für ihre Bestimmung; Friedau bei Zizers sollte den Frieden wahren; Guardoval im Oberengadin eine Thalwache seyn; Straßberg hütete die alte Handelsstraße, und nach alten Urkunden war das Schloß Bellfort ein Zufluchtsort des Landvolks, wenn Krieg und Noth es bedrängte. Wie kräftig Herr Marquard von Vatz den freien Handel und Wandel schüzte, wie der edle Walther den Rheinwald in seinen Schirm nahm, wie selbst der verrufene Donat von Vatz seinem Volke zu Bellfort die Leibeigenschaft nahm, um Treue und guten Dienst zu belohnen: sind Züge aus der alten Rhätiergeschichte, die durch Sagen grausenhaftern Inhalts allzusehr in den Hintergrund verdrängt wurden.

Indessen bleibe bei Ehren und in Kraft, was alte Volkssagen uns erzählen, denn — sagt ein Sprüchwort — es hält sich kein Gerücht im Volke Jahrhunderte lang, es liegt immer ein Körnlein Wahrheit darin. Deshalb aber sind Volkssagen keineswegs vollgültige Geschichte, sondern gleichsam die Blümlein auf dem geschichtlichen Wiesengrunde, voll von Dichtung und Blüthenstaub, an dem kindliche Gemüther sich gerne ergötzen, ohne weiter zu fragen, oder mit der Goldwage abzumessen, wie viel Wahres und Wirkliches davon zu glauben sey. In dieses Gebiet gehören auch die ausgeschmückten Sagen von jenen

alten Räubern und Volksdrängern, die von Guler in ihrem Handwerke so kurz als treffend bezeichnet werden, wenn er sie Staudenreuter und Heckenfischer nennt. Aus dem Sagenbuch der Vorwelt, welches sich im Munde des Volks von je und je durch Fortpflanzung aufbehalten, heben wir hier die Volkssage heraus, die uns einerseits das rauhe, wilde und ungestümme Treiben eines solchen Raubritters darstellt, andrerseits aber das schöne Bild weiblicher Milde vormahlt, die mit stiller gottergebener Wirksamkeit die Wunden zu heilen suchte, welche die eiserne Faust ihres Ritters dem Volke schlug — obendrein dann die schöne Sage, wie endlich das erzürnte, langgeplagte Volk zum Racheschwert griff und den Dränger gewiß mit Recht seiner Wuth geopfert haben würde, wäre nicht auch hier beim rhätischen Landmann der Edelmuth und das Gefühl seiner Uebermacht eben so geneigt zum Verzeihen gewesen, als das gleich entrüstete Landvolk dem oben berührten Freiherrn von Rhäzüns bei Valendas Leben und Freiheit geschenkt hat.

Auf dem Rande der Berghalde, wo jezt von Obstbäumen und Ackerfeld umgeben das freundliche Dorf Waltensburg liegt, stand vor Zeiten das alte Raubschloß St. Jörgenberg, dessen stattliche Ruinen durch Größe und Festigkeit noch jezt in ihrem verwitterten und zerfallenen Zustande den Fuß des Wandrers hemmen und seinen Blick auf sich ziehen, um mit Staunen das weitläufige Gemäuer zu betrachten, das in fruchtbarer Umgebung, durch Umfang und Bau auf einen prachtvollen Rittersitz der Vorzeit schließen läßt. Daselbst hauste im Mittelalter ein mannfester Haudegen, Ritter Jörg von Jörgenberg, unter der Faust- und Schwertgerechten Ritterschaft jener Zeit ein ausgemachter Mann, aber auch der Schrecken der Umgegend und eine Geißel der Wanderer. Das Landvolk der Nachbarschaft hatte ihm oder seinen Vorfahren im Schweiße des Angesichts jene stolzen Burgmauern erbauen müssen, die ihren Nachkommen zum Kettenhause oder Zwinger dienen sollten; denn als Ritter Jörg daselbst in seiner Mannskraft blühte, wurde von dort aus des Volkes Ruhe gestört, sein Eigenthum geraubt, Frauen und Töchter bedroht und sein Blut in muthwilligen Fehden versprüzt. Wenn Ritter Jörg in blanken Harnisch von der Fußsohle bis zum Scheitel gehüllt mit der wilden Knappenschaar von der Burg herab

zu Thal fuhr, war er nach der Sitte solcher Herrn ein roher schonungsloser Mann, dessen Herz so hart und eisern schien, als der Panzer oder Schild, die es decken sollten. Daher wenn das Hüfthorn ertönte und die Schloßbrücke klirrend niederfuhr, flüchtete der Hirt seine Heerde, floh wie scheues Gewild der Landmann in seine Hütte, zitterte der Schwache und seufzte der unglückliche Wandersmann, den sein böses Gestirn in die Fährte des Raubthiers geführt hatte. Mit übermüthigen, raublustigen Gesellen lag Ritter Jörg oder seine Knappen bei Tag auf der Lauer, um mit Falkenaugen auf Raub und Ueberfall die Gegend auszuspähen; wehe dann dem reisenden Kaufmann, dem hausirenden Lombarden oder Juden, die in Jörgs unheilbringende Nähe sich wagten oder verirrten. Mancher Fremdling oder Kaufmann, der mit kaiserlichem Geleitsbriefe versehen sich sicher glaubte, verschwand gänzlich, so daß keine Kunde von ihm mehr gehört wurde, denn unser Rittersmann kannte kein andres Geleit und kein andres Gesetz, als das Recht des Stärkern, und das lag in diesem fernen Gebirgslande in seiner Hand, wohin der Arm des Kaisers nicht reichte, und wo selbst der Kirchenbann selten zur Ausführung kam. Viele der Unglücklichen schmachteten im feuchten Burgverließ, bis auf ihre Jammerbriefe die Verwandten oder Freunde durch genugsames Lösegeld sie aus den Klauen des Tyrannen befreiten; mancher entging der Gefangenschaft als ein hageres Gerippe und würde vielleicht dem Hungertode unterlegen seyn, wenn nicht ein Engel durch heimliche Hülfe ihm das Leben gefristet hätte. Dies war das Tagewerk unsres Kraftmannes; ganz dessen würdig war das Leben am winterlichen Herde, oder wenn nächtliche Finsterniß den ritterlichen Beruf unterbrach. Die reiche Ernte des Sommers und was das Tagwerk einbrachte, wurde im hellerleuchteten Rittersaale bei vollem Becher und im lärmenden Gelage verpraßt; die schwelgerische Schaar der Tischfreunde, das lustige Völklein benachbarter Burgen, die Knappen und Troßbuben auf Jörgenberg lebten in Saus und Braus, denn Ritter Jörg war gastfrei wie die Emire der arabischen Horden, und wußte Scheunen und Keller wieder zu füllen, wenn der Vorrath zur Neige ging. So wild und fürchterlich dieser gewaltthätige Mann in der Schlacht war, so unerbittlich

beim Flehen der Ueberfallenen, so racheschnaubend gegen den Bischof oder andere Herrn des Landes, die des gekränkten Rechts oder der Unterdrückung unschuldiger Reisender sich annahmen: eben so mild und gutmüthig war er zu Hause, sobald das Eisen nicht mehr die Brust umhüllte, und das Schwert an der Säule hing; er verzieh dann leicht und schien fromm wie ein Lamm, nur durfte die Bitte nicht in sein Handwerk eingreifen oder darauf ausgehen, einen Gefangenen ohne Lösegeld in Freiheit zu setzen — das sah er als Pfuscherwerk im Ritterbrauche an und schlug daher jedesmal dergleichen Ansuchen mit Zorn ab. In frohen Stunden jedoch, wenn Ritter Jörg gut gelaunt schien, trat oft seine Hausfrau zu ihm und bat um die Befreiung eines Fremdlings oder Klosterbruders, der in des Ritters Fesseln lag, oder wendete durch Bitten und Schmeichelworte manchen Rachezug ab, den der gereizte Haudegen bei allen Heiligen zur Strafe des ungefügen Landvolks oder der benachbarten Abtei gelobt hatte; oft gelang es den Bitten und Thränen der schönen Burgfrau, das Böse zu hindern, oft auch wurde sie mit Zorn und Kränkung abgewiesen, wenn Zeit oder Wind nicht günstig waren. Frau Kunigunde war ein sittsames, tugendhaftes Weib, die Gott fürchtete und die Räubereien ihres Gemahls verabscheute; in stillem Kämmerlein spann sie unter Thränen ihren Faden und hielt die Mägde fleißig zur Kunkel, betete oft zu ihrem Schutzpatron inbrünstig, damit er das Herz ihres Ritters wenden möchte, betrachtete mit Seufzer das Geschmeide und die seidenen mit Gold durchwirkten Stoffe, welche der Ritter aus der Beute ihr geschenkt hatte — sich aber damit zu schmücken, oder gefühllos gegen die Klagen und das Jammern der Beraubten daran Gefallen zu finden: das gab ihre Frömmigkeit und ihr Edelsinn nicht zu. Während denn Herr Jörg auf Abenteuer auszog, that seine Hausfrau viel Gutes im Stillen, brachte heimlich Speise und Trank den Gefangenen, theilte dem beraubten Landvolke von ihrem Ueberflusse mit, gab oft vielfältigen Ersatz, beschenkte das geschädigte Gotteshaus, ließ Messen lesen für ihr und ihres Gemahls Seelenheil; ja mitunter wagte sie es, arme Unschuldige aus dem Gefängnisse zu erlösen und mit reichlichem Zehrpfennige in Freiheit zu setzen. So kam es, daß von allem Volke

umher die Burgfrau geliebt und geehrt wurde, während Alt und Jung den Räuber verwünschten, gegen dessen Gewaltthätigkeiten mancher wackere Landmann ungesehen die Faust ballte, die Pflugschaar oder die Axt zuckte, um seinem Rachedurst durch stille Geberden ein Genüge zu thun, weil offener Widerstand vergeblich und unglückbringend gewesen wäre.

Alles auf Erden hat seine Zeit, und morgen lacht, wer heute weint! Das mußte auch endlich unser Kampfheld auf St. Jörgenberg erfahren. In den langen Jahren seines ritterlichen Raubwerks, das er eben so schonungslos als unverdrossen fortsezte, hatte Ritter Jörg seine Sünden und Gewaltthaten dergestalt gemehrt und gehäuft, daß endlich nicht blos der Zorn benachbarter Edeln und Ritter gegen die Ueberlast des Raubritters erwachte, sondern auch das schwer gereizte und tausendfältig mißhandelte Landvolk heimlich des Rathes einig wurde, Gut und Blut aufzubieten, um den Räuber aus seinem Horst zu vertreiben, und die Veste selbst zu zerstören, von woher ihnen so großes Herzleid und Unglück geflossen war. Der Fehdebrief erging auf Jörgenberg und am bestimmten Tage riefen die Sturmglocken in Berg und Thal alles Volk zu den Waffen, Jung und Alt, Weiber und Knaben zogen gerüstet und manchfaltig gewaffnet gegen die Raubhöhle zu Felde, denn Ritter Jörg hatte sich hinter seine dicken Mauern verschanzt, weil er gegen die Uebermacht der Verbündeten im Freien nicht bestehen konnte. Die Edlen mit ihren Knappen legten sich vor die Zugbrücke und wachten des Ausgangs; die Bogenschützen faßten eine höhere Stellung und bestrichen mit ihren Pfeilen die Zinnen der Burgmauern; das erzürnte Landvolk stürmte wie wüthend gegen die Mauern. Zwar kämpfte Verzweiflung und wilde todesmuthige Tapferkeit in Ritter Jörg und seinen Gesellen; aber wie ein reißender, unwiderstehlicher Alpenstrom Damm auf Damm niederwirft und überfluthet, also ertrozte das unbändige Volk Vormauer und Schanze auf Schanze, und schon neigte sich entscheidend das Kriegsglück auf die Banner des Volks, schon wurden die Sturmleitern mit todverachtendem Muthe an die lezte Ringmauer der Burg angelegt: in diesem Augenblicke erschien die Burgfrau mit einem weißen wehenden Tuche auf den Zinnen der innern

Burgmauer, verlangte Gehör und erhielt es. Mit süßen, bittenden Worten bat sie um Gnade für Burg und Besatzung — vergebens! alles was sie erflehen konnte, war Sicherheit und freier Abzug für ihre Person, wenn sie durch eilige Flucht ihr Geschick von dem des Verhaßten trennen wolle — „und Euere Schätze, rief der Führer des Volks, nehmet mit Euch, edle Frau! denn uns gelüstet nicht nach Euerm Gut oder Blut!" — Sie dankte, erbat einige Augenblicke Waffenruhe, und bald darauf erschien die edle Dame, dicht hinter ihr ein Diener, der auf seinen Schultern einen großen ledernen Sack trug, in dem eine schwere Last enthalten schien. Da trat der Anführer der Stürmenden, nachdem er eiligst nur wenige Worte insgeheim mit seinen Mitführern geredet hatte, hervor, faßte die Dame bei der Hand und sprach: Ihr habt schwer geladen, edle Frau! verzeihe uns Gott, wenn wir um Euretwillen nicht in das Richteramt des Himmels eingreifen; doch eilet, eilet — ich will Euch sicher durch das Volk geleiten, sonst möchte die gerechte Wuth unsrer Leute weder Euch noch Eurer Schätze schonen. So sprach der edelmüthige Mann, gab der zitternden Edeldame sicheres Geleit und kehrte zum Sturme zurück, den die verzweifelte Gegenwehr der Knappen noch eine volle Stunde zurückschlagen konnte, während dessen mit behendem Fuße die Burgfrau sich und ihres Dieners Bürde auf eine befreundete Burg in Sicherheit brachte. Doch endlich erlagen die Knappen der stürmenden Uebermacht, nachdem auch der lezte Thurm, wohin sie sich kämpfend zurückgezogen hatten, von allen Seiten berennt und erstiegen wurde. Wie staunte das Volk, als Ritter Jörg weder unter den Todten noch Gefangenen erblickt wurde: „Er ist entronnen, sprach der Anführer, unsere Hände bleiben rein von Racheblut, Gott ist Richter im Himmel und auf Erden, er wirds vergelten!" Da gab das Volk seinen Beifall: aber Jörgenberg wurde zerstört und der Ritter floh in fremde Lande. Die stattlichen Trümmer von St. Jörgenberg sind uns Zeugen, wie bei unsern Altvordern die Großmuth mächtiger gewesen, als der wilde Rachetrieb, in dem nur Barbaren durch Feindesblut sich blindlings zu kühlen pflegen. Gw. **

Chur, bei A. T. Otto.

Bündnerisches Volksblatt

zur

Belehrung und Unterhaltung.

Montag, Nro. 10. 11 Mai 1829.

Ueber Abwendung der Gefahr von Verheerungen durch Waldströme oder Rüfenen.

Wo auch der Mensch auf dieser Erde sich ansiedle, überall sieht er seine Wohnung und seinen Boden mehr oder weniger von Verheerungen durch die Elemente bedroht, deren Ursachen in Lage und Beschaffenheit des Landes zu suchen sind.

Die Gefahren solcher Art, denen wir Bündner in unserer Heimath ausgesezt seyn möchten, bestehen in wirklichen Bergstürzen, in Erdschlipfen, Schneelauinen, Austreten der Ströme in den Thalebenen und Durchbruch und Ueberschütten durch Waldbäche oder sogenannte Rüfenen.

So sehr die Erinnerung an die schrecklichen Ereignisse, aus früherer Zeit in Plurs, aus späterer in Goldau, das Gemüth mit Schauer erfüllen; so drohend auch in unsern Thälern mancher Felskopf auf bebaute Felder und bewohnte Dörfer herabzublicken scheint: so beruhigt doch der Bewohner sich mit der Zuversicht, daß, wie seit Jahrhunderten, auch fernerhin die gütige Vorsehung uns mit so schweren Unglücksfällen verschonen werde. In der That bleibt uns diesfalls nichts übrig, als ruhige Ergebung in das Schicksal;

denn wäre die Gefahr auch augenscheinlicher, als sie es wirklich ist, so stünde uns kein Mittel zu Gebote, sie abzuwenden!

Anders verhält es sich mit den übrigen, hier oben aufgezählten Gefahren; denn mehr oder weniger liegt es in des Menschen Gewalt ihnen vorzubauen, darum auch in seiner Pflicht.

Daß, um Erdschlipfen und Schneelauinen vorzubeugen, das natürlichste und wirksamste Mittel darin besteht, an den bedrohten Abhängen die Waldung zu schonen, die früher zerstörte wieder nachzupflanzen und zu erhalten, ist allgemein bekannt und anerkannt. Gleichwohl sieht man in unserm Lande überall und alle Tage durch leichtsinniges Aushauen und Zerstören der Wälder jene Gefahr vermehren; wo sie früher nicht bestanden hat, sie herbeiführen. Dem seit Jahren und Jahren über diese Verkehrtheit so häufig Gesagten und Geschriebenen noch etwas beizufügen, möchte ein eben so nutzloses Unternehmen seyn, als Wasser schöpfen in ein Gefäß ohne Boden.

Mehr Aufmerksamkeit schon widmeten unsere Leute von jeher der Bewuhrung gegen die Thalwasser, denn die Gefahr des Durchbruchs und der Ueberschwemmung ist augenscheinlich, dringend, mehr oder weniger allgemein, und bedroht außer Acker und Wiese zuweilen wohl auch Haus und Stall. Allerdings ließe sich diesfalls vieles, sowohl über gänzliche Versäumniß als über unzweckmäßige Anlage bemerken. Das aber will der Einsender Leuten überlassen, die mit mehr Orts- und Sachkenntniß davon zu reden wissen, und seine Absicht beschränkt sich hier darauf, über die Vorsichtsmaßregeln gegen die vierte Gattung der Verheerungen, diejenige durch die Waldströme

oder Rüfenen, einiges von dem mitzutheilen, was er Anlaß hatte anderwärts, namentlich in dem, von diesem Uebel sehr häufig heimgesuchten Savoyen, in dieser Beziehung zu erfahren und selbst mit anzusehen.

Um eine Gegend nach Kräften vor Verheerungen der Rüfenen zu schützen, sind zweierlei Dinge erforderlich. Das Eine: Errichtung bleibender Schutzwehren um den Strom zu leiten, oder, wo dieses nicht anginge, die unausweichliche Ueberschwemmung so unschädlich zu machen als möglich. Das Andere: zweckmäßiges Benehmen während des Angehens (Ausbruchs) der Rüfe.

Die bleibenden Schutzwehren theilen sich wesentlich in zwei Hauptgattungen, nemlich 1) beschränkende Dämme oder Wuhren, die dahin abzwecken, den Strom in dem ihm angewiesenen Bette zu erhalten, und 2) Queerdämme oder Absätze, welche dazu dienen, die Kraft des Wassers durch plözlichen Fall zu lähmen, und das Fortwälzen des Geschiebes zu hemmen oder zu vermindern. Eine Anweisung zu zweckmäßiger Anlegung solcher Schutzwehren wäre der Einsender nicht im Fall zu geben; auch dürfte dieselbe aus leicht begreiflichen Gründen, namentlich wegen großer Verschiedenheit der vorkommenden Fälle, hier von wenigem Nutzen seyn. Immer aber glaubt er hier darauf aufmerksam machen zu sollen, daß so schwierig, oft selbst unmöglich die Beschränkung solcher Ströme durch Dämme auf den ersten Anblick scheinen mag, dieser Zweck dennoch oft und zwar nur durch geringe Mittel erreicht worden ist, wie man sich davon, namentlich im Tirol, durch den Augenschein überzeugen kann. Aber freilich muß die Maßregel am rechten Orte und auf die rechte Art ausgeführt, dazu also ein des Faches kundiger Mann berathen werden.

Das andere Schutzmittel hingegen, nemlich das zweckmäßige Verfahren während des Ausbruchs, erfordert in der That keine besondere Kenntniß, keine weitläufige Anstalten und die Wirksamkeit ist oft noch viel entschiedener als die der Dämme. Dieses Verfahren beruht auf dem Grundsatz, durch beständige Hinwegräumung aller Hindernisse, und Nachhülfe in Bewegung des Geschiebes, den Lauf des Stromes vom ersten Augenblick des Ausbruchs an zu leiten. Um dieses zu bewerkstelligen, eilen die Leute, sobald ein Gewitterregen, besonders ein Hagelwetter in den Bergen, das Aufschwellen der Rüfe erwarten läßt, mit langen Hauen, mit großen Flözhacken und anderem dienlichen Geräthe versehen, an das Strombette, und stellen sich in gewisser Entfernung von einander auf, und zwar von der obersten zugänglichen und durch unbezwingliche Schranken gebildeten Einengung des Stromes bis zum Erguß in das Hauptthalwasser (oder doch bis dahin, wo der Ausbruch jedenfalls unschädlich wird). Die Aufgaben dieser Leute sind dann, einestheils das Wasser da, wo es sich seitwärts zu ergießen drohte, durch schon bereitete Materialien, hauptsächlich Faschinen, abzudämmen, anderntheils und ganz hauptsächlich, die Hauptmassen des Geschiebes in der Mitte des Stromes zu erhalten, der Beengung durch Aufrühren, Reißen und Stoßen nachzuhelfen, und so aller Stockung und Anhäufung zuvorzukommen.

Dieses beides geschieht während der Wasserfülle mit einer Leichtigkeit und Wirksamkeit, wovon derjenige, der die Arbeit nicht selbst mit angesehen hat, sich kaum eine Vorstellung machen kann, die aber dennoch begreiflich werden, wenn man den Hergang genau untersucht.

Jedem Waldstrom ist sein natürlicher Gang durch den Abhang des Bodens angewiesen; wo dieser Gang aber zweifelhaft wäre, oder die Sicherung von Gütern eine Abänderung erforderte, ist es ein Leichtes, ihn durch einen künstlichen Graben vorzuzeichnen. Wenn demungeachtet die Waldströme sehr oft von ihren regelmäßigen Betten abweichen, und sich seitwärts, zuweilen in einer Richtung ergießen, die man gar nicht vermuthet hatte; so geschieht dieses entweder, weil das Wasser den Erddamm, welcher sein Bett einschließt, an einer einzelnen Stelle nach und nach weggespült, unterwaschen oder durchfressen und sich dadurch einen Ausweg zur Seite geöffnet, oder weil sich das Geschiebe im Bette selbst so sehr angehäuft und dem Strom auf der einen Seite entgegen gelagert hatte, daß derselbe sofort, ohne einen Damm zu durchbrechen, darüber hinweg gleiten konnte. Nun gehen zwar diese beiden Veränderungen, besonders die leztere, oft sehr schnell vor sich, aber doch nicht so plözlich, daß nicht beinahe in allen Fällen eine selbst sehr beschränkte Arbeit zu Schutzwehr und Nachhülfe, wenn sie im rechten Augenblick und am rechten Ort vorgenommen wird, dem Uebel zu wehren vermöchte.

Das Durchfressen wegen bloßer Fülle des Wassers, ohne daß dasselbe wirklich durch verstecktes Geschiebe mit Gewalt nach der Seite gedrängt werde, ist bei Waldströmen von starkem Fall selten zu befürchten, und kann da, wo es etwa durch zufällige Beschaffenheit einzelner Stellen anfängt, durch hingelegte, mit Steinen beschwerte Faschinen leicht gehindert werden. Die Hauptgefahr wird immer durch Geschiebe veranlaßt. Aber gleichwie, wenn das Wasser ganz sich selbst überlassen ist, ein mittelmäßiger

Stein, ein hergeschwemmtes Stück Holz, nur ein einzelner Ast, hinreichen können, um den Grund zu einer Anhäufung zu legen, die dann bald den größten Felsblöcken widersteht, so kann hingegen auch die geringste dem Geschiebe von Menschenhänden gegebene Nachhülfe hinreichen, um in Kurzem dem Strom da ein tiefes Bette zu öffnen, wo früher nur ein kleiner Graben war. Einsender dieses hat es selbst mit angesehen, wie Steine von dem Umfang eines großen Ofens von einem einzelnen Manne da in Bewegung erhalten und weiter geschafft wurden, wo sie, bei dem sehr gelinden Abhange des Bodens, ohne solche Nachhülfe jeden Augenblick liegen zu bleiben drohten.

Ueber solche Ergebnisse erstaunt man selbst bei eignem Augenschein, und doch sind sie ganz natürlich; denn gleich wie zwischen zwei auf der Wage liegenden Zentnerlasten das Hinzuthun eines Loths entscheiden; — wie beim schwersten Frachtwagen der hinzugefügte Vorspann eines Füllens zum Fortbewegen hinreichen mag, so kann auch in dem sich annähernd ausgleichenden Verhältniß zwischen dem Andrang des Geschiebes und Wassers und dem Gewicht eines Steins die Nachhülfe eines einzigen Arms hinreichen, um die Last in Bewegung zu erhalten, die sonst in Stocken gerathen müßte.

(Beschluß folgt.)

Zulässigkeit und Nutzen der engen russischen Schornsteine.

Wir finden hin und wieder stattliche Häuser, die von Außen angesehen sich als das Werk eines geschickten Baumeisters ankündigen; beim Eintritt in das Innere scheint

ebenfalls alles auf Zweckmäßigkeit der Anlage, auf Bequemlichkeit der Wohnzimmer, auf Geschmack in den Verzierungen hinzudeuten: die Treppen sind breit und hell, die Gänge licht und hoch, die Wände gerade und schön bekleidet. Auf den ersten Anblick loben wir den Meister und sein Werk, bieten auch mitunter dem Hausherrn eine Belobungspille für seine Eitelkeit; aber nach zwei Dingen vergessen wir meistens zu fragen, nemlich: wie Abtritte und Rauchzüge oder Kamine eingerichtet seyen?

Offenbar ist der Hausbau in neuer Zeit sehr vervollkommnet worden; zu denjenigen Theilen, die bei uns in Bünden noch sehr im Rückstand zu seyn scheinen, gehört die Anlage der Rauchzüge: dieses bestimmt uns, hier eine dahin zielende Erfindung mitzutheilen, die anderswo selbst durch Landesbehörden gut geheißen und empfohlen wurde.

Die Weimarsche Landesdirektion hat unterm 14 April 1827 eine Verordnung über die Anlegung der Feueressen erlassen, welche die Fortschritte des Bessern beurkundet. Durch die Erfahrung überzeugt, daß enge vom Schornsteinfeger nicht zu befahrende Essen unter gewissen Umständen viele Vortheile gewähren und bei gehöriger Einrichtung auch nicht für feuergefährlich zu halten sind, so gestattet die Regierung die sogenannten russischen Essen, doch soll bei der Erbauung und Benutzung derselben vornehmlich Folgendes beobachtet werden. Die geringste Weite der Röhren soll 7 Zoll im Durchmesser betragen, und ist, wenn mehrere Ofenröhren in eine Schornsteinröhre ausmünden, verhältnißmäßig zu vergrößern. Die Schornsteinröhren sind, wenn sie nicht in Mauern, sondern frei aufgeführt werden, mit einem tüchtigen Mantel von Strohlehm zu umgeben, was nicht nur zu ihrer größern

Haltbarkeit, sondern auch zur Verhütung der schnellen Raumerkaltung und des daher folgenden Glanzrußansatzes beiträgt. Dabei ist besonders, wenn die Röhren außer Verbindung mit Mauern, also freistehend aufgeführt werden, auf gehörig festen Stand Rücksicht zu nehmen.

Die Reinigung der Röhren von staubartigem Ruße geschieht mittelst Bürsten von der Form des Querdurchschnitts der Röhren durch den verpflichteten Schornsteinfeger, der auch, wenn es nöthig ist, von Zeit zu Zeit den Glanzruß mit gehöriger Vorsicht auszubringen hat. Die Bürsten zum Reinigen werden an einem Seile auf und nieder gezogen, nachdem das Seil mit Hülfe eines Gewichts (am besten in Gestalt einer Kugel) heruntergelassen worden ist. Die hiernach erforderlichen Reinigungs-Geräthschaften müssen in dem Hause, welches mit den gleich engen Röhren versehen ist, vorräthig gehalten und die Reinigung muß so oft bewirkt werden, als es mit Rücksicht auf die Anzahl und Größe der Feuerung nöthig ist. Bei jeder Reinigung ist die Röhre an den äußern Seiten genau zu berücksichtigen, damit eine entstehende Schadhaftigkeit nicht lange unbemerkt bleibt.

Der Nutzen enger Schornsteine oder Feueressen offenbart sich dadurch, daß sie wenig Raum einnehmen, leicht anzubringen sind, daher weder Zimmer noch Säle verunstalten, das Gebäude wenig belasten, den Rauch wärmer fortführen, darum selten überrauchen, weniger Ruß ansetzen, höchst selten anbrennen und beim Brande selbst nicht so gefährlich sind, als weite.

F. P.

Chur, bei A. T. Otto.

Bündnerisches Volksblatt
zur
Belehrung und Unterhaltung.

Montag, Nro. 11. 25 Mai 1829.

Landvogt Georg Beeli's v. Belfort Urtheil und Hinrichtung.

Aus Barth. Anhorn Püntner Aufruhr von 1607. Msc.

„Als nun er Landvogt Beeli auf solcher seiner Bekanntnuß in und außer der Marter gar steiff geblieben, ward er den 6 Juni 1607 für das Straffgericht gestellt, auf ihn geklagt, daß dieweil er wider den Pundsbrieff der zehen Gerichten (in dem er auch eingeleibet war) die Gemeind Alvenöuw gezwungen, die Meyländische Capitulation zu siglen, mit einem frömden Fürsten ohne der anderen Gemeinden Willen und Mehren ein Püntnuß gemacht, wider den allgemeinen Pundsbrieff gemeiner drey Pünten, die kriegerisch Aufruhr gestärkt und mit Gelt erhalten, gemeine drey Pünt bewegt Ehr und Eyd zu brechen; frömden Fürsten und Herren helffen das Bistum Chur dem Gottshauß-Pundt (unter dessen Schirm es ist) heimlich entziehen, und einem außländischen Fürsten und Herrn in seinen Schirm ergeben, welcher doch nicht der Pündtneren Freund seye: So sölle er Leib und Leben verfallen haben, an die gewöhnliche Richtstatt geführt und vom Leben zum Tod mit dem Schwert gerichtet werden.

Als er diß Urtheil angehört, hat er sich gar nicht darob entsezt, sonder dieweil ihm alle Glieder zerstreckt und an heimlichen Orthen geschändet war, hat er sich gar willig in den Tod ergeben, und ist der gewöhnlichen Richtstatt zugezogen. Als er aber daselbst hinkam, zog ihme der Nachrichter den Mantel ab, welcher ihme bis auf die Fersen hinab gieng, lößt ihme den Halskragen auf, und that ihme das Hembd auf die Lenden herab; da rufft man eine Stille auß unter dem Volk, dessen etlich Tausent da stuhnden: da luget er jedermann gar dapfer und kläglich an, und sprach mit lauter Stimm: „Liebe und getreue Bundsgenossen! Was meinet ihr, daß ich seye? Meinet ihr ich seye ein Kayserlicher Rath? oder meinet ihr ich seye ein Kayserlicher Landvogt? oder meinet ihr ich seye Geörg Beeli von Bellfort? Ein Spiegel bin ich euer allersamen, beschauend mich wohl und habend Gott treülich vor Augen, denn es möchte euch allen ergehen wie mir. Ich hab zwahren große Gnaden von Gott gehabt, das hab ich aber nicht wöllen erkennen, hab also in guten Tagen hinan gelebt, wann ich mich am Morgen Gott befohlen, habe ich vermeinet ich habe es alles verrichtet. Nun hab ich mich in der Welt wie ein Weltkind vergangen, doch hab ichs wahrlich nicht bös gemeint mit dem Vatterland: ich habe gemeint ich wölle den Hertzogen zu einem Freünd machen; nun siehe ich aber die Ordnung Gottes, der da haben will, daß ich also leide; man hat mich gnugsam gewahrnet, ehe daß ich gefangen worden. Als ich gefangen, hat man mir wöllen davon helffen und mehr dann zwanzig mahl aus der Gfängnuß lassen. Ich hab mich aber allwegen meiner Redlichkeit und Liebe gegen dem Vatterland getröstet und hab nie wöllen folgen. Hab

nicht vermeint, daß es söllte darzu kommen. Ich siehe aber, daß es Gott also haben will, daß ich leide. Nun im Namen Gottes, so bitte ich jedermann den ich erzörnt hab außerthalb meines Amts, sonderlich aber die Landleute im Prettigau, so ich in den Sachen zu viel gethan hette, so wölle man mirs verzeihen und vergeben; ich hab auch jedermann verziehen und vergeben. Demnach liebe Püntner-Leuth sehet wohl zu, daß ihr eure Sachen nicht mit Aufruhr und Gewalt, sondern mit guter Ordnung und mit dem billichen Rechten verrichten und abstraffen; darum so beschauend mich eueren Spiegel und Schauspihl wohl und gedenken, daß Euch Gott auch paschgen und in Einem Augenblick umkehren kann. Ich bitte euch auch um Gottes willen, ihr wöllet mein ehrliche Freundschaft meines Tods nichts lassen entgelten, sonder sie in treuen befohlen haben. Ueber das bitte ich euch auch, ihr wöllet mich meiner letsten Bitt gewehren, und meiner Freundschaft vergönnen, meinen Leib zu begraben wo sie wöllen; mir zwahr ligt nichts daran, wo ich liege, dann ich weiß und bin ungezweifleter Hoffnung, daß Gott der Herr meine Seel von meinem Leib wird aufnemmen in die ewige Freud und Seligkeit; aber meiner Freundschaft zugefallen, bitte ich euch ihr wollet ihnen meinen Leib vergönnen; ich will zwar gern sterben, denn ich weiß gewiß, daß Gott mein Seel wird aufnemmen in seine Hände.“ Hierauf ward ein Mehr gemacht, mit aufgehebten Händen: daß man seinen Leib seiner Freundschaft vergönnen wolle zu vergraben. Darnach redt er auf Italiänisch und sagt: „Er seye ein Vicari gewesen im Veltlein, darzu auch Commissari, da möchte er jemand erzörnt haben, mit Urtlen, Urtheilen, Sprüchen, so bitte ich nun männiglichen um Gottes

willen, welche ich erzörnt hab, die wöllen mir verzeihen und vergeben.“ Hierauf redt er widerum auf teutsch, und bat das Volk, daß man ein Vater Unser für ihn bette, damit ihme Gott der Herr ein seliges end verleihe, und hat ihnen vorgebetten, und von erst an niedergeknien, und als er das Gebätt vollendet hat er einen Trunk empfangen, ist aufgestanden und hat gesagt: „Nun sey mir das im Namen Gottes, dem befehl ich meine Seel in seine Hände, will euch hiermit allen gegnadet haben, und wil sterben wie ein Ehrlicher Pundsmann und wie ein guter Catholischer Christ.“ Hiermit gieng er zur Scabellen und satzte sich selbst darauf nieder; der Nachrichter wollte ihme die Augen verbinden mit einer weissen Binden, er aber sagte, er sollte es nur lassen bleiben, es scheuche ihm nichts, gieng ein oder zweimahl neben sich, doch forcht er, er wurde nicht still halten, darum gieng er widerum hinten zu und verband ihm die Augen, da ließ er's geschehen und sagte: „Benedictus Deus cui commendo animam meam. Herr Jesu Christe sey gebenedeyt, in deine Händ befehle ich meinen Geist, und diese Nacht bin ich gewiß, daß ich werde bey unserm Herrn und Gott seyn in dem Paradies der ewigen Freud.“ Es stuhnde auch neben ihm Herr Geörg von Mont ein Thumherr, der vermahnete ihn zur Standhaftigkeit. Also endete er sein Leben mit großer Geduld. Als nun der Nachrichter ihne gerichtet, hub er das Haubt auf und schrie ihme drey mahl in ein Ohr und sprach: „Jesus, Jesus, Jesus!“ Hierauf entsprang ein Red: er Beeli habe selbst, nachdem das Haubt auf der Erden gelegen, mit seinem eignen Mund geschrauwen: O Herr Jesu Christe! das aber nicht möglich und nicht wahr war. Als man nun seiner Freundschaft vergönnet,

den Cörper zu begraben, hatten sie einen Baum lassen zurüsten, darin ließen sie ihn legen, und ließen ihn auf den Hoff zu Chur führen, und in den Creutzgang vergraben zu der linken Hand, neben unserer Frauen Kirchen."

Th. v. M.***

Ueber Abwendung der Gefahr von Verheerungen durch Waldströme oder Rüfenen.

(Beschluß.)

An solchen Stellen des Rüfebettes, wo das Anhäufen von Geschiebe, daraus entstehendes augenblickliches Aufschwellen und nachher doppelt gewaltiges Losbrechen des Stroms zu befürchten, aber der Zugang ganz in die Nähe, wegen schroffem Fels, oder andern Hindernissen unmöglich ist, werden in Ländern, wo man solche Anstalten mit Umsicht und Thätigkeit betreibt, zum Voraus dienliche Vorkehrungen getroffen. Diese bestehen entweder in künstlichen Zugängen und Standorten, durch Stege, Felstritte und dergleichen, oder in einem, über den Strom (auf eine, von demselben nicht zu erreichende Höhe) angebrachten, auf Säulen oder am Fels befestigten Querholz, in welches, vermittelst beweglicher, herabhängender Stangen, Ketten oder Seiler, Flözhäcken von besonderer Länge und Stärke so eingehängt werden, daß die am hintern Ende derselben stehende Mannschaft damit nach Willkühr im Strombette arbeiten kann, was, bei der großen Länge und Stärke der Stange, von außerordentlicher Wirksamkeit ist. Allerdings erfordert nun das hier angedeutete Verfahren, im Augenblick des Andranges, eine

unbequeme und starke Anstrengung, und das manchmal selbst ohne augenscheinlich dringende Gefahr; allein der von der Rüfe bedrohte Bewohner sollte sich dieses Opfer um so weniger reuen lassen, als er nicht befürchten darf, nach langer und ermüdender Arbeit, endlich dennoch der Gewalt des Elements weichen und Alles preisgeben zu müssen, wie dieses leider so oft bei Feuersbrünsten begegnet. Hier ist der Erfolg sicher, ja er nimmt mit jedem Augenblick und eben im gleichen Maßstab mit der Fülle des Wassers zu; denn sey beim ersten Erguß des Baches sein Bett auch noch so klein, bald wird die gleichzeitige Wirkung des Wassers selbst, und der von Menschenhänden dem Geschiebe gegebenen Nachhilfe, den Graben erweitern und vertiefen, und dadurch selbst auf die Folge die Abwendung der Gefahr erleichtern, wo hingegen die sich selbst überlassene Rüfe außer der augenblicklichen Verheerung, überdies durch jedesmalige Erhöhung des Bodens in der ihrem Laufe angewiesenen Linie, die Gefahr von Ergießungen zur Seite, immer vermehrt und immer wieder auf neue, früher nicht bedrohte Striche ausdehnt.

Aber wie die Willkühr des losgebrochenen Bergstroms in allen Ländern mit gleicher Verwüstung droht, so äußern auch die dem Volke im Durchschnitt überall mehr oder weniger eigene Gleichgültigkeit, und seine Abneigung gegen thätiges und zweckmäßiges Zusammenwirken in allen Ländern, die gleichen verderblichen Folgen auf sein eigenes Wohl, so lange nicht, hier wie dort, eine kräftige Hand die Bewegung des Stroms leitet und in Schranken hält.

Einsender dieses erinnert sich, daß bei dem nemlichen Anlaß, wo er in einem Thal Savoyens die Anwendung des hier bezeichneten Verfahrens gesehen und sich mit

Erstaunen von dessen Wirksamkeit überzeugt hat, ihm versichert worden ist, daß ungeachtet der Vortheil längst anerkannt sey, ungeachtet dort die Güter Eigenthum des Bauern sind, dennoch alle diese Anstalten unterbleiben würden, wenn nicht die Oberbehörden auf deren Ausführung wachten und mit Strenge bestünden. Auch dort war der Landmann von jeher zu bequem, oder zu unbeholfen, um sich bei Ausbruch des Wetters vor das Haus hinaus zu wagen, so lange dieses selbst nicht in Gefahr stand. Ein jeder wartete in schlaffer Muthlosigkeit ab, ob ein unverdientes Glück seine Güter verschonen, oder die Willkühr des Stroms sie in einen werthlosen Kies- und Schlammhaufen umwandeln werde. Wenn nun in neuern Zeiten der gleiche Landmann entschlossen sich dem feindlichen Elemente entgegenstellt, sein und seiner Nachbarn Eigenthum durch zweckmäßige Anstrengung schüzt; so thut er es viel weniger aus eigenem Antrieb, als weil die Beamten seines Fürsten ihn dazu anhalten.

In unserm Lande geschieht zum Schutz der Güter gegen die Rüfenen in manchen Gegenden nichts, in anderen wenig Zweckmäßiges und Zusammenhängendes; die oberste Landesbehörde aber hat in dieser Beziehung nicht mehr Befugniß, den einzelnen Gemeinden über ihr Benehmen, wäre es gleich zu ihrem augenscheinlichen, eigenen Besten, Vorschriften zu ertheilen, als in so mancher andern. Jede geht also ihren eigenen, willkührlichen Gang, wie der Waldstrom den seinigen.

„Gottlob daß es so ist!" wird hier mancher Bündner im Gefühl seiner Freiheit ausrufen, und der Einsender ist weit entfernt, diesem Ausruf im Allgemeinen zu widersprechen; nur kann er den Wunsch nicht unter-

drücken, daß die Fälle in unserem Lande seltener vorkommen möchten, wo auch der aufrichtigste Freund alter, verfassungsmäßiger Gemeindssouverainität und Volksfreiheit in Versuchung kommen muß, ein Mal oder das andere auszurufen: „leider daß es so ist!"

Von einer großen Menge von Betrachtungen, die sich hier einem Jeden darbieten, der unsere inneren Verhältnisse, unsere Verfassung und die ihr anklebenden Mängel und Mißbräuche kennt, will der Einsender diesem Artikel nur die einzige beifügen: Komme der Feind, der uns und unseren Wohlstand bedroht, von Außen oder von Innen, — sichtbar oder unsichtbar, — in Gestalt von feindlichen Kriegsheeren oder von losgebrochenen Bergströmen, — von Anlockungen des Ehrgeizes und der Habsucht, von Streben nach Volksgunst und Einfluß in den höheren oder von träger Unentschlossenheit und grobem Eigennutz in den niedern Klassen; — nur so lange wir uns aus eigenem Pflichtgefühl ihm mit Entschlossenheit entgegenstellen, sind wir eines bürgerlichen Zustandes werth, der uns keinem härteren Zwange von Oben unterwirft, und länger nicht. Darum wird es sich immer erwahren: die größten und furchtbarsten Feinde unserer Freiheit sind Diejenigen, die sie mißbrauchen; Mißbrauch der Freiheit aber besteht nicht einzig und allein in grobem Unfug und regelloser Willkühr (und auch davon sind wir keineswegs frei), sondern auch in leichtsinniger Versäumniß der Pflichten gegen uns selbst, gegen unsere Mitbürger und unsere Nachkommen.

P.** C.***

Chur, bei A. T. Otto.

Bündnerisches Volksblatt

zur

Belehrung und Unterhaltung.

Montag, Nro. 12. 8 Juni 1829.

Bemerkungen über das Transitwesen in Bünden.

In einem Zeitpunkt, worin an der Erhaltung des Waarentransits durch Graubünden mehr Sorgfalt als in frühern Zeiten von den Landesbehörden verwendet wird, nachdem der Stand beinahe über seine finanziellen Kräfte sich angestrengt hat, neue und kostbare Kunststraßen anzulegen, und bei den seit der Erbauung derselben oft eingetretenen Unterhandlungen mit einigen schweizerischen Mitständen und mit auswärtigen Staaten, die zum Zweck hatten, den Waarentransport zu befördern und zu erleichtern, — wird es nicht unpassend seyn, auch eine vielbesprochene Einrichtung des Fuhrwesens durch unsern Kanton, die Portens-Bestellung, in mehrern Ansichten zu prüfen, und da bis anhin in mehrern Druckschriften und in den obgewalteten Unterhandlungen jene Einrichtung als nachtheilig für das Transitwesen geschildert worden ist, so wird es beinahe zur Nothwendigkeit, um die schiefen Urtheile zu berichtigen, und das Benehmen der Landesbehörden, welche standhaft ihre Beibehaltung beschlossen haben, zu rechtfertigen, auch die Gründe dafür dem unparteiischen und dem nicht immer unparteiischen commerziellen Publikum vorzutragen, was bisher meines Wissens noch nicht geschehen ist, damit man unbefangener und von den gegenseitigen Gründen unterrichtet in Fall gesezt werde, eine richtige Beurtheilung des fraglichen Gegenstandes vorzunehmen.

Nach der Ueberzeugung und nach den Ansichten des Verfassers dieser Bemerkungen, ist die bestehende Einrichtung des Transitwesens durch diesen Kanton, wobei

die Aufstellung und Beibehaltung der Porten und ihrer Ladungsrechtsame zum Grunde liegt, nicht nur für die Allgemeinheit des Standes und der Landesgegenden, die an den Commerzialstraßen liegen, am vortheilhaftesten, nicht nur ohne eine unverzeihliche Ungerechtigkeit zu begehen nicht abzuändern, sondern sie ist zugleich für die sichere und schnelle Verführung der Kaufmanns-Waaren, für die Wohlfeilheit derselben, und für die Oeffnung der Straßen in unserm Bergland und die Offenhaltung derselben in jeder Jahreszeit, die zweckmäßigste, die passendste, die sicherste und die wohlfeilste.

So sehr diese Behauptungen von den Ansichten Mehrerer, durch den vermißten größern Vortheil eingenommen, und von diesen allen ihren Umgebungen beigebrachten, abweichen, so ist doch der Verfasser nach seiner Ueberzeugung im Fall, dieselbe genügend zu erweisen; ob er auch so glücklich sey, diese Behauptungen seinen Lesern beizubringen, hängt von dem Urtheil ab, das jeder unbefangene Prüfer darüber fällen wird.

Bei jeder von einer Landesregierung vorzunehmenden Unternehmung, zu deren Ausführung ausserordentliche Anstrengungen erfordert und die Mitwirkung und Beihülfe aller Staatsglieder in Anspruch genommen werden müssen, muß bei derselben die Ueberzeugung vorausgehen, daß jene Unternehmung zum allgemeinen Vortheil gereiche, und wenn geographische und physische Umstände es hindern, die davon erwarteten Vortheile auf alle Gegenden ihres Landes auszudehnen, so liegt es in ihren Amtspflichten, dieselben Vortheile so allgemein einzurichten, als es, unbeschadet dem Hauptzwecke, immer möglich ist.

Im Jahr 1817 faßten die Ober-Behörden unsers Kantons den Entschluß, eine neue Kunststraße von Chur nach der Gränze des Kantons Tessin, in einer Strecke von 25 Reisestunden zu erbauen, wodurch nicht nur die vorhandenen Hülfsquellen des eigenen Kantons, die Beiträge von außen, die dazu erhältlich waren, in Anspruch genommen wurden, sondern noch eine für ein armes und beschränktes Land sehr drückende Schuldenlast von einer halben Million Gulden contrahirt werden mußte.

Die Beweggründe zu einer so großen und für Graubünden riesenhaften Anstrengung waren folgende:

1. Die durch die Abreißung des Veltlins vom Kanton verlorne politische Wichtigkeit des Landes wieder zu ersetzen.
2. Den durch Verfügungen der Nachbarstaaten bedrohten Bestand unserer Finanzen, die hauptsächlich auf dem Ertrag unserer Landeszölle beruhen, sicher zu stellen, und
3. den wichtigen Erwerbzweig, der aus der Durchfuhr der Kaufmannswaaren für mehrere Landesgegenden entsteht, auch für die Zukunft, so viel es thunlich wird, zu erhalten.

Wenn auch in der Schweiz mit Gleichgültigkeit und in Graubünden selbst mit Geringschätzung und spöttischem Hohn, die erste der angeführten Absichten verlacht wird, so hat doch im Gegentheil das Ausland richtiger darüber geurtheilt, und unverholen unter den mehrern Gründen, welche die Verwendung zur Hintertreibung des in Frage liegenden Straßenbaues veranlaßten, auch hauptsächlich die dadurch erfolgende Gefährdung der eigenen Gränze aufgestellt. — Die Sicherstellung der öffentlichen Einkünfte kann, der gemachten Erfahrung gemäß, eben so wohl und auf eine minder kostbare Weise durch die Beibehaltung der Porten-Einrichtung, als durch die gänzliche Freigebung der Durchfuhren behauptet werden. Einer Vermehrung derselben durch erhöhte Zoll-Anlagen ist durch die eidgenössische Verfassung ein Riegel gestoßen, ob dieser passend und zweckmäßig in der angeführten Form sey, läßt man dahin gestellt, da der Gegenstand nicht hieher gehört; soll aber jene Vermehrung durch eine größere Menge der durchgeführten Waaren erzweckt werden, so würden die vermehrten Auslagen für den Stand, welche aus der Freigebung der Frachten entstehen würden, nicht durch die Menge der durchgeführten Waaren ersezt werden, wie aus dem nachfolgenden erwiesen wird.

Was dann endlich die Erreichung der dritten Absicht betrifft, so ist dieselbe durch die dermalige Einrichtung des Fuhrwesens, so viel es ohne Nachtheil der Hauptsache thunlich ist, am zweckmäßigsten erfolgt, und die so viel besprochene und angepriesene Freigebung desselben ist keineswegs geeignet, jene Absicht zu erreichen, indem aller daher rührende Vortheil nur für die Fuhrleute der

Stapelplätze Chur, Chiavenna und Bellenz günstig, für die übrigen zwischen diesen am Paß liegenden Gemeinden sehr nachtheilig ausfallen würde.

Zur Auflösung und zur richtigen Beurtheilung des in Frage liegenden Gegenstandes, wird man nicht unpassend finden, die dermalige Einrichtung des Fuhrwesens in Graubünden, die Transitordnung in ihren wesentlichen Bestimmungen, und alsdann die Vortheile und Nachtheile derselben, mit denjenigen der so hochgepriesenen Freigebung des Frachtwesens gegen einander abzuwägen.

Nach der bestehenden Transitordnung sollen die von Norden kommenden und nach Italien bestimmten Waaren, in so ferne solche über Mailand instradirt sind, und also über Chiavenna ihren Weg nehmen, in drei gleiche Abtheilungen, jedoch ohne Sönderung der zusammen gehörenden Waaren, vertheilt werden, wovon

Ein Drittheil den Strackfuhrleuten *(vetturini a dirittura)* beider Straßen,

Ein Drittheil den Roodfuhrleuten der untern oder Splügner Straße, und

Ein Drittheil den Roodfuhrleuten der obern oder Septimer Straße zu verführen übergeben werden sollen.

Die über Bellinzona bestimmten Sendungen, da die Roodfuhrleute der untern Straße schon ein Drittheil der Splügner Waare zu verführen haben, werden in die Hälfte getheilt, die eine allen Strackfuhrleuten, die andere der Roodfuhr der untern Straße.

Dabei sind noch folgende Bestimmungen festgesezt:

Strackfuhren können von allen im Kanton wohnenden Schweizern übernommen werden, müssen aber zum Voraus eine Caution im Betrag von 100 Brabanter-Thalern in Chur zu Handen der Transit-Kommission stellen, und von dieser Behörde patentirt werden.

Für die Roodfuhrleute der beiden Straßen muß jede auf einer der beiden Straßen bestehende sogenannte Port, wodurch alle zu einer Abladungs-Station gehörenden Gemeinden verstanden werden, deren auf der untern Straße es viere bis Splügen und bis Bellenz noch eine dazu, und auf der obern Straße, Malloggia einbegriffen, auch fünfe gibt, eine Caution von 100 Louisd'or stellen, damit sie für die Treue und Sorgfalt ihrer Roodfuhrleute

verantwortlich gemacht werden, und zwar in Chur zu Handen der Transit-Commission. Zu den Roodfuhren werden alle schweizerische Einwohner der in eine Port gehörenden Gemeinde zugelassen; jedoch werden diejenigen, so nicht Gemeindsbürger sind, wegen der von der Gemeinde auch zu ihren Gunsten zu stellenden Bürgschaft, auch zu einer Gegenbürgschaft angehalten.

Eine aus sieben Mitgliedern bestehende Transit-Kommission, worin jede Straße ein, der Speditionsstand von Chur zwei, und der Kleine Rath drei Mitglieder ernennt (leztere dürfen nicht aus den Portensgemeinden und nicht aus der Zahl der Spediteurs genommen werden) besorgt die Polizei des Fuhrwesens, bestimmt im Frühling und im Herbst den Frachtlohn, und ist Richter in erster Instanz über Schadenklage wegen Versäumniß in der Lieferungszeit, wegen verwahrloster, verlorner oder beschädigter Waaren.

Die Lieferungszeit, in welcher die Waaren von Chur nach Chiavenna oder Bellenz übergeben werden sollen, ist auch bestimmt; für Strackfuhren besonders, für Roodfuhren etwas länger; doch in beiden Fällen so klein, daß sie beinahe den in flachen Ländern gewöhnlichen gleich kommt. — Auf der großen Handelsstraße von Frankfurt am Main nach Arnheim legt der Fuhrmann mit geladenem Wagen im Durchschnitt 5½ Stunden (27,720 Meter) in einem Tag zurück, in dem Theil jener Straße aber, die durch den Westerwald zieht, nur fünf Stunden täglich, und doch ist kein Vergleich zwischen diesem niedrigen und dem Alpengebirge. Nun ist die Entfernung Chiavenna's von Chur auf der untern Straße 18 Reisestunden, auf der obern Straße 21 Stunden, und auf beiden werden die Roodfuhrgüter in $3^2/_{21}$ also in vier Werktagen abgeliefert, kommt also auf der untern Straße 4½ Stunde pr. Tag, auf der obern 5¼ Stunde pr. Tag, und würde man auch große vierspännige Wagen zum Transport der Kaufmannsgüter einführen, so würde selbst auf der neuerbauten untern Straße die Lieferung nicht geschwinder erfolgen können. — In unserer nächsten Umgebung, auf der ganz in der Ebene geführten Straßenstrecke von Wallenstadt bis Chur und umgekehrt, welche acht Reisestunden mißt, werden zwei Tage dazu verwendet.

Auch ist es durch die bestätigte Erfahrung erwiesen, daß durch diese Einrichtung des Fuhrwesens, so wie die Menge der durchzuführenden Waaren zunimmt, auch eine geschwindere und pünktlichere Lieferung erfolge, und daß die Verspätungen öfters eintreten, wenn der Waarenpaß flauer wird, und zwar ganz natürlich, weil mit der Menge der durchzuführenden Waaren auch die Gewißheit der vorzufindenden Ladung eintritt, und mehr Fuhrleute zu deren Verführung sich einfinden.

Auffallend ist dabei die Richtigkeit und Schnelligkeit, mit welcher die gemeinen Fuhrleute die Abrechnung und Auszahlung der Frachtantheile auf den Wechselstationen vornehmen, und zwar ohne Zank und Streit; in der kurzen Fütterungszeit ihres Zugviehes erfolgt die Austauschung, Verrechnung der Frachten (für welche auf jeder Straße eine feste Norm, wie viele Kreuzer von jedem Gulden Hauptfracht es auf jede Strecke trifft, bestimmt ist) und Umladung der Wägen, so daß gleich nach erfolgter Fütterung des Gespanns abgefahren wird.

Durch diese Vorkehrungen ist zugleich für die Sicherheit der durchgeführten Waaren, und für die Schnelligkeit des Transports auf eine Art gesorgt, die gewiß den auf andern Alpübergängen bestehenden Einrichtungen sich gleich stellen kann, auch ist durch die im Frühjahr und im Herbst vorgenommene Taxation der Frachten gesorgt, daß durch eine augenblickliche Anhäufung von Waaren keine übermäßige Frachterhöhung eintreten könne, wornach eben sowohl der entfernte Waarenversender zum Voraus berechnen kann, wie hoch ihn die Waare auf den Absatzplatz gestellt zu stehen kommt, als der Spediteur, der die Waaren-Transporte auf Francatur übernimmt, wie weit er mit Vortheil dergleichen Lieferungen übernehmen kann.

Durch die Freigebung des Fuhrwesens würde man kaum einen halben Tag an kürzerer Lieferungszeit gewinnen, dieses aber nur in den Sommermonaten vom 1 Juni bis 1 November; denn zur Winterzeit, also sieben Monate im Jahr, würden die Anwohner des Hochgebirgs nicht so bereitwillig seyn, die Waaren weiter zu liefern, wenn sie in den bessern Monaten davon faktisch ausgeschlossen seyn sollten, auch würde es nicht in ihrer Convenienz liegen, Gespänne nur für den Winter zu

halten, und sollte die Landeskassa allein die Winterbahn bestreiten, so würden die dermalen auszugebenden fl. 6000 nicht auslangen, sondern mit Mühe würde man mit der Hälfte mehr auskommen.

Die eidgenössische Verfassung gestattet den Kantons-Regierungen nicht, ähnliche Ausgaben auf die durchgeführten Waaren zu legen; sie müssen sich mit dem Ertrag des bewilligten Weggeldes, welches gewöhnlich nach dem Maßstabe der flachen Ebenen berechnet wird, aushelfen, und da ohnedem der dermalige Ertrag des Weggeldes zur Unterhaltung der Sommerstraße und zur Bahnung der Schneebahn, nach der dermaligen Einrichtung, nicht ausreicht, sondern noch einen jährlichen Zuschuß aus andern öffentlichen Einkünften, von 2000 bis 3000 Gulden erfordert, wenn nun noch dazu andere fl. 6000 zugeschossen werden müßten, so würde eine solche Maßregel zu lästig werden, und zugleich ungerecht gegen diejenigen Landesgegenden (beiläufig drei Viertheile des Landes) ausfallen, die aus dem Ihrigen zu einem Zweck verwenden müßten, wovon sie nicht im gleichen Maße die Vortheile genießen würden.

Daß bei der bestehenden Einrichtung nie ein Mangel an Transportmitteln eintritt, beweist die tägliche Erfahrung, wo immerfort eine Menge leerer Fuhrwerke bereit liegen, und drei, vier und mehr Tage auf Ladung warten: ja wenn der Waaren-Durchzug doppelt stärker werden sollte, so würde kein Mangel an Transportmitteln eintreten.

Der Vortheil einer Verminderung in dem Fracht-Lohn würde kaum ein Jahr lang dauern; die nothwendig daraus entstehende Verminderung der Fuhrleute würde unfehlbar eine Erhöhung der Frachten zur Folge haben, ebenso wie die geringere Anzahl der Taglöhner den Preis des Taglohns erhöht.

Die von den Portensgemeinden geleisteten Bürgschaften würden aufhören, und dadurch die Sicherheit der durchgeführten Waaren abnehmen. Die Bürgschaften für die Strackfuhrleute würden in lezter Analyse auf die Speditoren fallen, und bei dem geringsten dabei sich ereignenden Unfall würden diese den Anlaß benutzen, eigene Knechte und Fuhrwerke anzustellen. Freilich sollen sie dermalen keine eigene Fuhrwerke zur Waarenverladung

halten; aber ist die bestehende Transitordnung einmal in anderer Beziehung abgeändert worden, warum nicht auch in dieser um so mehr thunlich, als durch die Aufhebung der Porten kein Gegeninteresse vorhanden seyn würde.

Nicht alle Einrichtungen, die auf ein in der Ebene gelegenes Land, welches nur drei Monate lang Winter hat, mit Vortheil eingeführt sind, passen auch in einem mit hohen Gebirgen versehenen, und auf den höchsten Punkten einer Winterdauer von sieben Monaten im Jahr ausgesezten Lande, und es sind nicht die gleichen Vortheile daraus zu erwarten.

Und in Ländern, wo der Taglohn für das Ausschöpfen des Schnees auf fl. 1. — bis fl. 1. 12. gestiegen, und nur durch individuelle, freiwillige Stellung die benöthigte Anzahl der Arbeiter zu erhalten ist, lassen sich von einer solchen Operation nicht die gleichen ersprießlichen Folgen erwarten, die in jenen Ländern eintreten, wo ganze Gemeinden mit Gewalt dazu angehalten werden können, und wobei jeder Arbeiter mit einem Taglohn von 12 kr. oder 16 kr. zufrieden seyn muß. — Die Regierung eines freien Volks muß jede Maßregel sorgfältig ausweichen und von der Hand weisen, die nur zum Vortheil einer vermöglichern Klasse ihrer Mitbürger abzielt, wozu aber die Beihülfe und unentgeldliche Mitwirkung der zahlreichern ärmern Klassen in Anspruch genommen werden will, — und so gut und bereitwillig unser biederes Volk ist, seine Regierung in allen ihren gemeinnützigen Vorkehrungen zu unterstützen, so ist doch sein eigenes Gefühl zu richtig, sich alles dessen zu entschlagen, was es nur für einige vornehmere Klassen als vortheilhaft ansieht; mit einem Wort: es will nicht der Herrn Knecht werden, und es hat hierin Recht. — Daher muß bei den Verwaltungsbehörden darauf Rücksicht genommen werden, bei jeder vorzuschlagenden Neuerung oder von den frühern abweichende Einrichtungen den Vortheil des gemeinen Mannes besonders ins Auge zu fassen, und keine Maßregel vorzuschlagen, die ihm die bisher genossenen Vortheile entziehen und sie andern ausschließlich zuschanzen würden. Die Porten haben zu mehrern dem Waaren-Transit nüzlichen, obwohl ihnen lästigen neuen Einrichtungen willig Hand geboten. Sie haben die Porten-Gerichte abschaffen lassen, und die diesen zuständigen

polizeiliche und gerichtliche Attributen der Transit-Kommission aufgetragen; sie haben sich ohne Widerrede den früher nicht üblichen Bürgschaftsstellungen und der Frachttaxation unterzogen; sie haben zugegeben, daß die Fuhrberechtigung, die früher ausschließlich den Orts-Bürgern zustund, allen in ihren Gemeinden ansäßigen Bündnern und Schweizern zu gut komme; sie haben zugegeben, daß ein Drittheil der Clefner und die Hälfte der Bellenzer Kaufmannsgüter den auch ausser den Porten angesessenen Strackfuhrleuten gestattet worden sind. Sie sollten glauben, daß mit diesen ihnen nicht vortheilhaften Zugeständnissen ihre Mitlandsleute zufrieden seyn sollten, und diese sollten es auch seyn; wenn man aber von Seiten der Regierung die Aufhebung der Porten vorschlagen wollte, so würde ihnen durch eine solche Maßregel ihr bisher genossener Broderwerb gänzlich entzogen und nicht dem gemeinen Volk der sämmtlichen Gerichte, das durch die örtliche Lage seiner Wohnungen ihn nicht benutzen kann, sondern den Einwohnern von Chur und Chiavenna zugeschanzt, und da die Speditoren von und in Chur sind, so würden erstere nicht unbedacht gelassen werden. Dawider hat sich das Volk der Paß-Gemeinden gesezt, und hierin wird es auch von der Gesammtheit des Volks in den andern Gemeinden des Landes unterstüzt, indem eine solche Maßregel nicht zum Besten des Volks, sondern nur einzelner Partikularen gereichen würde.

Daß aber eine solche Abänderung des Frachtwesens schädlich und dem Waarentransit selbst nachtheilig ausfallen würde, wird man sich überzeugen, wenn man die elementarischen Schwierigkeiten und die Mittel, diesen zu begegnen, einer nähern Untersuchung würdiget.

In den Herbst- und Frühlingsmonaten trifft alljährlich auf eine längere oder kürzere Dauer der Fall ein, daß der Fuhrmann mit dem beladenen Wagen von Chur abfährt, und schon in Thusis, gewiß aber in Zillis oder Andeer seine Ladung auf Schlitten umsetzen muß, womit er doch nicht weiter als höchstens bis Campodolcino fahren kann; von leztern Orte bis Chiavenna müssen die Waaren wieder auf dem Wagen geladen werden: er muß also in einer Strecke von 18 Reisestunden dreimal sein Gefährt abändern, welches er nicht an Ort

und Stelle umzuwenden Gelegenheit hat, und das er selten auch gegen Bezahlung zu entlehnen findet.

Oefters muß der Fuhrmann aus Schams, wenn er auf Splügen fährt, an der Averser Brücke oder am Eingang der Rofla den Wagen zurücklassen und mit dem daselbst zurückgelassenen Schlitten nach Splügen fahren; der Rheinwalder Fuhrmann muß den Monat Mai hindurch, er fahre auf den Splügen oder Bernhardin, einen Theil des Wegs mit dem Schlitten, den andern mit dem Wagen befahren. Alle diese vielfältigen Schwierigkeiten und elementarischen Hindernisse werden auf eine für den Waarentransit hinreichende, geschwinde und wohlfeile Weise nur durch die nächsten Anwohner der versperrten Straße gehoben, wenn diesen die Frachten und damit auch der tägliche Verdienst überlassen werden. Sollten diese öfters eintretenden Sperrungen durch Taglöhner gehoben werden, so würde einerseits die Arbeit viermal so hoch zu stehen kommen, und andrerseits auch hier der Fall eintreffen, wie es im nahen Tyrol zwischen Nauders und Mals, dann zwischen Laas und Schlanders öfters geschieht, daß bei einem einige Tage hindurch dauernden stürmischen Wetter, ungeachtet auf der gesperrten Strecke 60 bis 100 Ausschaufler angestellt sind, die Straße dennoch acht bis zwölf Tage für Lastwägen, auch mit Schlittböcken versehen, gesperrt bleibt. Eine solche Ausschauflung durch Taglöhner besorgt, würde das wahre Ebenbild der in manchen Gemeinden des Kantons üblichen Gemeinwerke abgeben, bei welchen eine große Menge Menschen zusammen kommen, sich einander angaffen, eine Pfeife Tabak stopfen, und nach wenigen Stunden, längstens bis zur Fütterungszeit, ruhig nach Hause wandern. Aber damit würde für die Weiterschaffung der Kaufmannsgüter schlecht gesorgt werden. Die *par Economie* besorgte Ausschauflung des Splügner Berges liefert nicht unbedeutende Belege zu obigen Ansichten. Auch die Direktion der Extraposten, der die Ausschauflung des Bernhardinerbergs kontraktmäßig obliegt, hat die traurige Erfahrung gemacht, wie theuer eine solche Operation, im Taglohn besorgt, zu stehen kommt; dermalen verdinget sie solche Streckenweis, und kommt viel wohlfeiler durch.

Durch diese angeführten Thatsachen und ihre tagtäglich

erfahrne Wirkungen hofft man die anfänglich geäußerte Ansicht, daß durch die Beibehaltung der gegenwärtigen Einrichtung des Fuhrwesens durch unsern Kanton sowohl für die Sicherheit der durchgeführten Waaren, für ihre schnelle und pünktliche Ablieferung, worauf der Handelsmann allein zu dringen berechtiget ist, als für das Kantons=Aerarium in der Bestreitung der hiezu erforderlichen Ausgaben, am zweckmäßigsten gesorgt sey. In wie weit würde durch die Freigebung des Fuhrwesens dem angeführten Zwecke besser entsprochen? Darüber nun folgen die nachstehenden Prüfungen mit ihren Resultaten.

Es ist eine durch die Erfahrung erwiesene Thatsache, daß nur derjenige Strackfuhrmann mit Vortheil Strackfuhren übernehmen kann, der an dem Stapelplatz der aufzuladenden Waaren haushäblich niedergelassen ist, der, wenn keine Waaren zum Verführen vorhanden sind, im eignen Hause und nicht im theuren Wirthshaus zehrt, und nicht müßig zu stehen braucht, wo hingegen der Fuhrmann aus einer andern auch nur zwei Stunden entfernten Gemeinde, wenn er nach Chur fährt und keine Ladung antrifft, denselben Tag als verloren ansehen muß, und wenn dieser Umstand zwei oder drei Tage dauert, so ist der größere Theil des zu erwartenden Verdienstes aufgezehrt.

Der Vortheil der Freigebung der Frachten würde ausschließlich zum Vortheil der Einwohner von Chur, und zum großen Nachtheil aller übrigen an den Handelsstraßen gelegenen Ortschaften ausfallen, indem ihnen ihr wichtigster Broderwerb entzogen würde. Eine solche Einrichtung würde schnurstracks dem einen, und zwar dem wichtigsten, der bei dem Straßenbau beabsichtigten Zwecke zuwiderlaufen, der darin bestand, den aus dem Waaren=Transit herrührenden sehr wichtigen Erwerbszweig für unser Volk zu sichern und zu vermehren; daß dieser Erwerbszweig, so viel thunlich und ohne bedeutenden Nachtheil für das Ganze, allgemein für die dessen fähige Landestheile ausfalle, liegt so wohl im Interesse des ganzen Landes, als in dem speziellen der Straßen=Gemeinden, und es ist eine ungebührliche, ungerechte und nachtheilige Verwendung, die davon abfließenden Vortheile nur der Stadt Chur und ihren Einwohnern

zuschanzen zu wollen, da ohnedieß die durch die neue Straße ihr zufließenden Vortheile weit über jene der andern Landestheile hinaus sind. Die Stadt selbst genießt das Stapelrecht der Abladung und Verladung aller durchziehenden Waaren, und als Ausflüsse davon das vermehrte Kaufhausgeld und den vermehrten Brückenzoll. Die Bürgerschaft und die Einwohner das ausschließliche Speditionsrecht und die damit eingeschobene Paßkassa, eine vermehrte Anzahl angestellter Schreiber, Fakinen u. s. w., und durch Zulassung der Strackfuhren faktisch einen beträchtlichen Antheil an den Güterfrachten; die ausschließlich benuzten Frachten nach Ragatz, welche beinahe um die Hälfte höher stehen, als jene über das Hochgebirg selbst.

Auf die vielen oft wiederholten Beschwerden und Verunglimpfungen des Porten-Bestandes, dient als kräftige Widerlegung, daß die Waaren-Frachten von Zürich nach Chur und umgekehrt, eben so hoch zu stehen kommen, als diejenigen von Chur nach Bellenz oder von da zurück; während auf der erstern Straßenstrecke von 24 Reisestunden 16 Stunden von Zürich bis Wallenstadt die Waaren in Schiffen verführt werden, und 8 Stunden zu Lande in einer ganz ebenen und mit großen Frachtwagen zu befahrenden Gegend; wo hingegen auf der Straße von Chur nach Bellenz gar keine Wasserfahrt, und nur ein Viertheil der Straße in der Ebene, drei Viertheile aber durch das Hochgebirg führt. Wodurch ist diese seltene Erscheinung zu erklären? Dadurch, daß die Zunft zu den Schiffleuten in Zürich ausschließlich die Wasserfrachten von Zürich bis Wallenstadt und zurück zu versehen berechtigt ist; von Wallenstadt bis Ragatz der Fuhrmann des erstern Orts, er darf aber in Ragatz keine Rückfuhr aufnehmen; von Ragatz nach Chur versieht der Ragatzer Fuhrmann die Frachten, darf aber auch keine Kaufmannsgüter zurückführen; abwärts fährt der Churer Fuhrmann bis Ragatz, der Ragatzer nach Wallenstadt, aber Rückladung wird ihnen nicht gestattet.

Wie hoch der Fuhrlohn in diesen Zwischenstationen zu stehen kommt, ist dem Verfasser nicht bekannt; aber eine Folge davon ist, daß es in Wallenstadt eines Faktors und in Ragatz eines eigenen Speditors bedarf, und daß

der Churer Fuhrmann, der mit zwei Pferden nach Ragatz fährt und am gleichen Tage wieder heimkehrt, einen Netto-Taglohn von fl. 8 verdient, während ein Fuhrmann auf den Bergstraßen sehr zufrieden ist, wenn er mit einem einspännigen Wagen fl. 2. 30 kr. und mit zweispännigen fl. 5 täglich verdient, und noch daraus die Zehrung zahlen muß.

Es ist halt auch bei dem Fuhrgegenstand wie bei mehrern andern im Bündnerland und anderswo; man schreit aus vollem Halse: Ordnung! Ordnung! jedoch *cum reservatione mentali jesuitica:* aber nicht für mich! So lärmt man beständig in Chur gegen den Fortbestand der Porten und ihrer Ladungsrechte; man bemüht sich in der Schweiz und im Ausland, jene als der Abschaffung würdige Vorrechte zu verschreien, damit wo möglich in Unterhandlungen mit andern Staaten dieser Gegenstand in Anregung gebracht, um, wo es immer thunlich wird, auf ihre Abstellung zu dringen. Die Erfahrung hat aber bewiesen, daß man sehr übel ankommen würde, wenn man die Ragatzer Fuhren frei geben wollte; vor wenig Jahren wurde dieser Gegenstand vor die Kantonsbehörden gebracht, aber durch den Herrn Bürgermeister von Chur, Namens der Stadt, eine sehr triftige Protestation gegen jede Abänderung eingelegt, und eben so abschlagend fiel die Erklärung des Standes St. Gallen bei der in Schännis gehaltenen Konferenz aus, als der Antrag dahin ging, das Fuhrwesen im Sarganser Land frei zu geben, wodurch denn auch der Stand Zürich mit den von ihm zu bewilligen bereiten Anträgen zurück zu halten bewogen wurde.

Wollte man in Graubünden die Porten und ihre Frachtrechtsamen aufheben und eine völlig freie Durchfuhr gestatten, so würde wohl eine Folge davon seyn, daß der Roschacher- und Wallenstadter-Fuhrmann, anstatt in Chur abzuladen, im Sommer bis Chiavenna und Bellenz, im Winter bis Thusis, am Fuß des Gebirges, fahren würde, wodurch Thusis einen guten Theil der Churer Spedition erhalten würde, indem es viel natürlicher wäre, nur dann umzuladen, wo man durch physische Hindernisse abgehalten, das Weiterfahren mit ganzer Ladung nicht mehr leisten kann; oder wähnt Chur, daß wenn alle Vorrechte der Frachten und die

Abladungspflicht in den Porten aufgehoben würden, die Stadt allein ihre hergebrachten ähnlichen Vorrechte behaupten könnte, während daß die rechtmäßigen, auf Erwerbsurkunden und auf allen ältern und neuern Verfassungen des Standes begründeten Vorrechte der Porten vernichtet werden sollten?

Von Kaiser und Reich wurden die Bischöfe von Chur für ihre Anhänglichkeit mit jenen Vorrechten belohnt, welche in spätern Zeiten von der Stadt Chur gekauft wurden; eben so wurden die Frei- und Zwingherren unter den fränkischen und hohenstaufischen Kaisern, denen die Sicherheit der Alpenpässe nach und von Italien sehr wichtig war, mit ihren Burgen, mit dem Zoll und sichern Geleit der durchzuführenden Waaren und mit allen damit verbundenen Rechtsamen belehnt. Zu den leztern und als einen Ausfluß des sichern Geleits, wurde auch die ausschließliche Verladung der Kaufmannsgüter durch eigene Knechte und Dienstmannen gezählt und vom eilften bis Anfangs des fünfzehnten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung ausgeübt. Als aber im vierzehnten Jahrhundert die bürgerliche Freiheit in der Schweiz aufkam, und im Anfang des darauf folgenden auch in Graubünden Bündnisse für die Freiheit entstanden, worin aber alle bis anhin genossenen Vorrechte der Herrschaften vorbehalten wurden, eine Bestimmung, die in allen nachfolgenden Bundsbriefen bestätiget wurde; da fing der Adel an, die benannten Frachtvorrechte an die Gemeinden zu verkaufen, welche mehr Werth und Gewicht auf deren Erwerbung legten, als auf den Auskauf gerichtlicher Vorrechte des Adels. Die Portensgemeinden der untern Straße haben diese Vorrechte von den Freiherren von Rhäzüns, von den Grafen von Werdenberg, und von den Trivulzen, Nachfolger der Grafen von Sax, — die von der obern Straße von dem Bisthum Chur gekauft, und zwar in einem Zeitpunkt, in welchem jene Rechte allgemein anerkannt, durch den Besitzstand mehrerer Jahrhunderte befestiget, und ohne Widerspruch ausgeübt wurden; eben diese Vorrechte wurden in den Bundsbriefen von 1471 und den folgenden vorbehalten und geschirmt; sie wurden um einen mit Einwilligung und Zustimmung der frühern Eigenthümer bestimmten Kaufschilling angekauft und baar bezahlt.

Zu dem, daß nach den vorausgesezten Berichtigungen die dermalige Einrichtung des Fuhrwesens in Graubünden volle Sicherheit der durchgeführten Kaufmannsgüter gewährt, eine mit andern Bergübergängen nicht zurückstehende Schnelligkeit in der Lieferung und eine auf die mindest kostbare und weit sichere Oeffnung der Straßen in den sieben Wintermonaten darbietet, hat sie auch, was in den gegenwärtigen Zeitläuften und bei den vorherrschenden politischen Ansichten nicht unwichtig seyn kann, auch den bündigsten Grad von Legitimität für sich; und eine Aenderung daran, da sie mit den Hauptgrundsätzen unserer freien Verfassung in enger Verbindung steht, könnte unberechenbare und traurige Folgen nach sich ziehen, wenn einmal auch erwiesenes Eigenthum der Willkühr eines Orts oder einer Kaste preisgegeben würde.

G. v. P.....

Der Schweizer und Holländer.

Der Schweizer.

Hab' ichs mein Tag so toll gesehn,
Holländer! darfst dich unterstehn
Den Schweizer zu besiegen?
Was ist dein schlamm'ger Schutt und Sand
Gen meine harte Felsenwand,
Wo nur die Adler fliegen?
In Wolken Gemolken
In grünem Thale wird die Kuh;
Das Vöglein zwitschert laut dazu.
Was sind die seichten Felder
Gen meine Klippenwälder?

Holländer.

Hab' ichs mein Tag so toll gesehn,
Du Schweizer darfst dich unterstehn
Bataver zu besiegen?
Was ist dein wüster Schutt und Stein
Gen meiner Deichen edle Reihn,
Wo nur die Meven fliegen?
In Wiesen Da sprießen
Rings Kräuter für die fette Kuh,
Die Mühle klappert laut dazu.
Dammerde, sollt ich meinen,
Steht über Schutt und Steinen?

Schweizer.

Ich bin des Felsens ächter Sohn,
Ich fühle meiner Heimath Lohn,
Nie kann der Muth erschlaffen.
Ich überschau' die ganze Welt,
Mein Ahnherr war ein edler Held,
Hat Freiheit mir erschaffen.
Im Freien Schallmeien
Laut klingen zu der Glocke Schall,
Und mächtig stürzt der Wasserfall.
Zwar bin ich arm geboren,
Doch hab' ich nichts verloren.

Holländer.

Ich bin des Meeres ächter Sohn,
Ich fühle meiner Heimath Lohn,
Drum kann ich nicht erschlaffen.
Ich schiff' um diese ganze Welt,
Mein Ahnherr war ein edler Held,
Hat Freiheit mir erschaffen.
Im Garten Da warten
Wir Blümlein von der schönsten Art,
Reich bin ich ohne Trauer,
Drum leb' ich noch als Bauer.

Beide:

So stiften wir denn Frieden gleich,
Ich bin der Feste, du bist weich,
Wie Felsenstein und Wellen.
Ich bin die Fluh, du bist die Flut;
Doch jedes Element ist gut,
Wir wollen uns gesellen
Im Grünen Durch Dünen,
Durch Felsen von der Welt getrennt.
Gras ist des Hirten Element,
Mir donnern die Lawinen,
So dir als Labsal dienen.

Wir wollen uns bewegen frisch,
Ich bin der Vogel, du der Fisch,
Mit Schuppen und Gefieder.
Du reich und einfach doch zugleich,
Ich in der schönen Armuth reich
Und jeder flink und bieder.
Auf Höhen, An Seen,
Als Patriarchen unterm Zelt,
Wir machen Käse für die Welt.
Sie mögen uns wohl leiden,
Und öfters uns beneiden.

D.***

Bündnerisches Volksblatt

zur

Belehrung und Unterhaltung.

Montag, Nro. 13. 22 Juni 1829.

Ueber die Anstalten der fahrenden Posten in Bünden und deren Nutzen für das Land.

Ob durch den Bau fahrbarer Straßen durch unser Land der Waarentransit vermehrt worden sey; — ob, wenn auch eine Vermehrung angenommen wird, der wirkliche Nutzen auf diesem Erwerbszweig zugenommen habe, sind Fragen, gegen deren unbedingt bejahende Beantwortung man noch manchen Zweifel erheben hört. Hingegen wird wohl auch der entschiedenste Verfechter der alten und Gegner der neuen Straßen zugeben, daß der Durchgang von Reisenden, sowohl an Anzahl als an verhältnißmäßiger Vortheilhaftigkeit für das Land zugenommen hat, und daß dieser Zuwachs durchaus nur durch Erbauung von Fahrstraßen errungen werden konnte.

Inzwischen hängt bei beiden Zweigen des Durchpasses das Ergebniß für die Staatskasse sowohl als für den Erlös des Einzelnen nicht einzig und allein von der Beschaffenheit der Straßen ab, sondern außerdem noch von den, bezüglich des Gebrauchs bestehenden Einrichtungen und gesezlichen Verfügungen, deren doppelter Zweck dahin gehen soll, die Benutzung der Straße für Einheimische und Fremde zu erleichtern und zu sichern, und zugleich den daraus hervorgehenden Erlös so viel möglich im Lande zu behalten.

So ungleich nun und so grell entgegenstehend in unserm Land die Ansichten über die angemessenste Gesetzgebung in Hinsicht auf den Waarentransit sind, so wenig scheinen dagegen die, hinsichtlich des Transports von Reisenden seit sechs Jahren bestehenden gesezlichen Verfügungen bis dahin im Allgemeinen Anlaß zu Mißbilligung oder vollends zu Einsprachen gegeben zu haben,

vielleicht wohl, weil der Gegenstand als zu unbedeutend für das Ganze angesehen wird. Gleichwohl möchte der, aus diesem Industriezweig hervorgehende Geldzufluß schon dermalen, besonders in so geldarmem Lande, der Betrachtung werth seyn und noch ungleich mehr werth werden, soferne seine Betreibung zweckmäßig geleitet und von den Behörden hinlänglich unterstüzt wird. Darum hält der Unterzeichnete es für angemessen, dem Publikum einige Auskünfte und Bemerkungen darüber vorzulegen, und glaubt dabei gar nicht der Besorgniß Raum geben zu sollen, als möchte die Hinweisung auf die verhältnißmäßige Ergiebigkeit dieses Faches unserer Nationalindustrie ähnliche Streitfragen herbeiführen, wie wir sie über das Speditions- und Fuhrwesen oft schon erörtern hörten; denn eben in klarer, unbefangener Beleuchtung einer solchen Angelegenheit, von ihrer ersten Entwicklung an, liegt das sicherste Mittel, irrigen und einseitigen Ansichten vorzubeugen.

Lange schon haben die Regierungen beinahe aller europäischen Staaten den Vortheil und zum Theil die Nothwendigkeit eingesehen, das Fortkommen der Reisenden auf den Hauptstraßen durch eigene, unter ihrem unmittelbaren Schutze stehende öffentliche Anstalten zu erleichtern und zu sicheren.

Diese Anstalten, die man gewöhnlich die fahrende Post nennt, befassen erstlich die ordinaire Post, oder die regelmäßigen Diligencen oder Eilwagen, in welchen die Reisenden an bestimmten Tagen und Stunden und zu festgesezten Preisen Plätze nach allen Hauptstraßenrichtungen finden, und zweitens die Extrapost, welche zu jeder Stunde und auf allen Poststationen Pferde mit oder ohne Fuhrwerk, ebenfalls zu bestimmten Preisen liefert. Die Unternehmer, welche auf den einzelnen, in passender Entfernung errichteten Poststationen oder Wechselplätzen, die zu diesen zwei Bedürfnissen nöthigen Pferde, Postillione und für lezteres auf Begehren auch die Fuhrwerke liefern, heißen Posthalter, stehen unter einer gemeinsamen, vom Staat aus bestellten Direktion und genießen gewisse, den eingegangenen Verbindlichkeiten entsprechende ausschließliche Rechte.

Eine solche Anstalt wurde bekanntlich auch in diesem Kanton schon im J. 1823 errichtet, und hat seither unter dem Namen der Kantonalextraposten und Diligencen fortbestanden. Da dieselbe jedoch nicht auf Rechnung des

Staates verwaltet wird, sondern auf einem Einverständniß mit den Unternehmern beruht, das bei Verfallzeit entweder erneuert oder aufgehoben werden muß; so möchte eine nähere Beleuchtung dieses Gegenstandes im Allgemeinen nicht ohne Interesse seyn. Namentlich aber schmeichelt sich der Einsender mit der Hoffnung, daß diese Auskunft von denjenigen seiner Landsleute werde günstig aufgenommen werden, welche in den hier erwähnten Anstalt nicht nur einen Gegenstand des ökonomischen Nutzens, sondern auch gewissermaßen der Ehre des Kantons erblicken, indem, wie die Landstraßen, so auch die Posteinrichtungen, zu denjenigen Anstalten gehören, die in den Augen des Ausländers am allerersten einen Maßstab zu Beurtheilung über die öffentliche Verwaltung eines Landes abgeben.

Die zwei Hauptfragen, die in der vorliegenden Angelegenheit in ökonomischer Hinsicht vorkommen können, sind:

1. Bringen die Diligence- und Extrapostanstalten, ihrer jezigen Einrichtung nach, dem Kanton und seinen Einwohnern wesentlichen, auf anderm Wege nicht zu erreichenden Vortheil, und durch welche Mittel kann derselbe gesichert und vermehrt werden?
2. Können diese Anstalten ökonomisch bestehen, oder, wäre dies bisher nicht der Fall, wie kann ihr Bestand auf eine, mit dem Nutzen des Kantons und seiner Angehörigen vereinbare Art gesichert werden?

Die Vortheilhaftigkeit der fahrenden Posten für das Land besteht erstlich darin, daß dadurch eine große Anzahl von Reisenden herbeigezogen wird, welche ohne diese Anstalten eine andere Straße wählen würden. Denn wie möchte der Geschäftsreisende es darauf ankommen lassen, ob und zu welchen Preisen er Gelegenheit zum Fortkommen finden werde? Wie möchten Herrschaften, die zu ihrem Vergnügen reisen, und oft mehrere Kutschen mit sich führen, sich den willkührlichen Forderungen der Pferde-Verleiher in einem fremden Lande Preis geben, oder überall eigene Pferde mit sich zu führen? Wie wäre es endlich möglich, ohne eine solche Einrichtung, die Reise mit gleicher Schnelligkeit zurückzulegen?

Ein zweiter Grund entschiedener Vortheilhaftigkeit erwähnter Anstalten liegt darin, daß dadurch, auch bei gleicher Anzahl von Reisenden, weit mehr Geld im Land zurückbehalten wird, als es ohne sie der Fall wäre.

Von den hier durchgehenden Geschäftsreisenden, sind weit aus die meisten in Zürich, St. Gallen, Lindau, Mailand, Lugano und andern nicht sehr entfernt gelegenen Hauptplätzen niedergelassen, oder sie haben sich wenigstens auf ihrer Reise von weiter her in einer jener Städte aufgehalten, wo hingegen nur wenige unter ihnen in Chur oder sonst einem an unserer Straße gelegenen Orte Geschäfte abzuthun haben. Darum würden auch die Mehrzahl solcher Reisenden sich, in Ermanglung regelmäßiger Postanstalten, bis da, wo sie sich wieder aufzuhalten dächten, der Reisegelegenheit mit ausländischen Miethkutschern versicheren, und dem Inland bliebe in der Regel nur der Erlös für Zehrung von Fuhrmann und Pferden. Daß dieser aber niemals den im Lande bleibenden Postpreisen der Diligencen gleich kommen könnte, ergibt sich offenbar, wenn man betrachtet, daß ein Platz von Ragatz oder Maienfeld (im Durchschnitt von Sommer- und Winterpreisen und mit Inbegriff der Trinkgelder) bis Isola fl. 13. 24 kr. — bis Bellenz fl. 19. 55 kr. beträgt, und daß doch meistens die Zehrung des Miethkutschers mit seinen Pferden auf mehr als Einen Reisenden zu vertheilen wäre.

Viel größer aber ist dieser Unterschied bei Herrschaften, die mit eigenen Kutschen reisen, und die, soferne sie sich bei Mangel an Extraposten dennoch unserer Straßen bedienen möchten, ganz gewiß fast ohne Ausnahme mit fremden Miethpferden durchfahren würden. Ein gewöhnlicher, etwas schwer bepackter Reisewagen braucht wenigstens drei Postpferde in der Ebene und viere im Steigen. Für diese beträgt der hierländische Antheil an den Postlöhnen zwischen Balzers oder Ragatz und Clefen durchschnittsweise fl. 44. 38, zwischen obigen Plätzen und Bellenz fl. 82. 41. Bedenkt man nun, daß im Durchschnitt die Miethkutscher die schweren Wagen mit einem Pferde weniger bedienen, als das Postreglement vorschreibt, also im hier angenommenen Fall mit zwei Pferden statt mit dreien; daß für den kürzern Reisezug höchstens zwei, für den längern drei ganze Tage Zehrung angenommen werden kann, so wird man sich bald überzeugen, daß in Ermanglung von Postanstalten, der inländische Verdienst, auf jeden Reisenden der Art, kaum ein Fünftel dessen betragen würde, was er dermalen beträgt.

Um nun einen annähernden Begriff von der Summe

des Geldzuflusses zu geben, der dem Gesammterwerb des Landes bisher aus den fahrenden Postanstalten erwachsen ist und bei deren Beibehaltung und Ausdehnung ferner noch erwachsen kann, führt der Einsender hier nur die Thatsache an, daß der Durchpaß von Extraposten seit deren erster Errichtung von Jahr zu Jahr zugenommen hat, und daß, nach annähernd zuverlässiger Berechnung, im Lauf des lezten Jahrs die, auf Graubündnersche Stationen treffenden Postgelder (die Löhnung für den Transport der ordinairen Posten einbegriffen) über fl. 35,000 — die Weggelder über fl. 1400 betragen haben. Rechnet man davon auch ungefähr fl. 4000 als den Transport von Postalgegenständen betreffend, so beläuft sich die Einnahme des Inlandes, für Durchfahrt von Reisenden mit Post, sammt den Weggeldern, aber ohne die Zehrung, immer noch weit über Dreißigtausend Gulden.

Mag nun zwar der wirkliche Erlös auf dem Waaren-Transit den auf dem Postwesen auch um das Mehrfache übersteigen, so würde hingegen eine genaue Berechnung des reinen Nutzens für den Gesammtreichthum des Landes, auf dem einen und dem andern dieser zwei Transitzweige, entschieden zu Gunsten des lezteren ausfallen.

Während nun niemand bestreiten wird, daß wenn keine öffentliche fahrende Posten bestünden, die Zahl der Reisenden jeder Klasse, vorzüglich aber der Reichen, viel geringer seyn müßte, daß hingegen bei fortgesezter guter Bedienung noch eine bedeutende Ausdehnung dieses Erwerbsfachs erwartet werden darf; so ist man dagegen geneigt vorauszusetzen, daß das Mittel zum Schnellreisen eben dazu dienen möchte, den Aufenthalt und also die Zehrung der Fremden im Inland zu vermindern. Dieser Unterschied möchte vielleicht bei den, mit den Diligencen reisenden Geschäftsleuten bestehen, wird dann aber gewiß durch die größere Anzahl um das Vielfache aufgewogen. Bezüglich dann der mit Extrapost reisenden Herrschaften, wird jene Voraussetzung durch die Erfahrung widerlegt; denn da die Meisten unter ihnen die Merkwürdigkeiten der Straße mit Bequemlichkeit betrachten wollen, so verwenden sie auf die Durchreise durch unser Land über die Bellenzerstraße selten weniger als 2½, über die Clefner 1½ Tage, und sehr oft ereignet es sich, daß Herrschaften, in deren Plan es gar nicht lag sich hier aufzuhalten, dann, durch die Merkwürdigkeit der Gegend

angezogen, in Chur, Thusis, Splügen oder St. Bernhardin mehrere Tage verweilen, ja Fußreisen von mehrern Wochen in andere Theile des Landes unternehmen, was sie, wenn sie eigene oder schon akkordirte Miethpferde mit sich führten, gewiß unterlassen würden.

(Der Beschluß folgt später.)

Ungleiche Meinungen.

(Im Churer Dialekt.)

Uf Reise trifft's e sia, daß Lüt von alle Stände
Der Zufall zämme bringt, und für e halbe Tag,
Au wol für länger noch, sie us vier Kutschewände
So wenig usse laht, as d' Vögel ussem Schlag.
Sind noch so unglich au an Stand sie und an Jahre,
So hät's mit schwyge denn doch meistigs bald e Zyl,
Und müeßt de-n-Anlas zum Dischkurs au bei de Haare
Ma zuohezühe, suß möcht ja vor langer Wyl
Ma sterbe. Grad aßo isch amme Tag es gange,
Wie in der Dilischangs von Chur uf Mayefeld
E fründe Herr Baron, mit emme ellelange
Und breite Titel (und i glaub nit gär viel Geld);
E Burgersma von Chur, der vili schöni Güeter
Sy nennt; en Offizier (e gär e tapfre Heer),
Und endli noch e Puur, doch au kei arme Blüeter,
Häud zämmetroffe. Wie ma denn so krüz und quer
E Wyl hät gschwäzt, so kond sie endli au druf z'rede
Wie so vil Arte Bömm es gäb, und zu was Nutz
Si seyend, und da hät von alle Vier e Jede
En andri Meinig und e Jede nünnt in Schutz
En andri Art vo Bomm. Vor Alle z'estimiere
Zeigt si der Burger gneigt, dee der am schönste prangt
Mit Früchte, seyens denn Nuß, Oepfel oder Biere;
Wenn's nu was Guots ischt und der Bomm recht volle hangt.
Der Puursma zeigt si z'erst zwar mit dem Andere-n-einig,
Doch, meint er listig, wenn er's recht bedenki, weer
Er zletscht mit allem dem denn doch noch andrer Meinig,
Wil gwüssi Bömm er kenn, die bringend großi Ehr
Und Nutze obe dri; denn bald e Wurst in d' Pfanne,
Jez e Paket Tabak, und denn e Glesli Wy,

Und anders villicht noch, bring sy Landamme-Tanne
Gár manchem Schur Mistral ganz richtig d's Jahr dur y.
Der vornem Herr Baron, der bis jez mit Verachtig
Dem Gspräch hát zuoglost und gár nüd derzu hát gsait,
Erklärt jez, da-n-er gfragt würd, daß gár der Betrachtig
Nit werth er halte könn, all die Elendigkeit
Vo Würste und von Obs, zum Fresse und zum Meste;
Und nu der einzig Bomm, den in der ganze Welt
Man ehri, sey der, wo an jedem von de-n Este
E Fürst, e Richsbaron, e Graf, en alte Held
Und überhopt so was ufhangi. (Da, natürli,
Verstaht si d's Hange nit as wie-n-e Dieb am Strick;
Vilmeh wie d's Wapeschild am Stammbomm hangt, figürli,
Das merkt e jede Narr im erste-n-Augenblick.)
Wie endli usgredt hát der groß Herr Fürstevetter,
Kunts an den Offizier. Der, wie si das verstaht
Bei dene Heere, schwört bei tusig Tonnerwetter,
Es könn dem Lorberbomm e tapfere Soldat
Allei de Vorzug gi, wil drus für bravi Krieger
Ma d'Ehrenkrone mach. Doch hát er 'ne nit gsait,
Ob selber er e Kron verdient ha möcht as Sieger
Beim Schöppli, oder gár villicht bei Glegenheit
Vomme Rekrutetanz, mit emme schöne Maitli;
Ma weiß, bei dene macht oft gere-n-e Bitz Wind
Serschant und Offizier, und das grad sonderheitli
So lang im Vaterland sie uf der Werbig sind.
Indeß gahts mit dem Strit de Passagier nit besser,
As wies halt albig gaht, bei andere-n-Anläs au,
Denn Burger, Puuresohn, Baron und Isefresser,
Blibt jedes uf sym Kopf, as wie-n-a bösi Frau.
Zletst aber händ sie doch de löbliche Gedanke,
Soglich schiedsrichterli die Frag entscheide z'lohn,
Anstatt noch länger si so unnütz umme z'zanke,
Und zwar dur e Sentenz von ihrem Postillion.
Einstimmig würd vom Schluß der Parte uf der Stelli
Der Ma im Portehuot und himmelblaue Rock
In Kenntnis gsezt und gfragt, ob überneh ers welli,
As obersti Instanz, hoch abe vo sym Bock,
En Urthel z'spreche. Er, nah eppes Zerimoni,
Wie's bei üs üebli ischt, nünnts endli über si,
Und fordert Alli uf, ihm nah en and und ohni
Vil Umzüg, ihre Gründ und Gegengründ inzgih.

Nadem das gschehe-n-ischt, und er wie billig d' Parte,
Eh daß er si zu was entschlüst, a guoti Wyl
In aller Dehmuth uf sy Usspruch hät lohn warte,
Thuot endli er ne kund, er findi daß gär vil
Bei jeder Meinig si läß für und wider säge,
Und dazu müeß er gstohn, sey ihm grad jez der Schluck
E-Bizli truche; drum thät stark er druf aträge,
Ma tränk e GleSli Wy z'erst bei der obere Bruck.
Was wend sie thuo? Ma weiß, so bald zum Prozessiere
Es kunt, so heißt es: zahl, — zum Anfang und denn zahl,
Und wieder, zahl, zum End. So blibt de Passagiere
In ihrem Bömmdisput denn au kei andri Wahl.
Jez, ohni vo sym Tron abz'styge, hät der Richter
Sy Stozze gleert. Bald nünnt er denn e Mine a
As wie-n-e Amtsstadtvogt. „Die Here Parte, — spricht er,
Wend also, wenn i si nit letz verstande ha,
Daß dur en Urthelsspruch i amtli thüe erkläre,
Was für en Art vo Bomm as d' Menschheit pflichtig sey,
Vo wege dem Verdienst, vor alle-n-andere z'ehre,
Und schlagend derzu vor der Arte viererlei:
De Träger schöner Frücht, d's Landammes Fahnestange,
En Ahnetafle und dee mit dem Lorberrys.
Druf sprich i: Ehr dem Ehr gebührt. Jedoch verlange,
Daß unter so vil Bömm, vor allne vorzugswys
Grad just von dene vier, man Eine soll verehre,
Wie dee mit d's Geßlers Huot, das billigti i nie;
Wil grad mit glichem Recht en Andre könnt begehre
De Rang für dee, der im am meiste fruchtet, wie
Zum Beispiel für e Schlag-, e Segel-, Wendel-, Weber-
Und für e Todtebomm. E jede nehrt sy Ma,
De Zoller, Schiffer, Schmid, Tuchmacher, Todtegräber,
(Mit dem de Dokter au) und Anderi. Drum ka
Ma nüd Apartis thuo, für wel'n es sey, wil keine
Vo dene Bömme d' Lüt just allgmei intressiert.
Und doch, Ihr Heere, gits in mym Sinn e so Eine,
Und wil e Mal jez doch es hüt soll sentenzirt
Sy über die Question, so seys denn, und z'erhebe
Wit über alli Bömm erklär i hiemit werth
Den edle Torkelbomm, denn der da isch es ebe,
Der alle Stänð der Welt die köstlichst Gab bescheert!"

Chur, bei A. T. Otto.

Bündnerisches Volksblatt

zur

Belehrung und Unterhaltung.

Montag, Nro. 14. 6 Juli 1829.

Die Rheinkorrektion im Domlesgerthal.

Wer wäre so wohlhabend oder so genügsam, daß nicht zuweilen der Wunsch sich in ihm regte, noch mehr zu besitzen; und wer so selbstsüchtig, daß er nicht in Gedanken die Hundert oder Hunderttausend Gulden oder Thaler, die ihm das liebe Glück zuwerfen soll, zum Theil wenigstens, dem allgemeinen Besten widmen wollte! Da ziert denn der Eine in seinen Glücksträumen den Geburtsort mit öffentlichen Gebäuden, ein Anderer baut eine Heerstraße, ein Dritter bohrt wohl gar ein Loch durch das Alpengebirge. Ich für meinen Theil gestehe, daß von allen dergleichen Luftschlössern nicht leicht je eines mich so lieblich angelacht hat, als die Vorstellung, unser Domlesger-Thal durch Eindämmung des Rheins und Bepflanzung des, jezt unfruchtbaren Thalgrundes, in das umzuwandeln, was es seiner herrlichen Lage nach seyn könnte. Dann sehe in Gedanken ich den Rhein im geraden, wohleingedämmten Bette, zwischen blumigen Wiesen und fruchtbarem Ackerland dahin wallen. Umgeben von zusammenhängenden Gütern entsteht hier ein Meierhof, dort

ein Landsitz. Korn- und Sägemühlen, Hammerschmieden, Gerbereien und mancherlei andere Gewerbe benutzen die, vom Fluß abgeleiteten Seitenkanäle; hier und da winkt wohl auch ein Wirthsschild dem Durstigen und Müden, denn besuchter als irgend eine andere ist dann die Straße durch die Thalebene von Kazis bis zum Rothenbrunner Stein. Bald führen an mehreren Punkten Brücken hinüber nach der rechten Thalseite, und auch dort reifen dann, geschüzt vor verheerender Fluth, fettes Heu und Korn und Früchte aller Art, wo jezt dürrer Kiesgrund nicht einmal die Weidenstaude nährt. Immer zahlreicher und immer lebendiger werden die Ansiedlungen dem Flusse entlang, die Dörfer und Gemeinden aber, von Rothenbrunn bis Sils, von Realta bis Thusis, weit entfernt bei alle dem etwas einzubüßen, erkennen täglich mehr den Nutzen, der ihnen daraus herfließt. Denn scheint es auch auf den ersten Blick, daß eine so bedeutende Vermehrung von Fruchtland den Preis der Güter vermindern müsse; bald zeigt es sich, daß einestheils erleichterte Zu- und Abfahrt, lebhafterer Verkehr und vermehrter Geldumlauf, anderntheils der wirklich zunehmende innere Verbrauch jenes Mißverhältniß mehr als aufwägen. Nach wenig Jahren ist das Thal das lebendigste, das schönste in ganz Bünden; eines der reizendsten im ganzen Schweizerland. Wenn dann je ein und anderer unserer, im Ausland reich gewordenen Landsleute, statt wie so manche es thun, seine Thaler zu verscharren, sich im Vaterland eine schöne Niederlassung ankaufen will; so wählt er vor allen andern das herrliche Domlesger Thal, das alle Annehmlichkeiten in sich vereinigt, deren unser Bünden herwärts der Berge empfänglich ist.

Das klingt nun freilich wie ein schöner Traum, und ist für den Augenblick in der That nichts weiter. Welcher Bündner möchte ihn aber nicht gerne erfüllt sehen? Nun ist es wirklich entschieden und erwiesen, daß er erfüllt werden könnte, und zwar mit weniger Anstrengung und mehr Sicherheit, als man bisher voraussezt; und darüber dem Publikum einige Mittheilungen zu geben, ist der Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes.

Es bedarf eben nicht des reizenden Bildes einer neuen glänzenden Schöpfung, — schon die täglich drohende Gefahr für das Bestehende, der von Jahr zu Jahr anwachsende Schaden durch die Verheerungen des Rheins, reichen hin, um den lebhaften Wunsch zu einer Fluß-Korrektion rege zu machen. Darum hatte schon vor ungefähr zwanzig Jahren die Regierung diesem Gegenstand ihre Aufmerksamkeit geschenkt, und damals schon ergab es sich aus den aufgenommenen Messungen, daß bei Gelingen eines solchen Unternehmens mehrere Hunderttausend Klafter Boden gewonnen werden könnten. Doch zeigte in jener Zeit sich auch nicht die entfernteste Aussicht, die nöthigen Geldmittel herbeizuschaffen, und jede weitere Entwicklung des wohlthätigen Gedankens unterblieb für lange Zeit. Als dann, nach Beendigung der neuen Straße, die Regierung, müde der immer wiederkehrenden und nie genügenden Ausräumungen und Ausbesserungen einer, längs dem Bergabhang bei Realta hinlaufenden Straßenstrecke, im Jahr 1824 den Entschluß faßte, die Straße auf den Rheinsand zu verlegen, ergab sich die Nothwendigkeit einer festen Bewuhrung dieser 800 Meter langen Strecke. Die Ausführung ward dem Herrn Kantonsingenieur La Nicca übertragen, und diesem Umstand wird es zunächst zu

verdanken seyn, wenn das wohlthätige Werk in unsern Tagen zu Stande kömmt; denn hier bot sich diesem Ingenieur die Gelegenheit, nicht nur zu vielseitigen theoretischen Beobachtungen und Messungen über den Lauf des Stroms und die Anlage des Flußreviers, sondern auch zu praktischer Anwendung einer Wuhrmethode, welche die Vortheile entschiedener Wirksamkeit und bedeutender Ersparniß in sich vereinigt, und die sich nun schon seit vier Jahren als zuverläßig erwiesen hat.

Auf so offenkundig abgelegte Proben hin, sowohl über richtige Anlage und Kostenberechnung, als über zweckmäßige Ausführung eines so bedeutenden Wuhrbaues, wie der oben erwähnte, sah Hr. La Nicca von verschiedenen Seiten sich zu Bearbeitung und Einleitung eines vollständiges Planes zu einer Rheinkorrektion durchs ganze Domlesg aufgefordert. Das Ergebniß der von ihm vorgenommenen Prüfungen, Unterhandlungen und Berechnungen begründete in ihm die vollkommne Ueberzeugung des Gelingens einer solchen Unternehmung, so wie des ökonomischen Vortheils für die Unternehmer, und bewog ihn, den ganzen Plan im Druck bekannt zu machen und demselben zugleich eine Einladung zu Theilnahme, vermittelst Uebernahme von Aktien beizufügen *). Da jedoch die darüber erschienenen Druckschriften **) vielleicht den

*) Die Correction des Rheins im Domleschger Thale, entworfen durch Richard La Nicca, eidgenössischer Staabshauptmann. Zürich bei Orell, Füßli und Comp. 1828 (mit lithographirten Plänen.)

Vorstehende Schrift ist auch beim Verleger dieses Blattes für fl. 1. 30 kr. BW. zu haben.

**) Einladung zur Theilnahme an der Wiedergewinnung und Cultivirung von 1,517,000 Quadratklafter Boden in der Domleschger Thalebene. S. 35 der genannten Schrift.

wenigsten Lesern des Volksblattes bekannt sind, so folgen hier einige der wesentlichsten Angaben.

Die Eindämmung ist in neun verschiedene Sektionen (Querabschnitte) abgetheilt, deren oberste nahe ob der Ausmündung der Albula und unter der des Nolla anfängt, und die unterste sich bis unter Rothenbrunn erstreckt. Auf dieser, im Ganzen ungefähr 8500 Meter langen Linie, soll dem Rhein ein, großentheils gerades, zwischen 30 und 40 Meter breites Bette angewiesen und dazu die nemliche Wuhrmethode angewandt werden, wodurch die obenerwähnte Straßenstrecke schon seit vier Jahren geschüzt ward. Die Gesammtkosten für die sieben unteren Sektionen sind auf fl. 170,000 für die zwei oberen auf fl. 35,000, zusammen fl. 205,000 angeschlagen. Um diese Summe zu erhalten, werden 205 Aktien, (auch in Halb- und Viertels-Antheilen käuflich) jede zu fl. 1000 errichtet, und überdies 50 Aktien zu Freiaktien und zu Bestreitung von Verwaltungskosten u. s. w.

Der zu gewinnende Pflanzboden mißt über Ein und eine halbe Million Quadratklafter, und fällt den Aktionnairs eigenthümlich anheim. Er kann durch die, vom Nollastrom in großer Menge herbeigeführte fette Mergelerde sehr leicht in guten tragbaren Grund umgewandelt werden, und die betreffenden Gemeinden sichern auf dieser ganzen Ausdehnung freie Ansiedlung und unbeschränkte Benutzung der Güter zu.

Während der Einsender über alles Nähere, sowohl bezüglich der technischen Ausführung als des Aktien-Verhältnisses an die erwähnte Druckschrift verweist, glaubt er hier noch bemerken zu sollen, daß der vorliegende Plan von mehrern sachverständigen Ausländern geprüft und

durchaus gebilligt worden ist, und daß namentlich der K. Baierische Regierungsrath und Kreisbaureferent, Herr Beyschlag, sich in seinem, auf zweimalige Besichtigung hin ausgestellten Gutachten, wörtlich so ausspricht:

„Daß ich die Unternehmung der Rectification des Rheines im Domleschgerthale als vollkommen ausführbar finde, geht aus dem Gesagten hervor, und ich glaube keineswegs als anmaßend zu erscheinen, wenn ich diese Behauptung aufstelle, weil ich nicht blos theoretisch die Möglichkeit demonstrire, sondern weil mir die Erfahrungen zur Seite stehen, die ich bei den vielen von mir an der Donau, dem Lech, der Iller, der Wertach, der Osterach u. s. w. vorgenommenen ähnlichen Correctionen gemacht habe und noch täglich mache."

Nun hat sich zwar schon eine Anzahl Theilnehmer gefunden; namentlich ist unser Kanton selbst dem Unternehmen beigetreten, indem er zehn Aktien jedenfalls, zehn andere aber je nach eintreffenden Umständen übernehmen will. Zudem würde die, dem Staate obliegende Bewuhrung längs der Hauptstraße auf eine vortheilhafte Art mit dem Ganzen in Verbindung gesezt werden können. Inzwischen bedarf es, wenn das Werk zur Ausführung gedeihen soll, noch eines bedeutenden Zuwachses an Theilnehmern; diese werden sich aber ganz gewiß finden, sobald einmal der Plan hinlänglich bekannt, die Ausführbarkeit des Unternehmens und der daraus herfließende vielseitige Nutzen richtig gewürdigt sind. In der Hoffnung nun, auf diesem Wege ein Scherflein beitragen zu können, will der Einsender noch auf einige Rücksichten aufmerksam machen, in welchen dieses Unternehmen sich vor vielen andern auszeichnet, mit denen man es auf den ersten Anblick vielleicht in die gleiche Klasse stellen möchte.

Die Eroberung und Urbarmachung eines bedeutenden Landstriches, die Begründung neuer Ansiedelungen in einem der mildesten Thäler des Landes, verdienen gewiß mehr als irgend ein anderes Unternehmen, unter dem doppelten Gesichtspunkte, des unmittelbaren Ertrags für den Unternehmer und der allgemeinen, vielseitigen Nutzbarkeit, von der mittelbar wieder jedem Einwohner sein Theil zufließen wird, betrachtet zu werden.

In erster Beziehung, die in so geldarmem Lande mehr als irgendwo vorangehen muß, mögen frühere Erfahrungen aus verschiedenen Gegenden unsers Landes allerdings über das Gelingen dieser Flußeindämmung oder über die Zulänglichkeit des Kostenansatzes einige Besorgnisse erregen. Diese sollten jedoch billig verschwinden, sobald man erwägt, wie solche Versuche gewöhnlich ohne Sachkenntniß unternommen und ausgeführt worden sind, wie nun überhaupt dieses Fach in neuern Zeiten vervollkommnet worden ist, wie namentlich in vorliegendem Fall, das vorläufige Urtheil von Sachkennern, und überdies die Erfahrung an Ort und Stelle, für die Zweckmäßigkeit des vorgeschlagenen Verfahrens zeugen. Nimmt man dann an, wie man es in der That darf, daß die Eindämmung gelingen und ihrem Zweck entsprechen werde, so sollte das Bestehen der Unternehmer nicht mehr zweifelhaft bleiben; denn ist auch dermalen der baare Erlös aus den Erzeugnissen des Landbaues sehr gering, sollte er, was doch keineswegs wahrscheinlich ist, eben durch den erweiterten Anbau, wenigstens augenblicklich, noch mehr fallen; so kann doch das Mißverhältniß nie so nachtheilig werden, als bei manchen Fabrikerzeugnissen, und es wird sich auch hier bestätigen, daß wenn liegende Gründe auch nicht das Mittel zu

schnellem und glänzendem Gewinn darbieten, sie doch immer die solideste Grundlage zum Wohlstand des Einzelnen und der Gesammtheit bilden.

In Beziehung dann auf das Beste der Landschaft und auf allgemeinen Nutzen, verdient zu allervörderst beherziget zu werden, daß bei fernerer Unterlassung einer wirksamen Bewuhrung (wie die einzelnen Gemeinden sie nie werden ausführen können) nach und nach alle, dermalen noch fruchttragenden Güter in der ganzen Thalebene zu Grunde gehen müssen. Wer hätte vor dreißig Jahren geglaubt, daß einst die öde Sandwüste sich so nahe an Sils, Kazis, Fürstenau hindehnen, wer noch vor wenigen Jahren, daß der Rhein hinter der kleinen Kapelle unter Rodels durchbrechen werde? Wie viele Güter möchten in andern dreißig Jahren in wüsten Kiesgrund verwandelt seyn, von denen man noch heute es kaum für möglich hält, daß sie je einem Angriff des Rheins ausgesezt seyn können!

Der Wohlstand des Ganzen steht immer in engem Zusammenhang mit dem der einzelnen Theile, im engsten aber da, wo ein Vermögenszuwachs in neu urbar gemachtem Land besteht. Ist dieser Zuwachs bedeutend genug, um eine Vermehrung der Bevölkerung zu gestatten und zu veranlaßen; so wird dem Staate ganz eigentlich der Gewinn einer Eroberung, und einer solchen, deren Legitimität zu keinen Zeiten angefochten werden kann! Hier möchte noch die ganz besondere Rücksicht in Anschlag kommen, daß eine Ausdehnung von mehr als einer Quadratstunde Pflanzboden (also weit mehr, als die allergrößte Gemeinde besizt), der keinem Weidgang unterworfen ist, — daß aus dem nemlichen Grund eine ganz freie, und dabei einigermaßen ausgedehnte Landwirthschaft,

in unserm Lande noch ganz unbekannte Erscheinungen sind, deren faktisches Ergebniß mit der Zeit über Nutzen und Nachtheil von Stallfütterung, von Wechselwirthschaft und über so manche andere landwirthschaftliche Aufgabe zuverläßigere und anschaulichere Belehrung liefern würde, als alle vorläufigen, theoretischen Auseinandersetzungen; ja es wäre möglich, daß bei diesem Anlaß die Errichtung einer wirklichen landwirthschaftlichen Schule und Probe-Anstalt zu Stande käme; und den daurenden, allgemeinen Nutzen einer solchen wird zwar nicht ein Jeder in seiner ganzen Ausdehnung erkennen, aber Keiner dem Grundsatz nach bestreiten.

Eine solche Unternehmung sollte doch wohl die Aufmerksamkeit eines jeden Bündners, eines jeden Eidsgenossen verdienen, der die Mittel besizt, durch Uebernahme, wäre es auch nur einer Viertelsaktie, zur Ausführung beizutragen. Es handelt sich hier nicht um Auffinden von Erzlagern im Innern der Erde, — nicht um gewagte Ausdehnung eines Fabrikfachs, — nicht um ungewisse Berechnung von Krieg und Frieden, von Erntesegen und Mißwachs; überhaupt um keinen jener zahllosen Spekulationszweige, wo man entweder den Erfolg nur auf theoretische und praktische Kenntnisse gestüzt berechnen kann, oder sich blindlings den Rathschlägen eines Dritten, wohl gar nur dem Zufall anvertrauen muß. Das Thal ist bekannt; eine der befahrensten Post- und Handelsstraßen führt dadurch; die Stunden lange öde Sandwüste, die gewonnen, die herrlichen Güter, denen sie sie wieder gleichgestellt werden soll, liegen ausgebreitet vor dem Blick jedes Vorübergehenden; der Erfolg der seit Jahren schon zum Schutz der Straße angelegten Dämme ist offenkundig; die Ersparniß in ihrer Bauart springt selbst dem Unkundigsten in die Augen; auch die Leichtigkeit, die Sandwüste in fruchttragenden Boden umzuwandeln, ist in mehrern, seit Kurzem urbar gemachten und bepflanzten Feldern, dicht neben der Straße, dargethan. Jeder kann sich also durch den Augenschein überzeugen, wie wenig hier der Ungewißheit und dem Zufall überlassen ist.

Der aber, den der moralische Genuß, das Verdienst an einer solchen Schöpfung mitgewirkt zu haben, noch lebhafter anspricht, als die Berechnung zu gewinnender

Prozente, begnüge sich nicht mit einem Gang längs der Heerstraße. Er besteige den Johannesberg *), oder die Anhöhe von Ehrenfels, er weide sich am Anblick des einzig schönen Heinzenbergs und der vom Rhein verschont gebliebenen Gelände des Domlesgerthals, mit allen ihren Dörfern, Schlössern und Burgruinen, und er wird einräumen, daß die jezige Generation ihren Nachkommen kein glänzenderes und kein segensreicheres Denkmal zurücklassen könnte, als indem sie durch Eindämmung verheerender Fluthen auch die Thalebene wieder aller der Reize und Wohlthaten theilhaftig macht, welche die gütige Natur ihr in so reichem Maße zu spenden bereit ist.

P.** C.***

Etwas über die Bienenzucht.

Es gibt wohl in der Landökonomie wenig Gegenstände, worüber so vieles und zugleich so verschieden lautendes geschrieben worden wäre, wie über die Bienenzucht. Seit vielen Jahrhunderten übt das nüzliche Insekt, die Biene, den Beobachtungsgeist der vortrefflichsten Landwirthe und Naturforscher; demungeachtet aber ist die Naturgeschichte desselben bis auf den heutigen Tag nicht in allen ihren vielen Verzweigungen und Beziehungen unwidersprechlich, deutlich und statthaft dargethan: denn das Wahre ist nur eines und so lange nicht alle Autoren in ihren Behauptungen übereinstimmen, ist jenes noch nicht ergründet; ihre Schriften aber enthalten immerwährend noch Widersprüche und abweichende Ansichten die Menge, welche zugleich den besten Beweis liefern, wie ausserordentlich schwer die Aufgabe sey, die Biene in den geheimsten Verhältnissen ihrer innern Oekonomie, Lebens- und Fortpflanzungsweise gehörig zu beobachten, obschon ihr Thun der Einwirkung des Menschen, gleich dem andrer Hausthiere, untergeordnet ist.

---

*) So wird im Thal der hervorstehende Theil des Berges genannt, der den Eingang in das verlorne Loch begränzt, und auf welchem mitten in schönem Grasboden die Ruinen des Schlosses Hohenrhätien, die ältesten im Lande, stehen.

Die Bienenzucht kann nie genug anempfohlen werden, und ganz besonders nie genug einem Volke, das den Hirtenstab führt, und ausser dieser seiner beträchtlichsten Erwerbsquelle so wenig andre Zweige landwirthschaftlicher Betriebsamkeit aufzuzählen hat, die so geringe Kosten und Zeitaufwand erfordern und dabei so großen Gewinn geben können, wie die Bienenzucht.

Der Landbauer, der Handwerker, ja selbst derjenige, der sonst kein Eigenthum besizt, kann Bienen halten und besorgen. Denn jeder entübriget seiner Hauptbeschäftigung um so eher die Zeit, welche die Aufsicht über einige Bienenstöcke erfordert, da der füglichste Moment zu Verrichtungen an denselben die Abend- und frühe Morgenzeit ist, wo doch jeder einige Muße für sich hat, überdies sieht man nicht selten Weiber, die trefflich mit Bienen umzugehen wissen.

Es wäre demnach zu wünschen, daß die Bienenzucht nicht nur allgemeinere Aufnahme in unsern Gegenden fände, sondern auch mehr die Aufmerksamkeit und das Interesse bei unserm Landmann erwecken würde, damit auch aus diesem Zweige unsrer Landwirthschaft bedeutenderer Nutzen hervorgehen könnte; denn daß die Bienenzucht bei uns, ungeachtet des vielen, was hierüber sowohl von Fremden geschrieben als von Einheimischen zur Nachahmung angepriesen worden, doch im allgemeinen genommen noch immer sehr mangelbar sey, und mit weniger Fleiß und Aufmerksamkeit gehandhabt werde, als die Wichtigkeit der Sache es erheischt, wird niemand läugnen.

Es kann der Zweck des Verfassers nicht seyn, hier weitläufig und in geregelter Form die Naturgeschichte oder die Behandlungsart der Bienen auseinanderzusetzen, sondern einzig der, dieses Thema im allgemeinen wieder aufzufrischen; dann auf die neusten Ereignisse in der Bienenwelt aufmerksam zu machen und einige Winke zu geben, wie vielleicht Fehler in der Bienenzucht ausgewichen und besseres Gedeihn derselben erzweckt werden kann; besonders aber auch unsre sachverständigen Bienenväter aufzumuntern, ein gleiches nach Maßgabe ihrer erweiterten Kenntnisse zu thun.

Dem Bienenvater ist es vor allem nothwendig, die Naturgeschichte der Bienen so viel möglich zu kennen; denn

aus dieser Kenntniß ergibt sich die Art und Weise, wie sie am zweckmäßigsten zu behandeln seyen, und in ihr ist demnach das Glück der Bienenzucht begründet. Denn bedarf dieser Zweig der Landwirthschaft in unsern Gegenden schon deswegen einer rationelleren Betreibung als etwa in wärmern Weltgegenden, weil wir sammt unsern Bienen ein Hochland bewohnen, in dessen gedrängten Regionen wir in wenig Stunden alle Stufen der Vegetation erreichen, und daher auch eine eben so fühlbare Verschiedenheit des Himmelsstrichs bemerken können. Es folgt hieraus natürlicherweise, daß die Bienenzucht in den verschiedenen Gegenden unseres Kantons auch verschiedentlich gedeihen muß, und einer mehr oder weniger vom Grundprinzip abweichenden Behandlung bedarf; daher auch, daß der rationelle Bienenvater sich nicht steif und fest an die in Büchern aufgestellten Vorschriften halte, sondern sich Regeln zur Bienenpflege aus eigener Erfahrung bilde, die der Lokalbeschaffenheit seines Wohnortes angemessen seyen.

Ein Rückblick auf den lezten Jahrgang beweist uns hinlänglich, wie wahr das Eine und nothwendig das Andre sey. Die Resultate rücksichtlich des Produktes unserer Bienen sowohl als der Vermehrung oder Abnahme unserer Stöcke waren je nach den oft wenig von einander entfernten Plätzen, wo Bienen gehalten werden, sehr von einander abweichend. In manchen Lagen waren die Schwärme leztes Frühjahr sehr selten, oder man erhielt deren gar keine, obschon die Mutterstöcke sehr volkreich waren; hingegen haben diese guten Vorrath an Honig eingethan. An andern Orten gaben die Stöcke viele Haupt- und Nachschwärme, es zeigte sich aber im Herbst, daß sowohl diese als ihre Mutterstöcke nicht großen Vorrath gesammelt hatten. Noch in andern Gegenden war die Anzahl der Schwärme und auch der gesammelte Honig-Vorrath mittelmäßig. Die Folgen des vielen Schwärmens und des damit verbundenen geringern Vorraths auf den Winter zeigten sich hin und wieder, dieses Frühjahr dadurch, daß viele Schwärme und Mutterstöcke zu Grunde gegangen sind. Hieraus läßt sich schließen, daß es noch Bienenbesitzer gebe, welche nur zu sehr ihre Bienen zu guten Treuen behandeln.

Ein Bienenstock kann zwar, wie die Erfahrung lehrt, zu jeder Zeit an irgend einem organischen Fehler in seinen natürlichen Verhältnissen dahinsterben, ohne daß die sorglichste Mühe des Bienenvaters hinreichte, denselben als Individuum zu erhalten, z. B. wenn er zur Zeit, wo keine Brut vorhanden ist, weisellos wird: allein das Absterben vieler Stöcke im Winter und Frühjahr findet, abgesehen von andern Zufälligkeiten, seinen Grund meistens im Nichtvorhandenseyn des zur Ueberwinterung hinreichenden Vorraths an Honig, oder der nothwendigen thierischen Wärme wegen Volksmangel.

Was büßt der Bienenvater also wohl ein, wenn er den Zustand seiner Stöcke erst aus den Folgen, nicht aber zur Zeit kennen lernt, wo noch Hülfe für den Stock oder Rettung eines Vortheils für ihn selbst möglich ist?

Antwort: Er verliert, nicht zu gedenken seiner Mühe und allfälligen Kosten, das Volk eines Stockes, welches er, wenn dessen Ernährung ihm zu kostspielig gewesen wäre, doch durch Vereinigung mit andern Stöcken vortheilhaft hätte anwenden können — und er verliert den Honigvorrath dieses Volkes, welcher von demselben aufgezehrt wurde, ohne daß er deswegen ganz unbeträchtlich gewesen wäre, noch hingereicht hätte, den Stock bis zur neuen Tracht zu erhalten. Hier zeigt sich also ein mehrfacher Verlust, welchem der sachverständige Bienenvater früher vorzubeugen beflissen seyn muß, da man denn doch nicht annehmen kann, daß, da die Natur ein organisirtes Ganze erschaffen, sie solches auch zu erhalten wissen werde.

Es ist daher von Wichtigkeit für jeden Bienenbesitzer, daß er nebst der Kenntniß der Naturgeschichte der Bienen sich angelegen seyn lasse, auch die innern organischen Verhältnisse sowohl als den ökonomischen Zustand seiner Stöcke zu jeder Zeit des Jahres genau zu kennen, damit er sich dadurch in Zeiten bestimmen lasse, an jedem derselben diejenigen Operationen vorzunehmen, die seinen Vortheil sichern können. Diese sind:

1) Das bekannte Kopuliren schwacher oder später Schwärme mit stärkern oder frühern, im Actus des Schwärmens selbst.

2) Das Abwägen der Stöcke, hauptsächlich der Schwärme im Moment, wo nur Volk und Haus bei-

sammen sind, um den niedrigsten Stand des Stockes zu kennen; dann auch im Laufe des Jahrs, um zu erfahren, wenn das Sammeln von Honig aufhört, also auch die vortheilhafteste Epoche eintritt, solche Stöcke, deren Volksbestand und Vorrathsgewicht, als nicht in richtigem Verhältniß, zum Voraus Anzeige geben, daß keine Möglichkeit einer glücklichen Ueberwinterung vorhanden sey, mit Andern zu vereinigen und ihren Vorrath zu heimschen, welcher sonst unnützerweise aufgezehrt würde, ohne den Stock zu erhalten.

3) Das Abwägen der Stöcke im Herbste, und mit Rückblick auf ihren niedrigsten Stand, berechnen zu können, wie viel sie von ihrem Vorrath ihrem Herren geben können, ohne selbst Mangel zu leiden; ob sie nur das Nothwendige zur Ueberwinterung haben, oder endlich, wie viel sie zu ihrem Auskommen bis zur ersten Tracht bedürfen, falls sie des Mangels an Vorrath ungeachtet dennoch zur Ueberwinterung bestimmt würden, damit ihnen schon im Herbst das nothwendige Quantum an Honig beigegeben werden könne.

4) Das Abwägen im Frühjahr, ehe möglicher Mangel eintritt, um durch Fütterung der bedürftigen Stöcke diese bis zur ersten Frühlingstracht zu unterstützen.

Verfasser weiß sehr gut, daß die Bienenzucht der Anwendung von sehr viel andern Regeln bedarf; hat jedoch einstweilen diese deswegen herausheben wollen, weil sie auf einer Seite am wenigsten gebräuchlich zu seyn scheinen, auf der andern aber die sicherste Richtschnur in einer rationellen Bienenhaushaltung geben können. Er hat durch Befolgung derselben erfahren, daß seine Bienen im lezten Jahrgang, seit Ende Juli, durch ihre Arbeit, ihre Zehrung nicht mehr aufwiegen konnten, also von benanntem Monat an bis Dato stets von ihrem Vorrath zehrten, und kann nun, wenn die erste Frühlingstracht da ist, genau berechnen, wie viel jeder Stock in Zeit von neun Monaten an Vorrath gebraucht hat, und verhältnißmäßig auch in andern Wintern brauchen wird.

Um eine Uebersicht von dem Erfolge des Abwägens zu geben, theile ich hier das Resultat meiner Abwägungs-Bemühungen und zugleich die Einrichtung der darüber geführten Tabellen mit:

Stöcke.	Höchster Stand, 1828 Juli 30.	Herbststand, 1828 Octob. 30.	Abnahme vom 30 Juli bis 30 Octob.	An Honig ausgenommen.	Bleiben, 1828 Octob. 30.	Niedrigster Stand, 1829 April 18.	Honig gefüttert.	Abnahme vom 30 Octob. bis 18 Apr.	Abnahme vom 30 Juli bis 18 Apr.
N.º IV.	Kr. 40	Kr. 37	Kr. 3	Kr. 8¼	Kr. 28¾	Kr. 18	Kr. —	Kr. 10¾	Kr. 13¾
- V.	26½	24	2½	—	24	15	—	9	11½
- VI.	28	25½	2½	—	25½	16	—	9½	12
- VII.	35	33	2	7½	25½	16½	1	10	13
- VIII.	29	27	2	—	27	18½	—	8½	10½
- IX.	42	40	2	9½	30½	21	—	9½	11½
Magazin	28	25	3	—	25	20	3	8	11

Aus der obigen Tabelle geht hervor, daß meine Bienen im leztvergangenen Jahrgang 1828 vom 30 Juli an bis zum 30 October jeder Stock zwei bis drei Krinnen zu 48 Loth an Gewicht abnahmen, was jedoch nicht gewöhnlich ist, da sie in andern Jahrgängen im August und September noch sammeln und wenigstens ihren täglichen Bedarf finden, ohne vom Vorrath zu zehren.

Zweitens zeigt sich, daß ein Stock sich mit neun bis eilf Krinnen Honig, vom 30 October bis 18 April, überwinterte, und daß man annehmen darf, daß ein Stock zu seiner Ueberwinterung bei nicht ungewöhnlicher Witterung, an zwölf bis fünfzehn Krinnen Honig überflüssig genug hat.

Durch Anwendung besagter Regeln ist er überdies in den Fall gesezt worden, seinen bedürftigen Stöcken in Zeiten hülfreiche Hand zu leisten, und hat daher auch keinen verloren.

Er ist übrigens der Meinung, daß der rationelle Bienenvater:

1) Sein Augenmerk nicht sowohl auf Erzielung einer großen Anzahl, sondern vielmehr auf den Besitz ganz guter Bienenstöcke richten sollte.

2) Daß er die ganz guten Stöcke, Magazinstöcke ausgenommen, in der Regel gar nicht beschneiden, oder denselben Honig ausnehmen, sondern seinen Nutzen an Honig und Wachs viel eher bei Schwachen einernten sollte, die er im Nachsommer mit Stärkern vereint, und so Herr ihres Vorraths würde, welcher doch unzureichend zu ihrem Unterhalte gewesen wäre.

Durch das Erstere sichert er sich den Bestand guter Stöcke, für deren glückliches Ueberwintern er nicht besorgt zu seyn braucht; weicht die Mühe und Kosten des denn doch oft noch unnützen Fütterns aus, und darf mit Grund frühzeitige und starke Schwärme erwarten.

Durch das andre stärkt er seine Stöcke, wo es Noth thut, erhält zu seinem Nutzen Honig und Wachs, erspart sich obige Mühe und Kosten, und endlich noch den Verdruß, viele Stöcke drauf gehen zu sehen.

Es steht nicht zu bezweifeln, daß es völlige Fehljahre in Betreff der Bienenhaltung gibt, solche, welche viele Spätfröste und Schnee, viele Nord- und Nordostwinde, viel Regen von Nordwesten her u. s. w. mitbringen, welche dann freilich auch den rationellen Bienenvater etwas außer Fassung bringen können, weil dann gute und schlechte Bienenstöcke arm seyn werden: aber immerhin wird der Sachverständige sich auch hier am besten herauszuhelfen wissen.

Th. ***

Anzeige.

Die Redaction des Volksblattes eröffnet anmit den Herrn Abonnenten, daß fortan das Volksblatt verdoppelt erscheinen und der Preis des Halbenjahrs 50 kr. seyn werde. Wer damit nicht zufrieden seyn sollte, möge sich in den nächsten 14 Tagen um so gewisser melden, als er sonst für Abonnent fortdauernd angesehen wird.

Die Redaction des Volksblatts.

Bündnerisches Volksblatt

zur

Belehrung und Unterhaltung.

Montag, Nro. 15. 20 Juli 1829.

Ueber Bündnerische Volkssagen ein einleitendes Wort.

„Volkssagen sind Blümlein auf dem geschichtlichen Wiesengrunde, nicht aber immer wirkliche Geschichte" — also lasen wir in No. 9 unserer Blätter. Durch diesen Ausspruch wollten wir den Werth oder das Verhältniß der Volkssagen zur urkundlichen Geschichte bestimmen, damit solche Sagen nicht irrig aufgefaßt würden. Die in der Ueberlieferung vorhandenen Volkssagen aber sind ihrer Tendenz nach zwiefacher Art: entweder vorherrschend historische, oder vorherrschend moralisirende; beide aber können an die Geschichte sich anreihen und verdienen in einem Volksblatt als Erbstücke alter Zeit niedergelegt und vor dem unvermeidlichen Untergange bewahrt zu werden.

Wenn Volkssagen ihrer Natur nach vorherrschend historisch sind, d. h. alte Ueberlieferungen von wirklichen oder erdichtet geschichtlichen Ereignissen und Personen im Sagengewand uns darbieten, so sind sie Zeitenspiegel. Zeitenspiegel sind sie in zwiefacher Hinsicht. Zuerst erblicken wir darin, wie in einem Spiegel, gar manchfache Bilder aus dem Leben und Treiben derjenigen Zeiten und Menschen, die in der Sage selbst als handelnd oder leidend aufgeführt werden. Diese Bilder stellen so recht anschaulich die Vorfahren in ihrem eigenthümlichen Gewande und ihrer Lebensweise dar, wie sie in Haus und Hof, in der Hütte und auf dem

Herrenschloß, in Feld und Wald, in Krieg und Frieden, im eigenen engern Familienkreise oder gegen die Nachbarn ihre Denk- und Handlungsweise ausprägten. Wir sehen diese Vorfahren nicht blos in Tüchtigkeit des Körpers, sondern auch in Geistesbildung und Tugenden, in Leidenschaften und Fehlern, in Vergleich mit uns, so ganz anders und ihrem Zeitalter gemäß ausgestattet: wie sie liebten und haßten, spielten und stritten, wie sie in Aberglauben oder Geistesselbstständigkeit sich bald als einfache anspruchslose Kinder, bald als handliche und geweckte Männer beurkundeten. Zum andern aber tragen solche Volkssagen ganz unverkennbar das Gepräge der geistigen Richtung und Bildungsstufe derjenigen spätern Zeiten und Menschen an sich, bei welchen die Sagen nicht blos Ursprung und Ausbildung, sondern auch Ansehen und Glauben gefunden haben. Es gab Zeiten, wo solche Sagen für wirkliche Geschichte, ihr Inhalt als glaubhafte Begebenheiten angesehen wurden; unsre Zeit aber hat die eigenthümliche Richtung genommen, daß sie nicht gerne etwas glauben will, was nicht durch Brief und Siegel beurkundet oder so beschaffen ist, daß man es mit den Händen fassen oder beweisen kann. Es giebt also abergläubische und übergläubische Zeiten; beide fallen alsdann wunderbar zusammen, wenn der Ueberglauben an nichts anders glauben will, als an sich — und das dürfte doch als Aberglauben an sich selbst betrachtet werden. Indessen ist es weder bescheiden noch gut, so frisch weg Alles, was nicht alltäglich geschieht, in das Gebiet der Fabeln zu verweisen oder zu belächeln; was der einen Zeit Andacht und Begeisterung war, sollte der andern nicht zum Spott werden: ein besonnener Beurtheiler der Vorzeit wird vieles im Leben und Glauben der Vorfahren begreiflich und schön finden, wenn er auch vom Gegenstande jenes Glaubens und Handelns nicht zu gleichem Eifer entflammt werden könnte.

In diesem Sinne die Volkssagen aufgefaßt sind sie aber nicht blos Zeitenspiegel, wenigstens eine ansehnliche Menge derselben könnte uns mehr seyn; denn ausser den rein historischen Sagen giebt es auch solche, die vorherrschend eine moralische Tendenz in sich tragen, die zur Lehre, Warnung und Besserung uns

aufgestellt und überliefert worden: solche Sagen sind dann Sitten- und Weisheitsspiegel! Insofern die moralischen Volkssagen Weisheitsspiegel sind, gleichen sie den Sprüchwörtern. Die Sprüchwörter versinnlichen uns allgemeine Erfahrungssätze und Sittenlehren in kurzen, kraftvollen, bildlichen Ausdrücken, und können, wenn sie sich durch Jahrhunderte erprobt und bewährt haben, als die Summe der Lebensweisheit angesehen werden, welche eine gewizigte Vorzeit an ihre spätere Nachkommenschaft zu Nutz und Frommen übergiebt. Die moralischen Volkssagen wollen ungefähr das Gleiche: sie stellen uns in anschaulichen Erzählungen und Einzelgeschichten allgemeine Wahrheiten so dar, daß wir aus Handlungen und Schicksalen früherer Menschen erkennen mögen, was ächt und gut, was niedrig und böse sey; wie aus dem Fehler das Uebel folge; wie Trägheit, Thorheit, Bosheit und Gottlosigkeit sich selbst die Zuchtruthe binden, und endlich wie eine höhere Geistergewalt helfend oder strafend in das Leben der Sterblichen eingreife. Gerade dieser zulezt erwähnte Gedanken von einer unsichtbaren Wechselwirkung zwischen unserm Menschenleben und einer höhern Geisterwelt, die bald wunderbar und ungesehen, bald verkörpert und wie Wesen unsrer Art den Erdensohn begleiten, führen oder verderben, ist in vielen Volkssagen deutlich ausgesprochen und durch Beispiele verständigt; auf diese Wechselwirkung und diese höhere Geisterwelt aufmerksam zu machen, scheint öfters die Haupttendenz solcher Sagen. Daher hören wir auch in Bündnerischen Volkssagen nicht selten von Geistererscheinungen verschiedener Art: bald von furchtbaren Strafgerichten, bald von wunderbaren Rettungen; hier von untergegangenen Alpen oder Hütten, dort von verschwundenen Rittern nebst ihren Schlössern; oder auch, wie der Urfeind des Menschengeschlechts in grünem Jägergewande und schöner Jünglingsgestalt sich zu ruchlosen Alpenknechten gesellt, mit ihnen um Seele und Seligkeit den Würfel geworfen, sie von Sünde zu Sünde verleitet und zulezt allen den Hals so umgedreht habe, daß ihr Gesicht auf der Rückseite stehen geblieben; oder wie solche Sündenknechte zu gräßliche Poltergeister geworden, die noch jezt in Feld und Haus zur Strafe und

Warnung herumspucken; oder endlich wie dort die Rache des Himmels den Uebermuth und Frevelsinn des Menschen getroffen, daß Wohnung und Sünder in die Tiefe gesunken, die Stätte ihrer Unthaten aber in einen schauerlichen See, oder vom Eise des Hochgebirgs in öde, grause Wüsten umgewandelt worden sey. So schauerlich und abschreckend viele dieser Bilder aus alter Zeit uns auch vorgeführt werden, so tröstlich und schön sind andrerseits die Sagen: wie ein hülfreicher Engel im zweifelnden Menschengemüthe den guten Entschluß gestärkt, dem Strauchelnden seinen Weg erleuchtet, den Muth gestählt, die Geduld, den Glauben und die Hoffnung in Leiden und unverdientem Mißgeschick aufrecht und wach gehalten, so daß der Gerechte und Fromme seines Glaubens süße Früchte genossen habe — überhaupt wie eine höhere Welt sich um der Sterblichen Leiden und Freuden annehme und in dieser Bestimmung uns näher und gefühlvoller umschwebe, als wir oft in Tagen des sorgenlosen Wandels bei Glück und Vollgenuß des Lebens nur ahnden, geschweige anerkennen wollen.

* * *

In diesem Sinne möchten wir die Volkssagen aufgefaßt sehen, und haben wir hierin Recht, so schelte man diese unsre Einleitung nicht allzu weitläufig oder phantastisch: Vieles kann nicht zu oft, nicht wortreich genug gesagt und wiederholt werden. Auch beabsichtigen wir keineswegs durch Erzählung solcher Sagen den Aberglauben zu befördern, deshalb wir abermals uns dahin erklären, daß Märchen keine Geschichte sind, daß sie aber unterhaltend und lehrreiche bildliche Darstellungen allgemeiner Wahrheiten seyn können, wenn sie zweckmäßig erzählt und mit Sinn und Verstand aufgefaßt und gedeutet werden. Zuletzt erklären wir, daß obige Vorrede nicht blos eine Einleitung in die zunächst folgenden Erzählungen seyn soll, sondern vielmehr ein Vorwort zur Verständigung und Würdigung aller noch vorhandenen Volkssagen, mögen sie im Druck erschienen oder der mündlichen Ueberlieferung anheim gestellt bleiben.

Erzählungen Bündnerischer Volkssagen auf dem Weißhorn.

Der Goldfluß am Parpaner Rothhorn und der Urden-See.

In der kleinen Berggruppe, welche die Landschaft Erosa vom Schalfik und Tschiertschen trennt, erhebt sich fast kegelförmig eine hohe Bergkuppe, das Weißhorn genannt, das hier in steilen Wänden zum Eroser See abschießt, dort aus den Churer Alpen allmählig aufwärts stuft, allenthalben aber auf seinem Rücken und Scheitel dermaßen mit verwittertem Serpentingeröll und mächtigen Schutthalden zerklüfteten Kalksteins überlagert ist, daß hier wie dort ein lebhaftes Bild der in unsern Alpen fort und fort wirkenden Zerstörung sich aufdrängt. Beim Anblick dieser Trümmermassen läßt sich der Gedanke nicht unterdrücken, wie doch nach Jahrtausenden es um alle diese starken Bergriesen aussehen müsse, die jezt so gebieterisch und stolz ihre hohen Häupter gen Himmel heben, als wollten sie trotzig mit eiserner Stirne in die Wolken sich eintauchen! Daß einst sie sinken und zusammenfallen werden, ist allerdings ein niederschlagender Gedanke, aber hoffnungsvoll hebt sich dann wieder unser Blick in die Zukunft, wo aus dem zerrütteten Felsenleib des Gebirgs eine neue pflanzentragende Erde entstehen muß, auf welcher tausendfaches Leben wurzeln, aufsprießen und fröhlich erblühen wird.

So grausenhaft und wild auch die Zerstörung am Felsenkörper des Weißhorn ihre Wuth ausgeübt und mit raschem, fast sichtbarem Schritte noch immer zermalmend

darüber wegschreitet, so leicht ersteigbar ist dennoch sein Gipfel, wo zwischen unzähligen Steinblöcken und eingesunkenen Tiefen der Geist des Lebens in einsamen Moosgeflechten und spärlichen Alpenpflanzen sein stilles Wirken beurkundet, ewig bemüht, über Gräbern und Leichensteinen bunte Rasendecken zu weben und aus dem Tode das Leben neu zu gebären. Von dieser Hochwarte schweift bei heiterm Himmel und günstiger Beleuchtung dein Blick frei und leicht über eine Fülle großartiger Naturbilder; zunächst auf den Bergkranz um die Tiefen des Schalfikerthals, dann hoch und weit auf die stolzen Kuppen und Bergdome des Rhätikon und das wilde Gewirr von Hochgipfeln, die in der rhätischen Bergkette in halbmondförmigem Zuge bis zum alterthümlichen Gotthard sich aufthürmen, alle in majestätischer Größe, gleich als ob im Wettstreite um Höhe und Massen sie gegenseitig sich überbieten wollten. Den Blick zur Tiefe! vielfach zerrissene Thalschluchten und düstre Tobel umlagern die Bergpyramide des weißen Horns und fast schneckenförmig gewunden zieht sich das Schalfik aufwärts über Erosa bis zu den südwestlichen Nachbarn des Gebirgs, wo an die dunkeln Serpentinfelsen das Parpaner Rothhorn sich anlehnt und zwischen der Landschaft Erosa und der Parpaner Heide die Grenzscheide bildet. Was hinter diesen Bergwällen ruht oder sich bewegt, liegt deinen Blicken entzogen, aber westlich öffnet sich der nahe Bergkranz und gestattet die Aussicht in eine ansehnliche Tiefe auf die Thürme und Dächer von Chur, die Vereinigung der Plessur mit dem Rhein, und im Hintergrunde wieder auf den hohen Galanda, der mit seinem Doppelhorn eine weitere Fernsicht versagt.

An einem heitern Sommermorgen saß ich in Gesellschaft meiner Reisegenossen auf dem Gipfel des Weißhorns; das Ziel war erreicht, der Blick gesättigt, die Seele vom Genuß der Naturgröße ermüdet. Allmählig wendete sich unsre Unterhaltung von der größern Umgebung auf die Zerstörung des Gipfels, der uns zur Ruhestätte diente. Einer der Begleiter, welcher durch mehrjährigen Aufenthalt mit allen Thälern und Gegenden um das Weißhorn bekannt und mit einer Anzahl alter Volkssagen ausgerüstet war, die er so gern als anschaulich erzählte, lenkte das Gespräch auf jene wunderbaren Naturereignisse, die so oft in den Volkssagen von Mund zu Mund bis auf die spätesten Enkel fortgepflanzt werden. Nicht blos die gewöhnlichen Naturkräfte, begann mein gesprächiger Jakob T—, auch wunderbare Einwirkungen höherer Gewalten haben hier manches geändert und Umwandlungen herbeigeführt, die uns nur in alten Sagen aufbewahrt werden. Seht ihr dort zu unsern Füßen das kleine enge Seitenthal, welches sich oberhalb Tschiertschen in den Gebirgshaufen eindrängt und aufwärts stufend zulezt in Heuberge und Alpen verliert? Das Thälchen heißt Urden und jener hohe Gebirgsstock gegen Südwesten ist das Parpaner Rothhorn. Von diesem Berge und Thälchen erzählen uns mehrere Sagen gar wundersame Geschichten, die vielleicht im Laufe der Zeiten durch vielfache Zusätze ausgeschmückt wurden, aber doch Manches enthalten, aus dem eine sinnreiche Deutung uns etliche Lehren und Warnungen darbieten könnte.

Ja, blicket nur auf das rothe Horn! man sollte es das Goldhorn nennen, denn vor Alters haben in seinen Eingeweiden die Herrn von Plurs ihren ungeheuren Reichthum geschöpft. Der alten Sage zufolge, floß aus den geöffneten

Adern dieses Berges täglich eine Maß reinen Goldes — an jedem Morgen und Abend wurde eine frische Maßkanne untergesezt, und der tägliche Gewinn in größere Fässer gesammelt, bis dann der unbeschreibliche Reichthum gen Plurs abgeführt werden konnte. Dieser Goldfluß scheint lange Jahre hindurch seine glänzenden Gaben gespendet zu haben, denn unsre Leute können nicht Wunders genug erzählen, wie reich und üppig die Plurser gewesen und wie sie auf tausendfache Weise ihren Reichthum zu Schau trugen. Nicht blos die Sessel und Betten, selbst die Decken und Fußböden ihrer Zimmer, die Sättel ihrer Rosse und die Sitze ihrer Wagen sollen mit Sammet und Seide gepolstert oder überhängt gewesen seyn; rings an den Wänden der Gemächer war aber alles mit großen Spiegel-Gläsern bedeckt und durch Goldrahmen prachtvoll verziert. Wenn aber gar an Freudenfesten oder bei großen Galatagen fremde Gäste und Herrn die Plurser in ihren Pallästen besuchten, so war des Prunkes und Schmuckes kein Ende, dann strozten die Säle mit goldenen Gefässen, mit Zimmtholz wurde in den Kaminen geheizt, die herrlichsten Früchte und Wohlgenüsse fremder Länder ergözten Augen und Zunge, sie lebten wie Fürsten und gingen einher wie Könige. Wurde ein Brautpaar dieser Goldfürsten zum Traualtar geführt, so verwandelte sich der ganze Flecken in einen Freudenhof, wo Sang und Jubel die Luft erfüllte; alles Volk schwamm dann in einem Strome von Vergnügen, das prächtige Geschmeide des Brautpaares aber überstieg die Schätze der Königin von Saba und vom hochzeitlichen Pallaste bis zum Altar war der ganze Weg mit Sammettüchern belegt.

So lebten die reichen Plurser manches Jahr in Freuden

und Festgelagen, bis eines Tages die Zinnen der Berge, welche hinter Plurs sich erheben, herabstürzten und den ganzen Flecken mit allem Volke in Nacht und Graus begruben. Von Stund an stockte auch die Goldquelle am Rothenhorn und niemals konnte sie seitdem wieder aufgefunden werden, so viele Schaufeln und Hämmer, Wünschelruthen und Zaubersprüche, Metallnerven und Brunnenschmecker in Bewegung gesezt wurden, um die alten Schatzkammern des Gebirgs wiederum zu öffnen. Ihr sehts, Herr! roth ist das Horn als wäre es eitel Metall, aber betrachtet es näher, allenthalben nur rothes Gestein und keine Spur jenes Goldflusses, der so reichlich einst dort hervorbrach. Mich hat's immer gewundert, warum doch der Untergang des Fleckens gleichzeitig mit dem Stocken der Goldquelle gewesen! Unser alter Ammann Jeremias pflegte auf diese Frage stets eine ernste Miene anzunehmen, und in einer langen Predigt auseinander zu setzen: der Ueberfluß an Reichthum habe manchen der Plurser Goldfürsten hochmüthig und trotzig gemacht, also daß sie in Gottesvergessenheit zu Sünden und Schwelgerei sich hingegeben und zu dem Sinn und Leben sich gewendet, das nicht aus Gott ist. Vielmehr hätten sie ihre Goldschätze zu Abgötter gemacht und vor diesen Altären ihre Knie gebeugt; daher sey endlich über die Mammonsdiener ein Tag der Strafe gekommen, an welchem der Engel des Herrn die Felsenhörner über sie gewälzt und die Goldquelle verstopft hätte, die so viel Verderben und Sünde über die Menschen gebracht habe. Als Knabe hörte ich ihn oft so erzählen, ob er recht hatte, weiß ich nicht; unser selige Herr Pfarrer hat ihm niemals widersprochen und wir mußten es glauben.

Und der Urden-See, fuhr mein redseliger Begleiter mit etwas gedämpfter Stimme fort, nachdem er sich durch eine kleine Rast wie aus einem Schrecken erholt hatte — der Urdensee ist uns ebenfalls ein Beweis, wohin die Sünde führt, wenn der gottvergessene Mensch auch in gewöhnlichen Handlungen des Lebens sich ihrer verderblichen Herrschaft unterwirft. Ihr seht dort den kleinen Pfad, der jezt halb und halb mit Gras verwachsen ist, niemals wird er ganz zu Heuboden werden, und wollet ihr ihn auch umhacken und besäen: er bleibt bis zum See und jenseits desselben aufwärts ein ewiges Erinnerungszeichen an die Frevelthat, die hier verübt wurde. Hört, was unser Landvolk hierüber erzählt!

Quer mitten durchs Thal und über die Bergrücken zu beiden Seiten, dann durch die Obervazer Alpen und Heuberge hin geleitete dieser Weg die Leute von Erosa gen Obervaz; denn vor Alters gehörten sie zur Kirchgenossenschaft von Obervaz; an jedem Sonntag und besonders an hohen Festen zog dann Alt und Jung diesen Weg zum entlegenen Gottesdienst, dorthin brachten sie auch ihre Todten und Täuflinge, denn einen eigenen Priester hatten sie nicht. Traun, ein weiter und mühsamer Kirchweg! unterbrach ich meinen Mann, heut zu Tage würde unser Volk sich dazu schwerlich bereit finden lassen. Nicht nur das! ereiferte sich mein Erzähler, in ganz Erosa und im Schalfik würde es kaum eine Seele glauben, daß die Alten so eifrig und fromm gewesen, wenn nicht der Urdensee dafür Zeugniß ablegte; aber betrachten wir Zeit und Sitte unsrer Altvordern, so verliert sich das Beschwerliche und Unglaubliche, weshalb mancher unter uns an der ganzen Sage zweifeln möchte. Ehedem, wo nur hin und wieder

ein Gotteshaus zur Erbauung und Lehre winkte, wo weder Berg noch Thal, nicht Ungestümm der Witterung oder Bequemlichkeit die Menschen abhielt, an Sonntagen oder festlichen Zeiten zum entlegenen Gotteshause zu wallen: damals schien die Entfernung von fünf bis sechs Stunden Weges kein allzuhoher Preis, um Labung und Trost für die Seele zu suchen; man weiß es ja recht gut, daß oft ein ganzes Thal nur eine einzige Kirche hatte. Indessen waren auch unsre Altvordern nicht über alle Hindernisse Meister; des Winters, wenn hoher Schnee das Gebirg deckte nud stürmische Witterung die Wege ungangbar machte, entbehrten sie auch der Kirche und sollen dann ihre Todten in den Schnee verscharrt haben, um bei Anbruch des Frühlings unter großem Geleit die wieder ausgegrabenen Leichname zur geweihten Erde nach Obervatz zu bringen; dann aber sollen auch fast alle Männer und Weiber und wer nur so weit gehen konnte, um so eifriger zum Gotteshause gewandert seyn, je schwerer es ihnen ankam, den langen Winter hindurch der Seelenspeise ermangeln zu müssen.

Ein altes Mütterchen, so erzählt unsre Sage, hatte im Frühling sich verspätet und wanderte erst hoch im Brachmonat aus Erosa übers Gebirg, um mit Beten und Fasten im trostreichen Gotteshause zu Obervatz ihre Rechnung mit der Welt abzuschließen; denn sie fühlte, es werde das leztemal seyn, daß sie in sterblicher Hülle vor dem Altar des Herrn knien und beichten könne. Bereits grünte Thal und Gebirg, in der Tiefe war Jung und Alt mit der Feldarbeit beschäftigt, die Männer waren im Gebirg und weideten das Vieh; darum keuchte die Alte einsam und blos auf ihren Stab gestüzt aus den Tiefen

zur Höhe hinan, und ihr Weg führte sie über die Sennhütte auf Urden, wo sie am Mittag zu rasten gedachte. Hoch stand die Sonne am Himmel und schoß ihre Feuerstrahlen wie glühende Pfeile herab, als das Mütterchen dort über den Bühel kletterte; Altersschwäche und unsicherer Tritt erschwerten den Weg, doch quälte nichts unsre fromme Pilgerin so sehr, als Hunger und Durst, vor Müde und Mattigkeit wollte sie schier unterliegen und schwerlich hätte auch ihre Kraft länger zugereicht, wenn nicht die Hoffnung auf die Sennhütte mit jedem Augenblicke sie wieder ermuthigt und aufrecht gehalten hätte. Wie in glühender Sandwüste das Herz des Wanderers aufschwillt, wenn die langersehnte Quelle, die ihm Labung und Rettung verspricht, endlich seinem trunkenen Blicke sich darbietet: also freute sich die Alte beim Anblick der Sennhütten auf Urden, wo sie Schatten, Ruhe und Erquickung zu finden hoffte. Daselbst aber wirthschaftete zu der Zeit ein roher, wilder und geiziger Senn, der das Alter nicht ehrte und Gott nicht fürchtete, der schon manchen Armen mit Spott und Härte abgewiesen, oft auch seinen Muthwillen an geringen Leuten verübt hatte, also daß viele über ihn klagten und ob seiner gräßlichen Flüche und Gotteslästerungen sich entsezt hatten. Unsre Alte war viele Jahre hindurch diesen Weg nicht mehr gewandert, daher kannte sie den Unholden nicht. Dieser, wie er die keuchende Pilgerin auf seine Hütte zuwanken sah, brummte zwischen den Zähnen, fluchte dem Bettelvolk, das sogar bis ins Gebirg seine Zudringlichkeit äußere, und warf die Thüre der Hütte mit solchem Ungestümm zu, daß sie aus den Angeln zu fliegen schien. Die Alte merkte den Unwillen, tröstete sich aber und sprach: er kennt

meine Noth nicht, ein gutes Wort findet eine gute Statt, einzig um einen Trunk will ich ihn bitten, und meines Weges weiter ziehen. Mit diesen Gedanken klopfte sie zwar schüchtern, aber doch zuversichtlich an der Thüre, öffnete sie nur halb und erbat sich einen Trunk um Gotteswillen, denn Durst und Müdigkeit hätten sie erschöpft; Gott im Himmel werde es lohnen, was er an einer betagten Frau Gutes thue. Da fuhr mit Grimm und Hohn der Gottlose sie hart an, häufte Flüche zu Scheltworten und drohte ihr den Holzschuh zu geben, wenn sie nicht weiter ziehe. Mit Entsetzen schloß sie die Thüre, und sank trostlos, halbverschmachtet zur Erde; gerne wäre sie vor dem Unhold geflohen, hätten nicht die Kräfte ihr versagt, aber außer Stand den zweiten Berg zu übersteigen und verlassen in hoher Gebirgsgegend, wo eine andre gastliche Hütte nirgends winkte, blickte sie abwechselnd zum Himmel und wieder auf die Hütte, weinte sehr und bat Gott um Erlösung aus solchem Jammer — doch, seufzte sie, doch erst laß mich vor deinem Altar knieen und Vergebung meiner Sünde finden, dann sterbe ich ja gerne, bin doch ein altes schlechtes Weib, das hier nichts mehr nützen kann.

Wie sie da schmachtete und jammerte, öffnete mit teuflischem Lächeln der Unmensch seine Thüre und sprach: wartet Alte, ihr sollt genug haben! ging hin und melkte seine rothe Kuh, kehrte darauf in die Hütte zurück, warf Magen in das Milchgefäß und reichte mit verbissenem Hohnlachen der Alten diesen Trank. Erquickt und gestärkt dankte das Mütterchen, nahm mit Segenswünschen Abschied und setzte ihre Pilgerfahrt fort; doch wie sie am Rücken des Gebirgs aufwärts kletterte und öfters zu kurzer

Rast sich niedersezte, wurde sie plözlich von grimmigen Schmerzen befallen und vor Zuckungen und innern Stürmen dem Tode nahe gebracht. Sie fühlte ihr Ende, fühlte auch, was der Frevler an ihr verübt und wie teufelisch er sie betrogen habe — jezt verstand sie seine Worte, „er wolle ihr genug geben“ — da rang sie sterbend die Hände gen Himmel, befahl ihre Seele dem himmlischen Vater, rief aber auch die Rache des Weltenrichters über den Gottlosen herab, sank nieder und verschied in schmerzlichen Zuckungen. Da mit einmal erbebte die Erde ringsumher im ganzen Gebirg, wie wenn das Firmament zusammenstürzen und alles Land und Volk begraben wollte; es ertoste die Urdenalp in fürchterlichem Krachen und weitauf gähnte ein ungeheurer Erdschlund, Rauch und Höllengetös entstieg dem Abgrund, der ganze Staffel aber wurde mit dem gottlosen Senn, seiner Hütte und Herde verschlungen, so daß fürder dessen keine Spur mehr gesehen wurde. Wo aber die Senne gestanden und der Unhold seine böse Thaten verübt hatte, da füllte Wasser die Tiefe; da seht ihr den See, Herr! das ist der Urden-See, ein schreckliches Zeichen von Gott!

So sprach mit ängstlicher Stimme der Mann und schwieg vor Entsetzen; erst als er sich wieder erholt hatte, fuhr er mit geheimnißvoller Miene und halblauter Stimme fort, gleich als befürchtete er den Unhold aus seinem Qualorte heraufzubannen: dort seht ihr auch noch den Weg, wie er jenseits des Sees wieder sichtbar wird, nur ungern wird er von den Leuten der Umgegend betreten. Denn zu gewissen Zeiten, man glaubt immer im siebenten Jahre, wenn im Brachmonat die Tage am längsten sind, wird der See ungewöhnlich wild und brüllt aus der Tiefe

auf in fürchterlichen Wallungen; dann sieht man den verwünschten Senn mitten auf dem tosenden See seine rothe Kuh melken; hat er dieses Geschäft vollendet, so ringt er dreimal die Hände gen Himmel und fährt mit schauerlichem Gewimmer in den Abgrund hinab. So wie er sinkt, raßt schrecklicher der See und ein dumpfes Getöse, gleich einem fernen Donnerwetter, rollt durch Thal und Gebirg, daß auch die kühnsten Männer erbeben, so diesem Schauspiel von den Höhen zusehen: das deutet auch immer auf schwere Ungewitter oder plözlich eintretende Kälte, wie unsre Alten glauben und Viele erlebt haben.

Gw. **

Vom Rösten des Hanfs.

Ein Freund von landwirthschaftlicher Aufklärung wünscht, daß vergleichende Versuche über das sogenannte Rosen oder Rösten des Hanfs gemacht würden. — Die weiße, graue oder grüne Farbe des Hanfs hängt von der Art des Rosens ab; da nun der weiße Hanf sowohl zur Bereitung der Zeuge als für den Seiler mehr Werth hat, als der anders gefärbte, so lohnte es sich wohl der Mühe, einige Versuche anzustellen, zur Vervollkommnung der Kunst, den Hanf weiß zu rosen. Dies kann von Güter-Besitzern, die ohnedies jährlich Hanf bauen, ohne Kosten leicht geschehen. Sie können sodann die Ergebnisse ihrer Versuche ebenfalls durch dieses Blatt bekannt machen, das dergleichen Mittheilungen am liebsten aufnehmen muß. Das Vaterland ist den Unternehmern dieses und anderer ähnlichen Versuche am meisten verpflichtet, indem sie einem wesentliche Bedürfnisse desselben abzuhelfen suchen.

Man unterscheidet zweierlei Arten zu rosen: die, welche auf trockenem Lande und die, welche in Wassergruben geschicht. Das Rosen auf dem Lande macht den Hanf grau, zuweilen schön silbergrau; weiß wird solcher Hanf nie. Dagegen will man wissen, daß dieser stärker wird,

als der im Wasser geroste Hanf. Dies mag aber mehr dem Umstand zugeschrieben werden, daß er in faulendes Wasser gelegt oder daß er zu lange im Wasser liegen bleibt; in beiden Fällen wird er faul. Wer jedoch die Mühe einer längern Wartung des Hanfs zur Zeit des Rosens nicht scheut, und wem es dabei gleichgültig ist, ob er weiß oder grau ausfalle, der thut besser auf dem Lande zu rosen; denn erstlich ist der so zubereitete Hanf auf jeden Fall so stark als der stärkste, der im Wasser geroset wird, und zum andern ist man nicht der Gefahr ausgesezt, den Hanf verfaulen zu lassen.

Durch das Rosen im Wasser erlangt man aber außer der Bleichung, was man erlangen will, daß nemlich der Hanf brechlich und die Fäden leicht abschälbar werden. Der Bleichungs-Prozeß besteht in der Auflösung und Abführung des Färbestoffs. Aufgelöst wird dieser durch das Wasser und abgeführt entweder durch Verdunstung an der Sonne, oder durch Ableitung des mit Färbestoff erfüllten Wassers. Wo einer dieser Faktoren mangelt, kann nicht gebleicht werden. Der auf dem Lande geroste Hanf hat nicht genug Wasser zur Auflösung und dem im Wasser gerosten fehlt gewöhnlich bei uns die zureichende Abführung.

Es folgt daraus, daß der in der Wassergrube liegende Hanf Zu- und Abfluß von Wasser haben müsse. Die weichen Wasser sind zum Bleichen tauglicher als die harten; daher leite man lieber Flußwasser als Quellwasser in diese Gruben. Das Wasser sollte eine kurze Zeit über dem Hanfe stehen bleiben, damit es von der Sonne erwärmt werden kann; denn es ist eine vielfältig in der Chemie vorkommende Thatsache, daß das warme Wasser schneller und in größerm Maße auflöst, als das kalte. Daß man die Grube rein von Unrath erhalte, versteht sich von selbst, und doch wird dies bei uns vernachläßigt, so daß der Schlamm, der in der Pfütze ist, den Hanf oft schwärzer macht, als er anfänglich war.

Alles dieses habe ich blos aus meiner Hypothese des Bleichungsprozesses abgeleitet. Es steht nun bei den zu machenden Versuchen die Bestätigung meiner Behauptungen.

M.**

Chur, bei A. T. Otto.

Bündnerisches Volksblatt

zur

Belehrung und Unterhaltung.

Montag, Nro. 16. 3 August 1829.

Epistel eines wahren Vaterländers an seine lieben Landsleute.

Bekanntlich kein Mensch auf Erden lebt,
dem nicht irgend eine Schwachheit anklebt.
Die meinige einmal wie Ihr wißt,
ein ganz horrender Patriotismus,
eine Liebe für Volk und Vaterland ist,
die steigt oft bis zum Paroxismus,
absonderlich so lange in Chur
ich wohne, sehe wie man da nur
möcht, daß aller Nutzen der Stadt zufließe,
das Land aber gerne verhungern ließe.
Denn gleich wie das üppige Mispelkraut
vom besten Marke aus Stamm und Aesten,
so möchte dies Chur vom Landvolk sich mästen.
Und wie mit erhabener Krone schaut
der Hanfstengel über Erdäpfel und Kabisköpfe;
so möchte diese Babel uns arme Tröpfe,
(die man uns nennt die souveränen Gemeinen!)
mit ihrem Einfluß und Glanz überscheinen.

Nun hat man Euch zwar schon oft gewarnt
vor allen den Politiker- und Advokatenpfiffen,
vor Speditoren- und andern Schelmenkniffen,
womit man das gute Volk umgarnt.

Aber man möcht Euch demonstriren und erzählen
auf der Straße, im Wirthshaus und in den Rathssäälen,
von Morgen bis Abend, Ihr achtet's nicht.
Vielleicht gelingts mir, daß besseres Licht
endlich in Euch ich aufgehen lasse,
wenn Alles ich hübsch in Reimen fasse.
Die aber etwa nur romansch verstehn,
werden sich schon um einen Dollmetsch umsehn.

Die neue Straße, weiß jeder, hat nur
Nutzen gebracht allein der Stadt Chur;
und wer's noch nicht glaubt, der soll nur schauen,
wie in Bonaduz, in Thusis und Andeer,
im Rheinwald, Misox und anderswo mehr
die Leut alle Jahr neue Häuser bauen.
Dazu haben überall die Churer gerathen,
und die wußten schon warum sie's thaten.
Auch haben durch die Straß sie den Piemonteser,
den Veltliner Wein und den Modeneser,
nun schon seit etlichen Jahren,
wohlfeiler als den aus dem eignen Gut;
können so ihren Landwein aufsparen,
ihn verkaufen, wenn er mehr gelten thut.

Man weiß was für'n Sündengeld der Kanton
s' Jahr durch ausgiebt für Erhaltung der Straße;
fallen diese Summen den Churern nun schon
nicht geradenwegs in Sack, so haben die Nase
sie doch auch da drinn, und 's Geld braucht nur
einen Tag zu liegen in der Stadt Chur,
so wissen sie sicher gleich was zu ersinnen,
um darauf ein paar hundert Prozent zu gewinnen.

Daß vom Transit mehr Vortheil genießen
die Churer als andre, ist längst erwiesen.
Jedermann weiß wie die Speditoren
stecken in den Thalern bis über die Ohren.
Und die so auf dem Fuhrwerk leben,
in Chur es gar hoch von sich geben:
Essen statt Enten
sogar Polenten,
trinken Bier, statt Veltliner;
Mancher steht auf gar manchem Buch,

Mancher Andere empfangt Besuch
sogar vom Herrn Stadtdiener.

Die Kantonsschule, glauben Viele,
hauptsächlich auf den Nutzen des Landes ziele,
mehr noch als auf den der Stadt,
weil die ihre eigenen Schulen hat.
Aber nur Leute, die nichts verstehn,
können gar so einfältig reden,
sollten selbst noch in die Schule gehn.
Rechne man zum Exempel nur auf jeden
Kantonsschüler täglich einen Thaler Profit
für Chur, s' giebt s' Jahr durch einen hübschen Schnitt.
Das aber ist nicht die Hauptsach,
größerer Nutzen kommt hinten nach,
wenn die Jungen, kaum können sie lesen und schreiben,
gehauen oder gestochen, grad oder krumm,
überall dann im Land herum
das Advokatenhandwerk treiben.
Da giebts brav Anlaß zu Prozessen,
dann zu Rekursen und Appellazen:
da natürlich wird jeder Batzen,
den die kosten, in Chur verfressen.

Das Milizwesen mußte man auch erfinden
die Churer zu erlustigen und uns andre zu schinden.
Besonders hatten sie 's gut im Sinn,
spizten sich schon auf großen Gewinn,
wie sie den Sanitätsrath dran gekriegt,
daß er vorschlage, man soll die Milizen
in Chur das Exerzieren lehren;
damit ein paar Wochen sie da sitzen,
dabei natürlich brav Geld verzehren.
Da haben aber die Vaterländer gesiegt,
die Sachen zum Besten des Landes geregelt,
und den Churern das Plänchen verkegelt,
drum haben auch Burgermeister und Rathsbot ihr Gift
ausgelassen in träfer Protestaschrift.

Wieder betrachte man, was hat
in Waffen, Pulverwägen und Soldatenröcken,
der Kanton für Kapitalien stecken.
Das liegt nun Jahr aus, Jahr ein in der Stadt

beisammen, im sogenannten Magazin,
und daß nicht auch darauf ihren schönen Gewinn
die Churer wissen herauszuklauben,
durch irgend einen Pfiff, mag ein Anderer glauben,
ich einmal glaubs nicht.

Inzwischen, seid sicher, solch Uebergewicht
möcht diesen Städtlern niemals gelingen
über den ganzen Kanton zu erringen,
wären ihnen nicht unter der Hand
behülflich gewisse Herrn vom Land.
Die thun zwar desgleichen, als möchten die Stadt
sie sammt Zünften, Burgermeister und Rath,
mit Haut und Haar vertilgen und auffressen,
und seyen dagegen nur darauf versessen
zu begünstigen das Volk und den gemeinen Mann;
klagen die Churer öffentlich an,
sie wollen die Volksfreiheit beschränken,
die Gemeinden in ihren Rechtsamen kränken.
So zum Beispiel vom Portenswesen
geben sie uns gar schöne Worte zu lesen,
beweisen daß bei Fuhrfreiheit
absolut nur die Stadt Chur gedeiht;
und wissen recht gut, daß dabei die Narren
eigentlich wir selbst sind, denn zu begreifen ist leicht,
daß der Stadt nichts so zum Vortheil gereicht,
als die Ladungsbeschränkung und die kleinen Karren.
Weil auf die Art kommen dreimal mehr
Fuhrleute und Pferde nach Chur,
müssen da müssig warten auf Fuhr
dreimal mehr Zeit, und dabei dreimal mehr
Geld spendiren fürs Wirthshausleben,
als wenn die Roodeinrichtung nicht wär',
und der Speditor könnt frei zu laden geben.

Vollends denn aber bei den Großen Räthen
möchte man bald glauben wir hätten
gar nichts Anderes im Sinn,
als zu mehren der Churer Gewinn.
Wars nicht genug, daß vor fünfzehn Jahren
wir so stockdumme Esel waren,
einzuwilligen, daß Chur allein

hab die Ehr und den Nutzen vom Bundstagsverein?
Müssen wir auch noch darauf hin arbeiten
um bei solchen Gelegenheiten,
wenn auch nicht die Ehr zu vergrößern,
doch den Vortheil zu verbessern,
indem wir uns Alles ausbesinnen
um die Geschäfte in die Länge zu spinnen.
Einem angesehenen Staatsmann
zu widersprechen ins Gesicht,
das maßte vor Zeiten sich nicht
ein gemeiner Bot des Raths an.
So was überließ er der Heerkuh,
der in allem nachzuleben
ihm schon von Haus aus war aufgegeben;
und hatt' er der folgsam nachgebrüllt,
so war seine Bürgerpflicht erfüllt.
Jezt nimmt auch bei uns immer mehr zu
die leidige Aufklärung,
der sogenannte Ideenschwung;
drum ist oft der jüngste Gelbschnabel
in unsern Großen Räthen kapabel,
Belege zu fordern über Alles was nicht,
nach seiner Meinung, der Wahrheit entspricht;
bedenkt nicht, daß sogar die Weisheit
zuweilen anzuführen den Beweis scheut.
Das Alles, versteht Ihr, haltet den Lauf
der Großräthlichen Verhandlungen auf,
vermehrt die Spesen für den Kanton,
die Stadt aber hat den Nutzen davon.
Darum ihre Boten und Bundsgenossen
noch immer fortfahren unverdrossen
zu rütteln und lottern an allen Beschlüssen;
kommen immer mit neuen Spargamentern und Kunkelfüßen,
sind Schuld oft, daß der Große Rath
nicht mag kommen zu großer That;
machen aus vaterländischen Angelegenheiten
nichts als vaterländische Verlegenheiten,
bis endlich die vielen Sizgelder
werden für den Standeskassier zu Schwizgelder,
und man den Boden der Kasse erblickt
während der Churer Gastwirth den Beutel spickt.

Die Churer aber nicht zufrieden,
mit allem dem Nutzen, der ihnen beschieden
ward für ein paar Wochen, wollten gar
den Landesvätern, fürs ganze Jahr,
den Aufenthalt bestmöglichst vertheuren
und so die Gemeinden noch mehr besteuren;
schlugen vor man solle verbieten
alles Haushalten im Regierungsgebäu,
dachten gar pfiffig, das erhöhe aufs neu
in der Residenz die Hausmiethen.
Aber der Tuck wollte nicht gerathen,
die Herrn ab dem Land merkten den Braten,
beschlossen es soll sich niemand geniren,
denn weder über einen Haubenstock,
noch über Pantoffel und Weiberrock,
selbst wegen was Küche- oder andern Geschirren
seys nicht der Werth sich zu skandalisiren,
und wär statt im Haus nur eines Kantons
es selbst im Pallast König Salomons.

Kurzum, bei jeder Gelegenheit
das Land wie eine Zitrone auszupressen,
auf alle Art es an- und auszufressen,
waren die Churer von jeher bereit;
und nur zu oft glückt's ihnen, denn ihre Pfiffe
gehn, wie gesagt, über alle Begriffe.

Und nun, frag ich, was in der Welt
machen sie mit all dem unsäglichen Geld?
Wie vergiltet diese Stadt Chur
uns armen geduldigen Tröpfen,
daß wir so willig uns lassen schröpfen,
obendrein ihr noch machen die Cour?
Dadurch, daß sie für Dank uns giebt Stauk,
Hochmuth für Großmuth,
Unheil für Vortheil,
daß statt einer Hauptstadt
s' Land hat eine Raubstadt,
und steht Einer als unser Verfechter auf,
so geben sie ihm nur s' Gelächter drauf.

Die Churer kamen zuerst auf den Gedanken,
Den Rheinstrom durch Wuhren zu halten in Schranken.

Schon das mochte dem Wasser nicht gefallen,
indessen Geduld, denkt doch von uns Allen
Jeder zuerst an's eigne Haus.
Aber daß dann sie im Voraus
den Boden ausmaßen, der dem Rhein
könnte abzugewinnen seyn,
das war ein Zeichen sündlichen Uebermuthes,
und man wird sehen, das bringt nichts Gutes;
denn ich hörte mein Lebtag sagen,
das können die Wasser nicht vertragen.
Wenn denn der Rhein vielleicht auch nicht
den Churern ihre Steinwuhren durchbricht,
so wird er's den andern Gemeinden eintränken;
ist ihm auch eigentlich nicht zu verdenken,
und daraus also bald erklärt,
warum er so wüthend das Domleschg verheert.
Ueberhaupt machen die Churer sich ein Geschäft,
Alles zu thun, was Gott und die Menschen äfft.
Da verwenden sie bei hundert Louisd'or,
um an der Straße vor dem Thor
Baumreihen oder Alleen anzulegen
und sorgfältig, wie in einem Garten zu pflegen.
Aber daß dazu man Fruchtbäume nehme,
war diesen Herrn zu gemein,
drum mußtens lauter vornehme,
unnütze Modenbäume seyn;
und in ihren romantischen Träumen umher
wandeln fortan die Churer Grazien,
unter dem Schatten von Buschakazien,
von schlanken Pappeln und Vogelbeer.
Hätt' man was gepflanzt für Magen und Gaumen,
und wärens endlich auch nichts als Pflaumen;
so konnte doch ein ehrlicher Bauersmann,
wenn er Samstags vom Wochenmarkt kam,
sich im Vorbeigehn was davon pflücken,
und mit heim bringen, den Kindern zum picken.
Aber wenn so ein Churer denkt,
es möchte dem Landmann der kleinste Brocken
zufallen, der Vergunst ihn schon fast zersprengt.
Zulezt haben die Bäume noch gar zum Zweck,
die Vögel ab unsern Feldern weg

nach den Gärten der Churer zu locken;
denn auch Finkengesang und Wachtelschlag
man uns nicht mehr gönnen mag.

Um denn überhaupt nichts zu lassen
wie's die Natur will, brennen in den Gassen
sie Laternen die ganze Nacht.
Denn daß der liebe Gott es expreß so gemacht,
daß in den Nächten es dunkel sey,
das fällt den hoffärtigen Thoren nicht bei.

Nun sagt selber, wie soll das gehen?
Kann der Himmel so was gleichgültig ansehen?
Muß nicht der Zorn Gottes losbrechen,
so viel Verkehrtheit und Frevel zu rächen?
Und wenns geschieht, daß das Wetter
des Strafgerichts nicht sowohl am sündigen Städter,
sich ausläßt, als an uns Landleuten;
so ists weil zum Unwesen wir die Hand beuten,
oder doch bei all dem Trafik der Herrn
geduldig zuschauen, und s' Maul aufsperren,
während doch, ich sollte meinen,
das Heft läg in Händen von Räth und Gemeinen!

Aber ich denk wir erfahrens auch!!

Seit in Chur ist aufkommen der Brauch,
Bäume zu setzen, die nichts tragen,
hört man Ein Jahr ums andre klagen
über Mißwachs vom Obst im ganzen Land,
und selbst die Ziernüßli, wie bekannt,
im Engadin nicht mehr gedeih'n
wie vormals. Und seit der Schein
von den Churer Gassenlaternen
glänzen will über Mond und Sternen,
ist auf dem Land es offenbar
noch weit dunkler, als vormals es war;
und das namentlich an Orten, wo
man Helle könnt brauchen; so
zum Beispiel aufwärts dem Rhein
entlang, und am Bergünnerstein,
und dann von da noch weiter hinein.
Wie mancher Vaterländer, wie manches Stück Vieh
hätten da den Hals gebrochen, wären sie

unglücklicherweise, bei Nacht und im Nebel
hinuntergefallen in die Tobel!
Wem möchte dann die Schuld zu geben seyn,
als der Verkehrtheit der Churer allein?

So hat auch einer jener witzigen
Herrn im Volksblatt einen gar spitzigen
Artikel über die Rüfenen einrücken lassen.
Kommen die aber im Zorn, so spassen
sie nicht, und was daraus wird entstehen,
beim ersten Hagelwetter wird man's sehen.
Zwar brechen sie vielleicht nicht los
auf Churergebiet, denn gottlos
genug sind sie da, erst aufzuhetzen
das Waldwasser, und dann sich zu widersetzen,
und es wohl gar nach andern Seiten,
als wo die Natur es wollte, hinzuleiten;
desto härter trifft dann das Geschick
die andern Thäler, wie das Schalfigg,
Prättigäu, Oberland und Rheinwald,
und viele andre, denen 's nicht einfallt,
sich der Fügung des Himmels entgegenzustellen,
wie Hunde, welche den Mond anbellen;
und wo die Leut überhaupt zu rechtlich denken,
um selbst eine Rüfe in ihren Rechten zu kränken.

Jezt aber hört noch einen Hauptstreich,
der sieht ganz den Churern gleich.
Ihr las't wohl, was uns das Volksblatt berichtet,
wie im Engadin vor einem Jahr
eine ganz erschreckliche Mäuseschaar
so entsezlichen Schaden hat angerichtet.
Seither kam man der Sach auf die Spur.
Es waren nämlich die Mäuse kommandirt nach Chur,
um dort heimzusuchen die Mehljuden,
die lange schon auf sich luden
der Menschen Haß und Gottes Zorn,
Wegen ihres Wuchers auf Mehl und auf Korn.
Die aber erhalten davon Wind,
der Teufel weiß wie, und laufen geschwind
hin zum regierenden Burgermeister,
der dann, ohne Zweifel mit Hülf böser Geister,

weiß die Sache so zu kombiniren,
daß die Mäuse gezwungen sind,
nachdem sie haben Rechtsumkehrt gemacht,
geradenwegs nach dem Engadin zu marschieren.
Ich kenn einen Obersträßler, der war
selber Zeuge, wie in stockdunkler Nacht
die Mäusearmee, alle Paar und Paar,
durch die Roßstraße sind hinaufgezogen,
und vom Stadtrath eine Kommission,
mit Grichtsschreiber und Stadtknecht, die Prozession
begleiteten bis unter Malix.
Glaubt nur nicht etwa, daß erlogen
der Fuhrmann es habe, oder daß ein X
er angesehen für ein U.
Der Mann ist Euch so wenig blind,
daß im größten Rausch den Weg er findt,
und braucht's etwa nicht gute Augen dazu?
Aber von dieser Hexengeschichte
sagten kein Wort sie in jenem Berichte
im Volksblatt, so wenig als jener Herr Professor
gut fand, bei der Histori vom Knospenfresser,
oder Baumwurm, uns zu sagen,
wie man abwende derlei Plagen;
und das aus keinem andern Grund,
als weil sie fürchten, daß wenn kund
man so was mache, es Andern nütz
und sie nicht los werden der eignen Schnitz.
Weil ich just zu reden gekommen bin
auf die Schrift, die sie das Volksblatt nennen,
so muß ich deshalb ganz offen bekennen,
daß die gar nicht ist nach meinem Sinn.
denn auch das hat zum Zweck nur die Gunst
der Stadt, und daß durch blauen Dunst
man das gemeine Volk bethöre.
Da sticheln sie, unter dem Namen des Ammann Jöri,
gleich Anfangs auf alle Vaterländer,
die sie nicht mögen; entheiligen mit ihrem Witze
sogar den Kalender,
verdienten darum schon des Himmels Blitze;
wollen uns mit Geschichtchen ergötzen,
die gegen die Obrigkeit die Ehrfurcht verletzen,

wie zum Beispiel, daß ein Landammann
in einem Kalb stecke! Wie nur kann man,
frage ich da einen Jeden,
in Bünden so respektwidrig reden?
Hätt wenigstens die Worte man umgekehrt,
war die Sache schon nicht so unerhört.

Wie's dabei zugeht, kann ich übrigens schon denken,
das weiß der Burgermeister Alles so zu lenken,
daß was ihm nicht eben in den Kram paßt,
der Buchdrucker hübsch aus der Rahm laßt,
und daß das Wasser ja immer nur
gerichtet werd auf die Mühle der Stadt Chur.
Wenn zum Exempel, wie Ihr neulich gehört,
sie drob eifern, daß man die Wälder zerstört;
so zielen auch da sie auf ihren Vortheil,
daß ja die Scheiter immer recht wohlfeil
sie bekommen ins eigne Haus.
Aus gleichem Beweggrund, hör ich, Chur woll
sich widersetzen jedem Ausfuhrzoll
auf dem Holz, das geht zum Kanton hinaus.
Denn sind in Bonaduz und in Haldenstein,
von wo die Churer Jahr aus Jahr ein
Holz kaufen zum Brennen und Bauen,
und das Alles für baar Geld,
die Wälder einmal alle ausgehauen,
und bis auf den lezten Stamm gefällt;
so kommt dann auch an die Entlegnern der Kehr.
Ist's dann aber auch dort so weit
gekommen, daß man kein Holz hat mehr,
so hat uns das Volksblatt schon prophezeit,
daß dannzumal von Chur aus, wie Kaffee und Zucker,
man s' Holz werd zuwägen den Gemeinden beim Loth.
Gott erbarm sich der armen Schlucker,
die erleben werden solche Noth!

So reden sie auch viel von Gewerben;
vermuthlich was neues zu des Landes Verderben!
Nehmen wir zum Beispiel,
wenn's den Herrn beifiel,
anzulegen eine Papierfabrik[1],
was drohte für Mißgeschick

mancher Ortschaft, wenn zu allerlei
Arbeit, die vorkommt dabei,
wie zupfen und rupfen,
ziehen und lupfen,
spritzen und pumpen
und zu was weiß ich noch für andern
Zwecken man dahin säh wandern
dreiviertel von ihren — Leuten.

Also, wenn man's bei Licht besieht,
was Uebels Euch nur immer geschieht:
wenn das Emd kommt unter den Regen,
wenn die Hennen nicht Eier legen,
wenn der Samen im Boden gefriert,
wenn Ihr einen Prozeß verliert,
wenn die Kuh nicht kalbert auf den Tag,
wenn der Hanf nicht wachsen mag,
wenn Euch die Milch im Keller ersauret,
wenn der Winter zu lange dauret,
wenn nicht nur lieb Weib und Kind,
wenn sogar noch Schaf und Rind
Euch erkranken, zuerst abserben,
endlich sterben, elend verderben;
zu verdanken habt Ihr's nur
den Herrn von Chur.
Oder wenn, während das Söhnlein wird mager,
s' Töchterchen dagegen wird zu fett;
wenn aus lieb Weibchens Krankenlager
wird eine etwas frühe Kindbett;
wer weiß, ob auch da nicht aus der Stadt
etwa jemand was Schuld daran hat!

Allein, mag's unmöglich auch scheinen, doch
weit größern Frevel die Churer noch
begehen, wenn sie mit ihrem unreifen
Verstand dem Himmel ins Amt wollen greifen.
So, wie etwa in einem Dorfe es brennt,
von Chur sogleich Alt und Jung dahin rennt
mit Tausen und Eimern, und Wagen und Spritzen,
zum Löschen und Flöchnen nach Möglichkeit.
Könnt aber die Hülfe auch nicht mehr nützen,
oder ist s' Unglück entfernt zu weit,

so schicken sie Wäsche, und Kleider und Schuh,
Der Lebensmittel, ein Andrer Vetter,
auch Tische und Stühle und Säcke und Bretter,
dabei ein Stück Geld, den Beschädigten zu.
Zwar möcht auf den ersten Anblick es scheinen,
daß gut mit solcher Hülfe sie 's meinen,
und dennoch kann, ich muß es gestehn,
nur sträflichen Vorwiz darin ich sehn.
Denn hätte der liebe Gott nicht gewollt,
daß so eine Dorfschaft verbrennen sollt,
so war's ihm ein Leicht's, ohne Eimer und Spritzen,
das Feuer zu löschen mit Einem Wort,
wenn auch in Chur Alles zu Hause blieb sitzen.
Wenn aber in seinem Zorn den Ort
zerstören er wollte durch Feuersglut:
so weiß er gewiß auch, warum er's thut.

Da seht zum Exempel das Haldenstein.
Das, wißt Ihr, war nach dem großen Feuer
vom Jahr fünfundzwanzig halt ein Stein-
und Aschenhaufen. Da half die Steuer
der Churer nicht wenig, daß nach einem Jahr
das Meiste schon wieder aufgebaut war.
Jezt glänzt es über den Rhein daher,
die Dächer gedeckt mit rothem Ziegel,
die Fenster so lauter und groß wie Spiegel,
die Mauren alle hübsch angeweist,
von weitem so nett, wie der wohlhabendste Flecken.
Mir aber kommt's immer vor, als wär
es da, um den Hoffartsteufel zu wecken
in Jedem, der diese Straße reist.

Jezt hoff' ich, auf diese Relazion
werd' endlich die Bündnerische Nazion
sich von der Dringlichkeit überzeugen,
solchem Unwesen vorzubeugen.
Daß Warten da nichts frommt,
und daß von Jahr zu Jahr
es immer ärger kommt,
bis endlich ganz und gar
zu Grund wir Alle gehen,
müßt Ihr jezt selbst einsehen.

Aber nun
Ihr mich fragt:
was zu thun?
was anzufangen,
daß zum Zweck wir gelangen?
Nicht verzagt!
Nach und nach wird's schon gehen,
folgt Ihr meinem Rath, wollte gut ich stehen;
aber daß es auch sicher glücke,
uns von dem Uebel loszumachen,
das Erste vor Allem muß seyn, die Tücke
und Schliche der Churer genau zu bewachen.
Drum sollt ein Vaterländer, (kein Tropf,
im Gegentheil ein durchtriebener Kopf)
sich entschließen in Chur zu bleiben,
das Jahr hindurch das sündige Treiben
in Schenk und Kaffee,
bei Wein und bei Thee
und Fagaschenpitten,
mit Billiard und Karten;
dann auch die Schlitten=
und die Badefahrten;
die Gastereien
in Saus und Braus,
sowohl zu Haus,
als bei Landpartheien;
im Karneval
Konzert und Ball,
und alle die Sachen
getreulich mitmachen,
und überall
mit pokaliren,
mit schnabiliren,
mit raisonniren,
von allen Geschäften,
aus allen Kräften.
Führt Einer auch nur zehn Jahre das Leben;
so kann über Alles er Auskunft Euch geben.
Und da das eben ist die Hauptsach,
und auch gerade in diesem Fach
von jeher ich zeigte besondre Talente,

sie ausgebildet auch habe, so könnte
zum Besten des Vaterlands ich mich bequemen,
den Auftrag gar selber zu übernehmen,
(versteht sich immer nur vorbehalten,
daß in allem und jedem ich frei werd gehalten.)
So ein Antrag, sollt ich meinen, beweist
einen wahrhaft demokratischen Geist;
drum besinnt Euch nicht lange und schlaget ein.
Was sind zum Jahr ein paar Tausend Gulden,
sobald's drum zu thun ist, Euch zu befrei'n
von allem dem Uebel, das jezt Ihr müßt dulden,
und das, wie ich klar nun hab demonstrirt,
nur einzig von der Stadt Chur herrührt.

Euer wohlgesinnter und uneigennütziger anti=Churerisch=
patriotischer Landsmann

?

Die rohe Baumwolle, ein schmerzstillendes Mittel bei Brandwunden *).

Man hat erst ganz neuerdings die Entdeckung gemacht, daß die rohe Baumwolle bei Verbrennungen den Schmerz plözlich stillt, wie groß auch die Wunde seyn mag, und ihre schnelle Heilung bewirkt. Selbst in dem Falle, wo die Verletzung so groß ist, daß man nicht hoffen darf, dem Verunglückten das Leben zu retten, wird durch Auflegung der Baumwolle der Schmerz doch augenblicklich gestillt. In weniger gefährlichen Fällen vermindert sich die Hitze des Körpers, die Angst verschwindet, die Schlaflosigkeit läßt nach, und der Kranke gewinnt wieder Appetit. Die Baumwolle auf die frische Brandwunde gelegt und durch ein Tuch aufgebunden, vermindert nicht allein die Entzündung bei oberflächlichen Verbrennungen, sie beschleunigt auch ihre Heilung und verhindert selbst die Bildung eines Schorfs auf derselben. In diesem Fall erzeugt es mit der Feuchtigkeit aus der Wunde eine Art Decke, welche die verbrannte Haut ersezt, die Wunde beschüzt und die Bildung einer neuen Haut begünstigt.

*) Aus Maltens Bibliothek der neuesten Weltkunde. 4r Thl. 1829.

Einem Kohlenbrenner, der sich stark verbrannt hatte, legte man die Baumwolle auf, und fand beim ersten Verbande nach 14 Tagen, daß die Wunde bereits mehrere Zoll weit geheilt war, und der Ueberrest sich im besten Zustande befand.

Ein junges Mädchen hatte tiefe Brandwunden auf beiden Beinen. Man verband das eine Bein mit Baumwolle, das andre auf bisher gebräuchliche Weise. An dem ersten verspürte das Mädchen beinahe keine Schmerzen, obgleich es mehr gelitten hatte, als das andre. Nach drei Wochen nahm man die Baumwolle ab, und die Wunden waren vollkommen geheilt, während das andere sich entzündet und man noch drei Monate lang zu heilen hatte.

An der Quelle zu Pfäfers
am 12 Juli 1829.

Hier, wo Felsen nur sich zeigen,
Nur des Stromfalls Donnerstimme spricht,
Deren Schall das hehre Schweigen
Schauervoller Wildniß unterbricht,
Mußt du, Pilger! allwärts steigen,
Tief zur Quelle, hoch zum goldnen Licht.
Hat dein Herz erquickt die warme Quelle,
Kehrst du heitren Sinn's zur Sonnenhelle.

Schönes Bild vom Erdenwallen
Durch die Nacht und Dämmerung zum Tag!
Blüthen, Früchte, Blätter fallen;
Wehmuth folgt dem fröhlichen Gelag;
Oft beim Lied der Nachtigallen
Weckt aus süßem Traum ein Donnerschlag.
Darum Muth gefaßt aus ew'gen Quellen,
Und dein Ziel wird wunderbar sich hellen.

J. H. v. Wg.

Chur, bei A. T. Otto.

Bündnerisches Volksblatt

zur

Belehrung und Unterhaltung.

Montag, Nro. 17. 17 August 1829.

Bericht
über Stand und Gang der geschichtforschenden Gesellschaft in Graubünden.

In der am 14 Mai d. J. abgehaltenen vierten General-Versammlung der geschichtforschenden Gesellschaft von Graubünden, wurde der Wunsch ausgesprochen, daß in gedrängter, dennoch aber möglichst vollständiger Uebersicht, Bericht über dasjenige erstattet werden möchte, was die Gesellschaft seit ihrer Entstehung für die Zwecke, die sie sich vorgesezt, geleistet hat. Diesem Wunsche soll durch den Vorstand und den Ausschuß der Gesellschaft um so mehr entsprochen werden, da hierdurch diejenigen Mitglieder der Gesellschaft, welche bis dahin den Versammlungen nicht beiwohnen konnten, Kenntniß von dem Wirken und den Anordnungen derselben erhalten. Je größer die Schwierigkeiten sind, welche schon die Natur unseres Vaterlandes der Entstehung und dem Fortgange gemeinnütziger und wissenschaftlicher Vereine, durch erschwerte gegenseitige Mittheilung entgegen sezt, desto lobenswerther sind diejenigen, welche dessen ungeachtet zutrauensvoll an dem Zwecke derselben festhalten und diesem ihre Unterstützung nicht entziehen.

Erste General-Versammlung.

21 Mai 1826.

Vier und dreißig Mitglieder hatten, theils schriftlich, theils mündlich, ihre Bereitwilligkeit zur Theilnahme an einer geschichtforschenden Gesellschaft für unsern Kanton erklärt, und zwölf derselben traten in der auf den 21 Mai 1826 anberaumten Versammlung zusammen.

Folgende Organisation wurde nach vorangegangener Discussion einstimmig angenommen.

Organisation der geschichtforschenden Gesellschaft von Graubünden.

1. Es hat sich die vaterländische geschichtforschende Gesellschaft zum Zwecke gesezt, die Geschichte des Vaterlandes in allen ihren Verzweigungen zu erforschen und zu bearbeiten.

2. Diejenigen, welche in dieser Absicht gegenwärtig versammelt sind, oder auf die bereits ergangene Einladung ihren Beitritt erklärt haben, sind die Stifter der Gesellschaft. Später werden diejenigen als Mitglieder aufgenommen, welche durch den Präsidenten oder zwei Mitglieder in allgemeiner Versammlung vorgeschlagen, die absolute Mehrheit der Stimmen zu ihrer Aufnahme vereinigen.

3. Neben den ordentlichen Mitgliedern können auf gleiche Weise Männer im Auslande als Ehren-Mitglieder aufgenommen werden, deren Verdienste um unsere Geschichte anerkannt, oder deren Verhältnisse von der Art sind, daß sie den Zweck, den sich die Gesellschaft vorgesezt hat, befördern können.

4. Der Austritt aus der Gesellschaft soll dem jeweiligen Präsidenten angezeigt werden; diejenigen, welche während zwei Jahren die allfällig beschlossenen jährlichen Geldbeiträge, auf zweimal geschehene Mahnung, nicht abgeführt haben, werden als ausgetreten angesehen.

5. Es findet jährlich eine ordentliche General-Versammlung statt.

6. Von derselben werden durch absolutes geheimes Stimmenmehren ein Präsident, ein Secretär, ein Cassier und zwei Mitglieder des Ausschusses gewählt. Ihre Amtsdauer ist auf zwei Jahre festgesezt, doch sind sie am Schlusse derselben wieder wählbar.

a. Der Präsident führt den Vorsitz in den jeweiligen Versammlungen; er hat die Leitung der vorkommenden Geschäfte und Arbeiten.

b. Der Secretär vertritt seine Stelle in allen Fällen, wo jener gehindert seyn sollte, die ihm obliegenden Geschäfte zu besorgen; er führt das Protocoll und besorgt die Correspondenz. Das Archiv und die Bibliothek stehen unter seiner speziellen Aufsicht.

c. Der Cassier besorgt als solcher den Einzug der jährlichen Geldbeiträge. Ueber Einnahmen und Ausgaben wird er jährlich der Generalversammlung Rechnung ablegen.

Ueberdieß wählt die Versammlung

d. Zwei Mitglieder aus ihrer Mitte, welche mit den drei Vorgenannten den Ausschuß der Gesellschaft bilden. Dieser Ausschuß versammelt sich so oft die Umstände es erheischen, und ihm hauptsächlich liegt es ob, bedeutendere Ausgaben anzuordnen.

Hierauf wurde sodann auf gleiche Weise der nachfolgende, von einigen Mitgliedern ausgearbeitete Arbeitsplan geprüft und angenommen.

Arbeitsplan der geschichtforschenden Gesellschaft.

Die geschichtforschende Gesellschaft für Graubünden hat es sich zum Zwecke gesezt, die Geschichte unsers Landes in allen ihren Verzweigungen zu erforschen und zu bearbeiten, und die Mitglieder der Gesellschaft machen es sich selbst zur Pflicht, jeder so weit seine Kräfte, Verhältnisse und Umstände es erlauben, diesen Zweck zu befördern. Es kann dieses nicht blos unmittelbar durch eigene historische Forschungen und Ausarbeitungen, sondern auch dadurch geschehen, daß Mitglieder, die dazu keine Muße finden, dem Arbeitslustigen den Zutritt zu Archiven verschaffen, und durch Mittheilung wichtiger Urkunden, Correspondenzen, Handschriften u. s. w. ihm an die Hand gehen.

Eine allgemeine Geschichtschreibung wird vor der Hand von der Gesellschaft, bis und so lange nicht das hiezu erforderliche Materiale gesammelt und geordnet ist, nicht erstrebt werden können. Die Zusammentragung dieser Materialien ist somit dermalen:

Hauptzweck der Gesellschaft. Jedes Mitglied derselben ist eingeladen, nach besten Kräften mitzuwirken, damit

1. Ein möglichst vollständiges Repertorium aller in öffentlichen sowohl als Privatarchiven, in handschriftlichen sowohl als gedruckten Sammlungen, enthaltenen Urkunden, welche auf unser Land und dessen Einwohner Bezug haben, zusammengetragen werde.

Diese Urkunden sollen nun je nach ihrer Wichtigkeit entweder nur ganz einfach registrirt oder excerpirt oder wörtlich copirt werden. Leztere bilden den Codex diplomaticus der Gesellschaft. Der Präsident wird nach der Ansicht der Gesellschaft dafür Sorge tragen, daß das Repertorium auf möglichst zweckmäßige Art, entweder chronologisch oder nach den Materien oder nach der Localität geordnet werde.

2. An diese Sammlung schließt sich die eben so wünschbare Zusammentragung wichtiger Privat-Correspondenzen, welche theils über die vaterländische Geschichte, theils über einzelne Männer, die in das Staatsleben eingegriffen haben, Licht geben. Es werden daher die Mitglieder der Gesellschaft eingeladen, auf solche Acht zu haben und dieselben in Originali oder abschriftlich zum Behufe einer solchen Sammlung mitzutheilen.

3. Freunde der alten classischen Literatur sind eingeladen, aus den Schriftstellern des Alterthums alle diejenigen Stellen vollständig und genau zu sammeln, welche unser Vaterland berühren, und das Resultat ihrer Bemühungen entweder mit oder ohne erläuternde Bemerkungen einzusenden.

4. An diese Arbeit schließt sich hinwiederum die vollständige Sammlung aller auf unser Vaterland sich beziehenden, in den Chronikschreibern des Mittelalters enthaltenen Stellen. Es versteht sich von selbst, daß hier von denjenigen Geschichtschreibern, welche ausschließlich die Schweizer- und Bündnergeschichte behandelt haben, die Rede nicht ist.

5. Die Sammlung von Inschriften aller Art, die sich

im Vaterlande oder anderwärts dasselbe betreffend vorfinden.

6. Die Gesellschaft wird es sich angelegen seyn lassen, nicht nur alle das gesammte schweizerische Vaterland betreffenden Hauptwerke, sondern auch möglichst vollständig alles dasjenige zu sammeln, was über unsern Kanton insbesondere erschienen ist. Hieher gehört auch die Sammlung aller ältern und neuern Gerichts- und Hochgerichts-Statuten.

Denjenigen Mitgliedern, welche nebst der Mitwirkung zu der bisher berührten Zusammentragung der Materialien im Allgemeinen, noch besondern Arbeiten obliegen wollen, werden als solche hauptsächlich noch folgende, unmaßgeblich, bezeichnet:

1. Geographisch-topographische und statistische Beschreibung einzelner Landestheile, Hochgerichte und Gerichte oder Gemeinden unsers Landes.
2. Beschreibung auffallender Veränderungen in der physischen Natur unsers Vaterlandes, merkwürdiger Naturereignisse und Unglücksfälle, welche über Land und Menschen gekommen sind.
3. Nachrichten über alte Straßen, Denkmäler, Inschriften, Münzen, Bergwerksversuche ꝛc., alterthümliche Erscheinungen und Entdeckungen jeglicher Gattung.
4. Nachrichten über merkwürdige, den Culturzustand ihrer Zeit charakterisirende Prozesse, Ereignisse, Verbrechen und Unternehmungen.
5. Sagen und Volkslieder.
6. Urkundlich nachgewiesene Genealogien von Geschlechtern, welche durch Besitzthum oder auf andere Weise

entweder auf das Vaterland im Allgemeinen oder einzelne Theile desselben eingewirkt haben. Von den ältern wünscht man hauptsächlich die Stammregister der Aspermont, Bellmont, Brandis, Brun, Heuen, Marmels, Mätsch, Montalta, Sax, Tarasp, Toggenburg, Werdenberg u. a. m.

7. Biographien merkwürdiger Männer des Vaterlandes.

8. Recensionen und literarische Nachrichten von Werken und Schriften, die über unser Land erscheinen.

9. Geschichtliche Darstellung einzelner Perioden, Auftritte und Begebenheiten aus der Geschichte des Vaterlandes.

10. Hauptsächlich wichtig ist denn endlich die mit Documenten belegte Geschichte der Freiwerdung und Loskäufe der Gerichte und Gemeinden, wobei die vorigen Unterthanspflichten, die Ertheilung einzelner Privilegien und Gerechtigkeiten oder Minderung der Pflichtleistungen, der Wechsel der Herrschaft durch Kauf, Tausch oder Vererbung, und endlich die Zeit und Unkosten des Loskaufs so genau als möglich zu erforschen und auszumitteln seyn würden.

Alle Mitglieder werden sich bei ihren Arbeiten nach Kräften unterstützen; die Arbeiten werden dem Präsidenten zugesandt, der dieselben nach dem Wunsche des Verfassers entweder in Circulation sezt, oder nach Maßgabe der Zeit und Umstände der allgemeinen Versammlung vortragen läßt. Eine Abschrift der Arbeit wird jedenfalls ins Archiv der Gesellschaft niedergelegt.

Die Anlegung einer Cassa zu Bestreitung mannigfaltiger mit dem Zwecke der Gesellschaft eng verbundener

Bedürfnisse wurde nothwendig erachtet, und der ordentliche Geldbeitrag für das Jahr 1826 am Schlusse der Sitzung auf fl. 3. 20 kr. festgesezt.

Zweite General-Versammlung.

Am 20 Mai 1827.

Mit einer Rede, die zugleich die Skizze der Geschichte unsers Vaterlandes von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage, nebst der Uebersicht der Hauptquellen derselben, lieferte, wurde die Versammlung eröffnet.

Aus dem Berichte, der sodann derselben über das Wirken der Gesellschaft im Laufe des abgeflossenen Jahres abgestattet wurde, ergab sich, daß die Bibliothek theils durch einige Geschenke, theils durch Ankäufe mit der freilich noch sehr geringen Zahl von 10 Bänden, worunter 4 Bände Manuscripte, begründet worden.

Eines der Mitglieder hatte auch durch Einsendung eines Verzeichnisses von 168 Documenten zur Geschichte des Vaterlandes im sechszehnten Jahrhundert, die sich in seinen Privatsammlungen befinden, den Anfang jenes unter Nro. 1. des Arbeitsplans gewünschten Repertoriums gemacht.

Zwei neue Mitglieder wurden in die Gesellschaft aufgenommen, so daß deren Zahl sich nunmehr auf 34 belief.

Die Einnahmen für das Jahr 1826 betrugen, mit Inbegriff der aus fl. 43. 20 kr. bestehenden Rückstände von 13 Mitgliedern, und einiger Donationen im Betrage von fl. 5. 22, zusammen . . . . . . fl. 118. 42 kr.

Die Ausgaben für verschiedene Copiaturen, Buchbinderlohn, Briefporti ꝛc. zusammen fl. 9. 14 =

Wonach sich also ein Saldo ergab von fl. 109. 28 kr.

Der Beitrag für 1827 wurde am Schlusse der Sitzung auf fl. 1. 40 kr. festgesezt.

Dritte General-Versammlung.

Am 16 Mai 1828.

Nach Eröffnung der Sitzung durch das Präsidium, wurden sechs neue Mitglieder in die Gesellschaft aufgenommen. Die Gesammtzahl der Mitglieder des Vereins war nunmehr vierzig.

Es wurden mehrere Arbeiten verschiedener Mitglieder, darunter ein Verzeichniß von 173 in den Privatsammlungen eines Mitgliedes der Gesellschaft befindlicher Urkunden zur vaterländischen Geschichte des siebenzehnten Jahrhunderts, und das Inhaltsregister eines Gerichts- und Gemeinds-Archivs, — ferner die Stammtafel des Geschlechts v. Juvalta, und die Personalia zu einer Biographie des um die Naturkunde unsers Landes wohlverdienten sel. Landammanns Carl Ulysses v. Salis-Marschlins vorgelegt.

In der Organisation wurde einstimmig die Abänderung beschlossen, daß fortan statt zweier Secretäre und eines Vicepräsidenten, ein Secretär, ein Cassier und zwei Mitglieder gewählt werden, und mit dem Präsidium den Ausschuß der Gesellschaft bilden sollten *).

Mehrere im Laufe dieses Jahres geschenkte Werke wurden der Versammlung vorgelegt; dieselbe beschloß, es solle ein Donationenbuch eingerichtet und alle der Gesellschaft gemachten Schenkungen darin eingetragen werden.

Durch diese Schenkungen war die kleine Bibliothek des Vereins auf 14 Bände, worunter 4 Bände Manuscripte, gestiegen.

---

*) Da die Organisation mit diesem Berichte zum ersten Male den Mitgliedern gedruckt mitgetheilt wird, so sind alle Abänderungen bereits in derselben enthalten.

Die Einnahmen des Jahrs 1827, mit Inbegriff von fl. 30. — Rückstände von 16 Mitgliedern, betrugen laut Rechnungsablage . . . . fl. 56. 40 kr.

Die Auslagen . . . . = 4. 20 =

Saldo fl. 52. 20 kr.

welche mit dem Saldo des Jahres 1826 fl. 161. 48 kr. betrugen. Davon wurden, gemäß eines frühern Beschlusses, fl. 100. — als Reservefonds zinstragend bei der Ersparniß-Cassa des Kantons angelegt.

Der ordentliche Beitrag für das laufende Jahr 1828 wurde auf fl. 1. 40 kr. festgesezt.

Vierte General-Versammlung.

Am 14 Mai 1829.

Durch eine Rede, in welcher der Standpunkt bezeichnet wurde, von welchem aus die geschichtforschende Gesellschaft und ihr Streben betrachtet werden müssen, eröffnete der Präsident die Sitzung.

Hierauf wurden eilf neue Mitglieder, die sich zur Aufnahme gemeldet hatten, durch geheimes Stimmenmehr angenommen. Drei der frühern zeigten ihren Austritt an, und eines, nemlich Herr Bundspräsident Hieronymus v. Salis-Soglio, war der Gesellschaft durch den Tod entrissen worden. Es beläuft sich demnach dermalen die Anzahl der Mitglieder auf 47.

Mehrere eingekommene Arbeiten wurden vorgelegt, darunter eine möglichst vollständige Sammlung aller auf die Freiwerdung und den Loskauf des Gerichts Münsterthal bezüglichen Dokumente und Aktenstücke, die Inhalts-Verzeichnisse von fünf Gerichts- und Gemeinds- und von drei Privat-Archiven, — ferner eine Stammtafel der Grafen von Montfort; — das Fac simile der bekannten Urkunde Dagoberts zu Gunsten Otton. à Praepositis vom Jahr 680; — endlich der im Laufe dieses Jahres angefangene Codex diplomaticus der Gesellschaft, bei welchem die gewiß in mehr als einer Beziehung zweckmäßige Einrichtung getroffen ist, daß alle in demselben

abschriftlich eingetragenen Urkunden, so weit sie mit ihren Originalien verglichen werden können, authentisch vidimirt werden.

Durch zahlreiche Schenkungen, nicht blos von Mitgliedern der Gesellschaft, sondern auch von solchen, die es nicht sind, so wie auch einige Ankäufe, beläuft sich dermalen die Bibliothek des Vereins auf 83 Bände, worunter 27 Manuscripte sich befinden. Im Laufe des Jahrs wird ein (einstweilen zwar nur noch handschriftliches) Verzeichniß derselben den Mitgliedern mitgetheilt und der nächsten Versammlung ein Reglement über die künftige Benutzung der Bibliothek vorgelegt werden.

Mehrern Freunden unserer vaterländischen Geschichte verdankt die Gesellschaft das werthvolle Geschenk von mehr als 800 Stücken gedruckter Landesschriften und Broschuren, welche unser Vaterland betreffen. Diese wichtige Sammlung kann zwar auf Vollständigkeit noch dermalen keinen Anspruch machen, aber wenn Mitglieder und Freunde, die solche Schriften besitzen, ihre Mitwirkung nicht versagen, so wird sie sich derselben nähern und einem künftigen Bearbeiter unserer vaterländischen Geschichte eine reichhaltige Quelle derselben darbieten. Das Vorhandene ist bereits chronologisch geordnet und ein vollständiges Verzeichniß davon, das jedem, der den Bestand dieser Sammlung kennen möchte, zur Einsicht offen steht, wurde der Versammlung vorgelegt.

Die Einnahmen von 1828 betrugen mit Inbegriff von fl. 16. 40 kr. Rückstände	fl. 68. 20 kr.
Die Auslagen dagegen, mit Inbegriff von fl. 32. 39 kr. für angekaufte Bücher, im Ganzen	= 63. 29 =
Saldo	fl. 4. 51 kr.

Der Geldbeitrag für 1829 wurde auf fl. 1. 40 kr. festgesezt; zugleich aber, auf die Bemerkung einiger Mitglieder, daß sich ein sehr günstiger Anlaß darbiete, um verschiedene, sowohl das Schweizerische Vaterland im Allgemeinen als Graubünden insbesondere, betreffende historische Werke anzukaufen, einstimmig beschlossen:

Es soll eine außerordentliche, jedoch freiwillige Beisteuer für 1829 ausgeschrieben und die Mitglieder eingeladen werden, nebst ihrem ordentlichen Beitrage

zugleich auch einen, durchaus von ihrem eigenen Ermessen abhängenden freiwilligen Beitrag zu Deckung der diesjährigen bedeutenden Ausgaben einzusenden.

Welcher Einladung die Mitglieder der geschichtforschenden Gesellschaft zweifelsohne gern entsprechen werden.

Die von der leztjährigen Versammlung getroffenen Wahlen, nämlich Herr Kanzleidirektor Vinc. v. Planta als Präsident, Herr Bundsstatthalter Th. v. Mohr als Secretär, Herr Postsecretär Flor Nett als Cassier, Herr Bundspräsident C. v. Albertini und Herr Professor G. W. Röder als Mitglieder des Ausschusses, wurden am Schlusse der Sitzung auf gewohnte Weise auch für dieses Jahr bestätigt.

Aufruf an alle Vaterlandsfreunde, denen die Hebung und Vervollkommnung unsrer Landwirthschaft, Viehzucht und National-Industrie am Herzen liegt.

Die Bündnerische naturforschende Gesellschaft betrachtet sich als eine Tochter der ältern ökonomischen Gesellschaft, die durch Herausgabe des alten und neuen Sammlers sowohl als durch andre vaterländische Unternehmungen und Versuche viele Jahre hindurch mit großer Thätigkeit und ehrenvoller Aufopferung Alles versuchte, wodurch die wichtigsten Erwerbszweige unsrer National-Industrie, vorzüglich Landwirthschaft und Viehzucht, gefördert werden könnten. Die Tochter möchte der Mutter in solchen ehrenvollen Bestrebungen gerne nachahmen und hat seit mehrern Jahren verschiedene Wege eingeschlagen, gemeinnützig und hülfreich zu seyn, so weit es ihre Kräfte gestatteten. In diesem Sinne hat sie theils durch Verbreitung dahin einschlagender Schriften, theils durch Herausgabe des Volksblattes, theils auch durch Aufmunterung zu nüzlichen Versuchen und Unternehmungen im Fache der Landwirthschaft und der Viehzucht nach Maßgabe ihrer Hülfsmittel und Verhältnisse zu wirken gesucht, aber mit all diesem nicht zufrieden, möchte sie noch kräftiger Hand anlegen und neue Wege anbahnen, um Nichts unversucht zu lassen.

Dies bestimmte in der lezten Mai=Sitzung den Vorstand der Gesellschaft, einen zwiefachen Vorschlag zur Prüfung vorzulegen, der bei sämmtlichen anwesenden Mitgliedern Beifall und Genehmigung fand. Erstlich öffentlich die Bestrebungen und Versuche des Schamser landwirthschaftlichen Vereins mit Lob und Dank anzuerkennen und die betreffenden Freunde und Arbeiter jenes Vereins zur Beförderung und Hebung der Obstbaumzucht, der Landwirthschaft und der Waldpflege freundnachbarlich aufzumuntern, durch allfällige Hindernisse, durch theilweises Mißlingen oder durch karge Belohnung ihrer Bemühungen ihre Vereinszwecke nicht mißmuthig aufgeben zu wollen. Zweitens wurde beschlossen, um größere und gemeinnützigere Thätigkeit anzuregen, über die wichtigsten Zweige unsrer National=Industrie Preisfragen auszuschreiben, und auf diesem Wege auszumitteln, wie, wo und wodurch an die Stelle des Mangelhaften, in die Reihe des Unvollständigen und in die Lücke des Fehlenden, das Bessere und Vollkommenere gesezt und das bei uns eingeführt und versucht werden könnte, was unsre Nachbarn bisher mit Erfolg und Nutzen betrieben haben? Obgleich der ganze Vorschlag mit Theilnahme sogleich aufgefaßt und von den verschiedenen anwesenden Mitgliedern auf der Stelle mehrere preiswürdige Fragen in Anregung gebracht wurden, z. B. über Verbesserung der Viehragen, über bessere Käsebereitung, über zweckmäßige Viehmästung, über neue Methoden von Weingährung, über Tabacksanpflanzung, Seidenbau, Waldanlegung, Gemeinatzungen ꝛc., so wurde dennoch in dieser Sitzung nichts Näheres darüber zu Beschluß gebracht, sondern einzig verordnet, den noch unausgearbeiteten Plan zu solchen Preisfragen zu dem Zwecke im Volksblatte vorläufig mitzutheilen, um von Mitgliedern der Gesellschaft sowohl, als andern Freunden landwirthschaftlicher Bestrebungen Beiträge und Mittheilungen einzusammeln, auf welche Zweige unsrer National=Industrie die Aufmersamkeit zuerst gelenkt werden sollte. Die nähere Bestimmung des auszuschreibenden Gegenstandes, so wie des Preises wird nach Einsammlung der gewünschten Mittheilungen und Vorschläge von einer spätern Berathung des Gesellschafts=Vorstandes auslaufen und dabei soll auf das Wichtigste vorerst Bedacht genommen werden. Daher

werden alle Freunde landwirthschaftlicher Verbesserungen hiemit freundlich eingeladen und aufgefordert, dahin zielende Vorschläge und Mittheilungen schriftlich an das Secretariat der Bündnerischen naturforschenden Gesellschaft um so eher einreichen zu wollen, als schon in der nächsten Versammlung am Andreasmarkt die ganze Angelegenheit zu einem Abschluß gebracht werden soll.

Das Secretariat der Bündnerischen naturforschenden Gesellschaft.

Abendgespräch zwischen zwei Bewohnern eines Bündner Dorfes.

Jöri. Grüezi Gott, Schriber Hans, hender schu g'molcha?

Hans. O ja distminderviel. Gott dankeni au!

Jöri. Wieso distminderviel? — Er hend doch vier Küeh im Stall.

Hans. Das hani und darzua vier früehi, gueti Küehli, aber i will ni schu säga warum i wenig melcha. I bin jetz zwei Summer in der Alpa gsy: — aber setzeni wenn er Zit hend und denn wemmer darvun reda.

Jöri. Zit gnueg hani, i kumma us em Wald und hinnicht thuen i doch nüt meh.

Hans. Jetz losend: i han g'meint eppas z'verdiena wenn in t' Alpa gengi und han anstatt vil verlora. Mi Wyb, t' Anna Mareja, hät in der Zit wo si allein g'huset hät, vorzua alla Bau verkauft und dafür Prantawyn kauft und na trunka. Mini Wiesa hent sit zwei Jahra her kei Mist me kriegt und vor drei Jahra hani mer wella in da Vorthel arbeita und han da Bau im Wintermonath usgführt, es ist aber gschwind druf a Schnee ku und i han t' Hüfli nümma anlega könne. Im Frühlig druf hanni si woll angleit, aber der Mist hät kei Saft noch Kraft me g'ha, ist ganz usg'frora gsi und hät der Wies au kei Nutza t'bracht. No grad wo t' Hüfli g'lega sind, ist späterhin a Tschiuff schöns Heu g'waksa, aber darnebet nit vil und s' Emdt hent wider t'Ingeri g'fressa. Uf die

Art bin i in da hinderlig ku. T' Küeh bruchend z'fressa, wenn si Milch gi sollend.

Jöri. Ja da hender eba schlecht g'huset, mi lieba Hans, Mist mueß ma nie ab am Guet verkaufa und au nit Heu, im Gegatheil wacker Streüi mache, und streüa, und t' Gülla nit verlaufa lu; wacker Waldstreüi in t' Mistgruob werfa daß sie si anzücht, das git der best Bau.

Hans. I weis woll, daß er recht hend, aber glaubemer nu, wenn a Mann kei verständigs und hushälterisches Wyb hät, so kanns unmügli guet gu. Mini ist an armi Tröpfi: si tuet Prantawyn und Kaffee sufa, Taback schnupfa, im Hus g'schicht nüt, und sie gsicht darbei us wie die ärgst Flarza. Wenn er-a-i a guets Stückli Häs kaufa, so git si 's um Prantawyn aweg und verplemperlet mer sonst alles was i in's Hus thuo. Ueberhopt, mi gueta Schriber Jöri, er könnend nit glauba, wie viel Geld mi im Jahr mi klina Hushalt kostet, i mueß vigott alliwyl Schulda macha, z'letst gond noch Güeter druf und i selber brucha gwüß nit vil. Z' Tabackpfifli ist das einzig was ma säga könnti, es wär eppas z'viel, aber i raucha wohlfeila Taback und vielmal nu Heubluema um z'spara.

Jöri. I g'sicha schu, er sind an arma plagta Mann. Dera Wyber sott ma verbrenna. Söttigi kond au gwüß nit in da Himmel. Gott Lob und Dank! i han denn a Wybli das si gwäscha hät, si hät albig die best Ordnig im Hus und drus und ist a recht a gueti Arbeiteri: drum kann i Gottlob au eppas vorschlaga. I mueß ni aber noch eppas säga, mi guota, liebe Hans, es ist halt so, gaht's uf einer Sita gut, so hinkts eppa uf der andera. Er wüssent, i han da vor etlich Jahra a Bommschul inzünt und prächtigi Bömm d'rin erzoga; vorgestern kummi hein und triffa sieba Gais drin an. Die verfluchti Thier hemmer alli ferdrigi und vorferdrige Zweischoß abg'fressa und die größera ganz g'schellt. Das ist mer a Schada vu meh as zwenzig Guldi und kei Mensch git mer a guts Wort darfür. Das ganz Dorf lat t' Gais im Früehlig und Herbst laufa grad wo si wend, uszüna ka ma si nit und da thuen si a große Schada an da Fruchtbömm.

Hans. Ach, mier sind armi Lüt, mer hend niena kei Ordnig, und drum simmer au so arm und elend. Was

t' Gais angaht, weiß i noch meh: dem Herr Götti hend si dussa im Bongert die schöne junge Bömm, wo er vu Aarau uffa hät, um und um g'schellt, und wenn ihr in da neue Schlag uffi gand, so sechender, daß alli jungi Bömm wie zueg'schnitta usg'sechend: t' Gais fressend alli Jahr vorzue die zarta Schoß ab, und Bömmli blibend alliwyl glich groß.

Jöri. Drum sottma die verdammta Gais abmehra, oder wemma's wega den arma Lüt nit kann, si nie uslassa ohni a gueta Hirt, und die wo doch ohni Hirt ummalaufend, stracks vogelfrei erkläre; denn as ist nit recht, daß eppert Schada lida soll, und andri drüber lache.

Hans. Glaubemer as ist an da Lüta g'lega, wenn der Dorfmeister kei rechta Mann ist, der z' Recht und t' Billigkeit im Herza trait und der da au a Bitz Anseha und gueta Willa hät, so gath's nit guet.

Jöri. Er hend vollkomma recht, mi Hans, aber i han's probiert, t' Lüt sind z' dumm und z' schlecht darzua: si kennend ihrna eigena Nutza nit und land si nit leita. Wenn eina Ordnig inführa will, so kond si mit Grobheita und schreckend a Dorfmeister ab. Ueberhopt, wenn a Mensch nit a Bitz erzoga worda ist, so bessert er si nümma, und an der Erzüchig fehlt's — an der Gottesfurcht, und daß ma syni Pflichta kenni. Luegent a mal nu in der Kircha, schlafend si nit alli, die alta Narra, die mit guetem Beispiel vorgu sottend, und der Herr Götti kann predige wenn er will. T' Kinder schickt ma in t' Schuel, wenn sie nüt anders z' thun hend: da bläre si zemma, daß Keins syn eiga Wort verstaht, und am End vum Lied wüssend si so vil as dervor. Straft der Schuelmeister eins, so lauft's us der Schuel und klagt dem Vater; der seit: o wart nu, mi liebe Bueb, du sollst nümma in t' Schuel ga, und i will dem Schuelmeister schu t' Meinig säga.

Hans. Ja ihr hend recht, mi lieba Schriber Jöri. Der lieb Gott welli's doch ändera. Jetz wemmer hein, es ist spath worden. Guet Nacht, Schriber!

Jöri. Schlafend wohl, Hans. B'hüt ni Gott!

Th. ***

Chur, bei A. T. Otto.

Bündnerisches Volksblatt
zur
Belehrung und Unterhaltung.

Montag, Nro. 18. 31 August 1829.

Beiträge zum Entwurf eines Planes, wie unsrer Viehzucht durch Errichtung thierärztlicher Physikate geholfen werden könnte.

In einer ansehnlichen Gemeinde des Prättigaus hatte der Ortsgeistliche, den wir aus Gründen hier Gotthold nennen wollen, nicht geruht und gerastet, bis er unter seinen Gemeindsgliedern die leide Gewohnheit abgeschafft hatte, die Winterabende im Wirthshaus bei Kartenspiel und Faullenzen zu verschöppeln. Pfarrer Gotthold war aber zu verständig, als daß er Entbehrung des Einen verlangt und zu dessen Ersatz nichts Anderes dargeboten hätte; vielmehr wußte er allmählig in den langen Winter-Abenden mehrere der verständigsten Leute in sein Haus zu versammeln und die Vorsteher des Orts kamen gerne und zahlreich dahin, weil der Herr immer etwas Nüzliches oder Unterhaltendes ihnen darzubieten hatte. Heute las er die Zeitung und erzählte Manches von den Ländern und Völkern, deren Namen darin genannt waren; oder sezte ihnen weitläufig auseinander, wie der Großtürk aus Europa vertrieben werden müßte, weil er und sein Volk nicht zu den Europäern gehörten und asiatische Barbarei

und Despotie in unserm Erdtheil aufrecht halten wollten. Morgen sprach man von Landesgeschäften, vom eigenen Gemeindswesen, oder wie thöricht und blind die Gemeinden seyen, daß sie nicht kräftiger Hand anlegten, durchs ganze Prättigau eine ordentliche Thalstraße fahrbar zu machen und den Sand bei Schiers und Grüsch eindämmten; oder daß sie ihr Vieh selbst nach Italien trieben, anstatt abzuwarten, daß die welschen Viehhändler ins Gebirg kämen und an Ort und Stelle den Handel schlössen. Mitunter erzählte auch der wohlerfahrene Geschworene Christe, der wie ein Advocat zu reden verstund, etwas Lustiges aus der Vorzeit und unterhielt seine Nachbarn mit muntern, aber unschuldigen Erzählungen.

Es ist doch ein närrisches Ding um die Menschen — hub eines Abends der Geschworne Christe an. Lezthin ging ich mit einem wohlgekleideten Herrn aus der Schweiz eine Strecke Wegs; als wir auf das Schierser Sand kamen, fing er gewaltig an zu raisonniren über unsere Engherzigkeit und dergleichen mehr. Ich wehrte mich, so gut ich konnte, aber es ist dies nicht das erste Mal; schon oft habe ich gehört, daß man uns Bündnern den Vorwurf machte, wir seyen träge, schläfrige Leute, die immer am Alten hängen blieben und nichts Neues versuchen wollten; unsre Nachbarn im St. Gallischen, im Glarnerland und Appenzell trieben Fabriken und Handel, verdienten großes Geld und seyen ganz andre Leute, als wir Bündner. Nun war ich vor drei Jahren drunten im Appenzell und kam durchs Toggenburg zurück; es ist allerdings wahr, die Leute haben schönere Dörfer, Straßen, Kleider und beßre Schulen als wir allwärts, aber so viel ich merken konnte, giebt es mehr arme Leute bei

ihnen und in der theuern Zeit 1817 hatten sie größere Noth, als wir. Es ist auch dort nicht alles Gold, was glänzt; besser ists, wir machen Käse und Schmalz und suchen aus dem Ertrag unsres Viehverkaufs zu lösen, was es geben mag.

Darin habt ihr ganz Recht, Gevatter Christe, sprach der verständige Pfarrer, daß nicht Alles Gold sey, was so beim ersten Augenblick in die Augen schimmert, und daß manche Leute nicht genugsam wissen, was sie anrathen, wenn sie so ganz unbedingt von Einführung der Fabriken, von Seidenzucht und dergleichen künstlichen Erwerbsarten reden, ohne zu bedenken, daß jedes Land sich nach seiner Natur und Eigenheit einrichten müsse. Wenn jemand die Frage beantworten wollte: Wie müssen wir Bündner es anfangen, um unsern Wohlstand zu gründen, zu sichern und zu vermehren? so wäre es ganz falsch, wenn man vom Oberengadiner verlangte, er soll Seidenzucht treiben; vom Prättigauer, er soll den Kleebau und die Stallfütterung einführen; vom Oberländer, er soll Gewerbsschulen einrichten und die Nachbarschaft mit Schuhmachern oder andern Handwerkern überschwemmen u. dergl. mehr; aber das ist doch gewiß nicht zu läugnen, daß Vieles bei uns besser seyn könnte, was wir nach dem alten Schlendrian und sogar zu unserm sichtbaren Nachtheil nur halb zweckmäßig betreiben; es ist auch das gewiß, daß manches Neue bei uns mit Glück versucht werden dürfte, und daß namentlich die Seidenzucht in einigen Theilen unsres Landes ein recht artiges und einträgliches Nebengeschäft abgeben könnte, wenn es mit Vorsicht und Verstand getrieben würde. Aber jeder Landestheil fordert seine eigene Art von Betriebsamkeit;

mag der Landmann in der Herrschaft seine Thätigkeit auf Weinbau und Ackerbau, der Churer auf Gewerbe, Landbau und Speditionshandel, viele andre auf fremden Kriegsdienst, auf Zuckerbäckerei und Kaffeeläden ihren Blick richten: einmal für allemal fordert die ganze Natur und Lage unsres Landes, daß Landbau und Viehzucht die Hauptnahrungszweige unsres Volkes ausmachen müssen: die Klugheit aber fordert auch, daß wir diese Nahrungs-Quelle so ergiebig machen, als es geschehen könnte, und kein Mittel versäumen, wodurch Alles, was mit der Viehzucht in nächster Verbindung steht, in bessern Stand und Gang gehoben werden kann. Es ist also nicht genug, daß wir im Frühjahr unser Vieh auf die Weide treiben und im Winter es zu verkaufen suchen, wie Glück oder Zufall es mit sich bringen: wir sollten auf Mittel denken, wie der Viehhandel, der Verkauf unsrer Häute, die Benutzung der Wolle, die Fabrikation des Käses, und dergleichen einträglicher gemacht werden möchten; wir sollten darauf sinnen, wie wir den Futterbau vermehren, die Viehraçen veredeln, die Gesundheit unsres Viehes erhalten könnten; diese und dergleichen Dinge wären Gegenstände, die unsern Wohlstand vermehren müßten, wenn wir mit Verstand und Berücksichtigung unsrer Landesverhältnisse zu rechter Zeit kein Opfer scheuten und beim ersten Mißlingen nicht sogleich die Hoffnung aufgeben würden.

Unsre beträchtlichen Alpen, Allmeinen und Weidrechte, die Nähe von Italien und der dortige Absatz unsers Viehes, woher seit undenklichen Zeiten für unser Land große Vortheile geflossen sind, machen es uns möglich, die Viehzucht im Großen zu treiben und für den gesammten

Kanton darin die vorzüglichste und reichhaltigste Finanzquelle zu eröffnen, während Weinbau, Ackerbau, Obstzucht, Gewerbe, Speditionshandel und Fuhrwesen doch nur Vortheile für einzelne Gegenden seyn können. Während wir aber unsre Nachbarn eifrig bemüht sehen, ihre Straßen zu verbessern, den Durchgang der Waaren zu verdoppeln, den Ertrag der Weingärten zu erhöhen, die Obstzucht zu veredeln und allmählig zum Bessern fortschreiten sehen: sitzen wir hier still und sorglos, bleiben beim alten Schlendrian und zum Theil bei der alten Unordnung, sehen die Nachbarn vorwärts gehen und vergessen was der weise Prediger sagt: Alles hat seine Zeit.

Wohl hat Alles seine Zeit! auch das Verbessern und Vorwärtsschreiten hat seine Zeit, die nicht ohne große Nachtheile verschlafen werden kann.

Doch ich sehe Euch den Kopf schütteln, Nachbar Lorenz, habe ich etwas Unrechtes gesagt? redet, damit wir wissen, was Eure Meinung sey!

Alles gut und schön, Herr! aber ich sehe nicht ein, wie wir es besser treiben könnten und die Erfahrung hat gelehrt, daß auch neue Versuche zum Schaden auslaufen können. Ihr wißt Herr, wie die ehemalige ökonomische Gesellschaft das Projekt machte, unsre Schafzucht zu veredeln durch Einführung des spanischen Schafviehes; wir legten beim ersten Antrag schon in wenigen Tagen gegen 500 Gulden zusammen und Jedermann beeiferte sich, das Projekt zu unterstützen: saget selbst, was haben wir zulezt dabei gewonnen? Die Wolle wurde feiner und zarter, aber weniger brauchbar und stark; die spanischen Schafe arteten aus und jezt redet kein Mensch mehr von Wiederholung des Versuchs.

Vollkommen richtig, fuhr der Geistliche fort, aber wenn das Eine mißlingt, muß deswegen Alles unterbleiben aus Besorgniß, man komme überall nicht ohne Schaden wieder aus der Sache? Wenn wir uns weiter einlassen wollten, wüßte ich auch noch manches Wort zu Gunsten der Schafveredlung vorzubringen, aber ich habe gerade jezt ein andres Projekt auf dem Korn und das liegt mir viel zu nahe am Herzen, als daß ich mich durch irgend etwas ablenken ließe. Ich redete von den Mitteln zur Beförderung der Viehzucht in unserm Vaterlande und glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, „daß eine wissenschaftliche Behandlung der so vielfältigen, oft für das Allgemeine so verheerenden Krankheiten des Rindviehes, der Pferde und andrer Thiere, welche in unsre Land- und Hauswirthschaft gehören, einer der wichtigsten Gegenstände zur Aufnahme unsrer Viehzucht sey."

Es ist Euch allen bekannt, daß viele unsrer Landleute zum Besten ihres Viehes weniger sparsam sind und lieber für dessen Gedeihen ein Opfer bringen, als selbst für ihren eigenen Leib, oder die Gesundheit ihrer Familie, oder die Erziehung der Jugend. Wie unrecht es Euch auch scheinen mag, die Menschen und das Seelenheil dem unvernünftigen Vieh nachzusetzen: gleichwohl ist es Thatsache, daß mancher Hausvater ängstlicher nach den Rossen schaut, oder den kranken Stier pflegt, als nach den eigenen Kindern. Troz dem ist es zu verwundern, daß so wenig bei uns geschieht, um geschickte und praktisch erfahrene Thierärzte in unserer Mitte zu haben, die nicht blos in ausgedehnten Seuchen, sondern bei allen einzelnen Vieh-

krankheiten als Rathgeber und Helfer benuzt werden könnten. Nicht überall und immer helfen die sogenannten Hausmittel; es fehlt bei uns, was anderswo häufiger sich findet, daß gute Hufschmiede auch zugleich geschickte Vieharzte sind; unsre Herrn Mediciner nehmen sich dieses Zweiges der Heilkunde auch nicht gerne an, und in wichtigen Fällen sollen wir doch einmal durch Schaden klüger geworden seyn, was durch die Saalbaderei und Scheinkünste der Quaksalber und Tiroler-Männchen bisher gewonnen worden. In andern Kantonen der Schweiz hat man das längst eingesehen und eben so gut Vieharzte in die einzeln Distrikte vertheilt, als Menschenärzte für Stadt und Land bestellt sind. Wir allein haben in dieser Hinsicht noch sehr dürftige, man kann sagen, gar keine Einrichtungen, obgleich Jedermann mit mir übereinstimmen muß, daß die Viehzucht und die Sorge für die Vetrinärpflege solche Einrichtungen erheischen.

Das ist schon recht, erwiederte der Schulmeister, aber ich muß Euer Ehrwürden bemerken, daß der Kanton einen Vieharzt habe; so lange ich in Chur lebte, hörte ich oft einen Mann also benennen nnd ich meine gehört zu haben, derselbe lasse sich auch auf dem Lande brauchen und werde bei Viehseuchen bald hie, oder dorthin geschickt.

So ists, fiel der Geschworne Christe ein, aber was hilft uns ein einziger Vieharzt im ganzen Kanton, der obendrein zu Chur sizt und, so viel ich davon weiß, lieber Pferdearzt und Fuhrmann ist, als daß er sich des Rind- und Schmalviehes annimmt.

Ganz wahr gesprochen, fuhr der ehrwürdige Gotthold fort; Chur sollte seinen eigenen Vieharzt haben, aber für andre Landestheile sollten wiederum eigene Männer bestellt

seyn, die im Mittelpunkt ihres Bezirks wohnen, wo sie helfen sollen. Ich dächte mir die Sache also: Der Kanton errichtete mehrere Physikate oder Thierarztstellen, eins zu Ilanz, ein anderes zu Thusis, zu Bergün und Prättigau, und zwei andre jenseits der Berge; zu Chur säße dann ein Ober-Thierarzt, der über alle andere die Ober-Aufsicht führte und für gute Arzeneien sorgte. Doch dies ist nur ein Projekt, das man leicht anders stellen könnte; hier kommt es nicht auf die Zahl oder Ortschaft an, sondern auf die Sache, daher streitet nicht deshalb mit mir, wenn Euch dieser oder jener Ort als Sitz des Vieharztes nicht gefallen sollte; wir wollen Viehärzte, die ihren Beruf verstehen und uns zu rechter Zeit Hülfe bringen. Für dieses Amt müssen junge fähige Männer eigends studiren, auf einer anerkannten Anstalt und mit guten Zeugnissen versehen vor dem Sanitätsrath sich zur Prüfung stellen, bevor sie Erlaubniß erhalten, praktiziren zu dürfen. Diese Veranstaltung hätte sonst noch einen Vortheil; man klagt ja beständig bei uns, daß es in Bünden an Erwerbszweigen fehle, und daß junge Leute, die nicht Landwirthschaft oder Handwerke treiben wollen, nicht leicht anders ihre Auskunft finden könnten, als durch Handel und fremden Kriegsdienst. Schon sind der Krämer und Handelsleute mehr als wir brauchen; Aerzte hat es allenthalben, Advokaten und Prokuratoren für die Zank- und Streitsucht vielleicht nur zu viele; die geistlichen Stellen sind auch so ziemlich besezt und bald werden wir, wie man sagt, an jungen Geistlichen Ueberfluß haben. Ueberall sieht man ein Treiben und Jagen um dieses oder jenes kleine Aemtchen, das irgend eine kleine Besoldung mit sich bringt: warum sollten junge Leute sich nicht gerade der Vieh-

Heilkunst widmen, wobei ein geschickter Mann sein Auskommen haben muß? Auch ist der Stand eines Vieharztes so ehrenvoll, als der Beruf des Menschenarztes, und so viel mir bekannt ist, hat man in der Schweiz Thierärzte, welche Doktoren der Philosophie sind und außer ihren Berufsgeschäften zum Theil sehr gebildet und in andern Kenntnissen bewandert sind. Somit kann es uns an Leuten für dieses Fach nicht fehlen, aber was bei uns die Schwierigkeiten verursacht, ist das Geld, womit wir solche Männer besolden müßten.

Ich dächte, das zahlte der Kanton, weil doch die ganze Angelegenheit zum Besten des Landes wäre — meinte der Ammann Luzi und drückte mit schalkhaftem Lächeln sein Käppchen so recht auf das linke Ohr — Wir könnten am Milizwesen das Alles wieder ersparen und noch mehr dazu —

Das ist Euer altes Steckenpferd, auf dem ihr immer reitet! Es ist gut, daß ihr nicht unser Pfarrer seyd, ihr hättet das ganze Jahr hindurch nur einen Text, und doch war Niemand eifriger bemüht, seinen Sohn zum Offizier machen zu lassen, als ihr Vetter Ammann!

Und ihr seyd noch böse, daß Euer Sohn es nicht geworden ist . . .

Laßt das gut seyn, Nachbarn — fiel besänftigend der Geistliche ein — der Kanton kann nicht Alles tragen, denn wenn er überall zahlen soll, muß er auch wissen es woher zu schöpfen, und was das Milizwesen und die großen Unkosten dafür betrifft, so hat das seinen Weg und es giebt schier eben so viele Vertheidiger desselben, als es Gegner zählt. Besser ists, wir schauen uns vor der Hand nach andern Hülfsmitteln und Wegen um, wie wir zu unserm Ziele gelangen mögen.

Ich glaubte fast, sprach der Ammann Luzi, man schnizte auf die Viehbesitzer, um jährlich eine Summe als Wartgeld für den Thierarzt herauszubringen, das Uebrige mag er sich mit seinen Curen verdienen. Wenn ein solcher Mann 3—400 Gulden fixes Wartgeld bezöge, müßte er mit seinem Nebenverdienst auskommen, und dieses Wartgeld zum Exempel auf alle Viehbesitzer im ganzen Prättigau und der Herrschaft vertheilt, kann Niemand beschwerlich fallen. Besser ist ein Kreuzer zur Vorsicht verwendet, als einen Gulden mit der Reue hintendrein, wenn's zu spät ist!

Eure Ansicht ist vernünftig, fiel Gotthold ein, aber ich habe Gründe dagegen. Schon vor einigen Jahren hatte man, wie man mir erzählte, im Hochgericht Maienfeld das Projekt, einem Thierarzt einen fixen Gehalt zu verschaffen und wollte die Unkosten vertheilen — ob auf die Viehbesitzer oder Gemeindskassen, das ist mir unbekannt, so viel aber weiß ich, daß die ganze Sache zu Wasser wurde wegen der Schwierigkeit des Einzugs. Grade dieß ist bei uns der Stein des Anstoßes; am guten Willen fehlt's nicht, wenn etwas Nutzhaftes eingeführt werden soll, und Jedermann verspricht oder unterschreibt, bis es ans Bezahlen geht. Solcher Einzug geht bei uns auf dem Lande zuweilen auch ein oder zwei Jahr erträglich, aber schon im dritten und vierten Jahr entweder sehr schwer oder ohne Execution gar nicht mehr; unsere Leute sind der steten Abgaben nicht gewohnt und blicken noch immer auf die alte gute Zeit zurück, wo Niemand etwas zu zahlen hatte, sondern jährlich noch Geld vom Ausland bezog. Und neben der Schwierigkeit des Einzugs ist noch ein anderes Hinderniß, weshalb die ganze Sache auf diesem Wege schlecht gedeihen muß. Wenn unsre einzeln Leute jährlich

zahlen sollen, so wollen sie auch, daß die Wahl eines Thierarztes von ihnen abhänge; das scheint natürlich und entspricht dem demokratischen Wesen, aber ob es so am besten sey, will mir ganz und gar nicht vorkommen. Nicht jeder, der gesezlich das Recht hat in einer Sache mitzusprechen, hat auch dazu Verstand und Kenntnisse, öfters laufen auch andre Schwachheiten mitunter, die man so recht eigentlich Schwachheiten des guten Willens nennen dürfte. Hätten wir nicht Beispiele, wenn wir sie aufzählen wollten, wo ein Schwätzer, ein maulfertiger Scharlatan oder ein verwandtschaftsreicher Bürger ohne Sachkenntniß und anderweitige Eigenschaften den Preis erworben hat über geschickte Männer und zwar in sehr wichtigen Dingen? Glaubt es mir, Freunde! das Sprüchwort: „der Schuhmacher bleibe bei seinem Leisten" — ist eben so wahr als es alt ist, darum sollte nicht jeder über die Tüchtigkeit eines Viehärztes urtheilen wollen, obgleich er in solchen Fächern selbst nichts weiß, blos deswegen, weil er selbst Viehbesitzer ist; ebensowenig als jeder Landmann über die Tüchtigkeit eines Schulmeisters oder Pfarrers zu urtheilen im Stande ist, deswegen, weil er Kinder in die Schule schickt oder des Sonntags selbst die Kirche zu besuchen im Sinne hat. Auch ich bin ein Republicaner und gedenke zu keiner Zeit die wesentlichen Rechte eines freien Bürgers aufzugeben; aber über die Tüchtigkeit und die Kenntnisse eines Viehärztes zu urtheilen, überlasse ich recht gerne dem Sanitätsrath, der es besser verstehen muß als ich und viele andre meiner Mitbürger; ließe es mir aber gerne gefallen, daß ein Hochgerichtsgenosse oder Inländer überhaupt im Fall gleicher Tüchtigkeit vor jedem Fremden den Vorzug finden soll.

Dieser leztern Meinung stimme ich ganz bei, sprach der Geschworne Christe; auch mir will die Art nicht gefallen, wenn durch jährliche Auflagen auf die Vieh-Besitzer die jedesmal nöthige Summe des Wartgeldes gesammelt werden soll, deshalb möchte ich einen andern Plan zur Prüfung hier vorlegen. Ich dächte, man errichtete in mehrern Hochgerichten einen Fonds, aus dessen Zinsen das jährliche Wartgeld eines Viehayztes bestritten würde. Hier nun gäbe es verschiedene Wege, jeder hat sein Gutes, jeder aber auch seine Schwierigkeiten. Wer zu einer Stiftung beiträgt, thut es gewöhnlich in der Hoffnung, von deren Früchten wenn nicht selbst zu genießen, doch wenigstens sich an denselben zu erfreuen; daraus ergiebt sich die Bedingung, daß die Einrichtungen bei Stiftung und Benuzung eines Fonds so gemacht werden, daß der Zweck wenigstens in 20 bis 25 Jahren erreichbar wäre. Wie nun soll das geschehen, da die Stiftung wenigstens so stark seyn sollte, daß sie jährlich 300—400 Gulden Zins abwürfe, folglich die Capitalsumme über 6000 Gulden ansteigen müßte? Daß wir nicht alles von der Regierung erwarten dürfen, ist bereits oben gesagt worden; alles was die Regierung hier thun kann, besteht darin, daß sie aufmuntert, anleitet und etwa unterstüzt, so weit ihre Kräfte reichen, aber die Hauptsache müssen wir thun, d. h. das Geld zusammen schießen. Man redet so oft und laut von Gemeinsinn, Patriotismus, öffentlicher Wohlthätigkeit — hier nun wäre Gelegenheit, solchen Sinn praktisch zu zeigen, und das ist und bleibt doch zulezt nur ein ächter Republikaner, der die Gemeinsache oder das allgemeine Wohl höher stellt und kräftiger befördert, als einzig blos am eignen Beutel spikt und für sich

allein sorgt. An diesen Gemeinsinn appellire ich, wenn ich verlange und vorschlage, daß durch ganz freiwillige, unbeschränkte, vaterländische Geschenke in Geld ein Fonds gebildet werde, der durch fortgesezte Beiträge einestheils, anderntheils durch Einlegung in die Ersparnißkassa in seinen eigenen Zinsen so hoch anwachse, daß in der Folge daraus einem geschickten Vieharzt ein angemessener fixer Gehalt gereicht werden kann. Ich schlage ebenfalls vor, daß je zwei oder mehrere Hochgerichte, z. B. die Herrschaft und das ganze Prättigau zusammen, einen eigenen Thierarzt halten und folglich einen eigenen Fonds stiften sollten, damit sie in Nöthen und Seuchen den Mann in ihrer Mitte haben; für seine Curen soll er neben seinem Wartgelde nur eine mäßige, leicht taxirbare Entschädigung für seinen Gang oder gar nur für die Arzeneien fordern dürfen, aber bereit soll er stehen in seinem Bezirk, wohin das Bedürfniß ihn ruft, für jede Viehart und Krankheit desselben.

Eure Meinung, so wie Euer Vertrauen auf den vaterländischen Sinn unsrer Mitbürger, macht Euch Ehre, Geschw. Christe! sprach gerührt der Geistliche und drückte dem alten Manne mit großer Herzlichkeit die Hand. Sie macht Euch Ehre, Freund! aber ob das vorgeschlagene Mittel bei uns zum Zwecke führe, müßt ihr besser wissen als ich; ihr glaubt also, daß wenn einmal eine ansehnliche Capitalsumme gestiftet seyn sollte, jährlich noch fl. 100 von Freunden der Unternehmung zugeschossen würden, um das Capital möglichstbald auf fl. 5—6000 zu steigern?

Erlaubt, ehrwürdiger Herr! und Ihr, Geschworne Christe! daß ich Euch ins Wort falle, sprach der junge Schullehrer der Gemeinde; der Geschw. Christe ist zwar

ein alter erfahrener Mann, der solcherlei Dinge besser versteht als ich, und ich stimme auch seinem Plane zu freiwilligen Geschenken ganz bei, um daraus einen Fonds zu bilden, der in der Ersparnißkassa niedergelegt werde. Wenn wir aber nach Stiftung einer mäßigen Capital-Summe das Nöthige blos von freiwilligen Beiträgen erwarten, möchte sich das Endziel allzuweit in die Zukunft hinaus schieben, so daß es manchen Augen unerreichbar wird. Unsre Leute sind im Allgemeinen williger zu patriotischen Opfergaben, als man von ihrer knickerischen Sparsamkeit im alltäglichen Leben erwarten sollte, aber das Ziel oder die Früchte ihres Thuns und Gebens dürfen nicht allzufern in der ungewissen Zukunft liegen, weil so viele unsrer Viehbesitzer von Alters her eine Hinneigung zu Quaksalbern haben, deren nahe und durch maulfertiges Geschwätz laut angepriesene Hülfe sie gar zu leicht verlockt. Kürzer und geschwinder käme man an das Ziel, wenn unsre Gemeinden es sich gefallen ließen, bei ihren Alp-Rechnungen jährlich nur 15 kr. auf die Alpkosten jeder Kuh hinzuzuschlagen, um daraus eine Stiftung anzulegen oder zu äufnen. Nach einem mäßigen Anschlag dürften z. B. in den beiden Hochgerichten der Fünf Dörfer und Maienfeld 1600 Stück Milchkühe seyn; diese mit einigen andern Zulagen auf jedes Pferd, auf Ochsen und allenfalls kleineres Wirthschaftsvieh würden in höchstens zehn Jahren einen Fonds von fl. 5000 zusammenbringen — und allen vorherbezeichneten Klippen, woran die Unternehmung scheitern könnte, wäre dadurch ausgewichen. Es ergiebt sich nemlich daraus erstlich, daß wir ohne andere Capital-Summe durch Geschenke, durch diese bloße Auflage in zehn Jahren, einen ansehnlichen Fonds bilden könnten —

oder zweitens, daß bei einigen freiwilligen Geschenken wir entweder die Auflage geringer, oder die Zeit kürzer berechnen dürfen; jedenfalls aber unser Ziel erreichen auf einem Wege, dessen Endpunkt nicht außer unserm Gesichtskreis liegt.

Brav gesprochen! fiel Gotthold hastig ein, ich kann Euch meine Zugabe zu Euern Vorschlägen nicht vorenthalten. Wie wäre es, wenn die Hochl. Regierung oder der Große Rath für gewisse Distrikte unsers Landes aus der Landeskassa gewisse Summen anböte — etwa für jeden Bezirk 1500 bis 2000 Gulden zur Gründung eines zinstragenden Capitals, unter der Bedingung, daß jeder Bezirk gleichviel hinzuschießen und in einer gewissen Anzahl Jahren die Summe dahin vermehren müßte, daß daraus ein geprüfter und patentirter Vieharzt angemessen besoldet werden könnte — glaubt ihr, daß die Sache auf diesem Wege einen günstigen Fortgang hätte?

Allerdings wohl! sprachen die Urheber der beiden andern Meinungen, dieser Vorschlag ist von allen der beste und wir ziehen die unsrigen zurück!

Nicht also, Freunde! sprach der ehrwürdige Geistliche; mein Vorschlag, wenn er von den Landesbehörden gewählt würde, gäbe doch nur den ersten Stock zu einem Capital, die Zulage und Vermehrung bliebe immer uns und unserm bessern Sinne anheimgestellt, und folglich könnte der eine oder andre Eurer Vorschläge oder beide zugleich neben dem meinigen seine Stelle finden: aber es fragt sich, wie wir unsre Vorschläge vor die rechte Schmiede bringen mögen?

Wisset ihr, wozu ich Lust hätte? fiel endlich der Schullehrer ein — Wir haben hier drei Vorschläge aufgestellt, wollen darüber selbst nicht entscheiden, und doch um der Sache willen den rechten Weg zum Ziele ausmitteln —,

am besten ists, ich schreibe das Wichtigste unsrer ganzen Abendunterhaltung nieder und schicke es nach Chur, wo ja nächstens das Volksblatt erscheinen soll, von dem seit einiger Zeit geredet wurde. Dieses Volksblatt mag unsre Gedanken an andre Vaterlandsfreunde, an Beförderer des Nüzlichen und Guten unter unserm Volke bringen, und wer etwas Besseres weiß, mag uns übertreffen; wir hätten somit den ersten Stein gelegt, gescheidere Leute mögen darauf fortbauen oder einen andern Eckstein wählen. Wir sind nicht Richter oder eigensinnige Projektmacher, uns liegt an der Sache, und damit für sie etwas gethan werde, bringen wir unsre Gedanken hierüber ins Publikum.

Dieß ist auf Genehmigung der Abendgesellschaft hiemit geschehen: Freunde des Gemeinwohls, welche diese unvollkommen ausgearbeiteten Entwürfe und Bemerkungen lesen, sind freundschaftlich gebeten, weder die Schreibart noch die einzelnen Ansichten so sehr zu berücksichtigen, daß dadurch die Hauptsache, der gute Wille und das Endziel außer Acht gelassen oder gar verachtet würde; vielmehr wäre zu wünschen, daß von verschiedenen Seiten her das projektirte Werk kräftig unterstüzt und dafür eifrig gewirkt werden möchte. Wo kein Anfang, da auch kein Ende, und immer ist es dem Pflanzer unbekannt, welche Früchte sein Bäumlein bringen werde, das er so eben in den Boden gesezt hat.

Eulog.

Viersilbige Charade.

Vor meinem ersten Silbenpaar
Schüz Hof und Gut — von Jahr zu Jahr;
Denn soll dein Wohlstand vorwärts gehen,
So darf ich nirgendwo entstehen:
Doch gern sieht man in Feindesreihen
Mich, um sie gänzlich zu zerstreuen.
Mein leztes Silbenpaar war einst
Ein mächt'ger Fürst und Kaiser;
Doch heut sieht man mich nimmermehr,
Die Leute sind nun — weiser.
Das Ganze? Sieh mir ins Gesicht,
Und sag: bin ich es selber nicht?

Chur, bei A. T. Otto.

Bündnerisches Volksblatt

zur

Belehrung und Unterhaltung.

Montag, Nro. 19. 14 September 1829.

„Der Ackerboden hat für denjenigen Landbauer den höchsten Ertag, der des Morgens der erste auf ihm ist und des Abends der lezte und der seine Mühe und Arbeit geringe anschlägt, die er auf ihn verwendet; denn der Schweiß des Landmannes ist der beste Dünger des Bodens.“

Bemerkungen über den Ackerbau, in Beziehung auf Bünden.

Wenn dem Landmanne öfters seine Ernte mißräth, so geschieht dies außer den ungünstigen Witterungseinflüssen und nicht gehöriger Düngung meistens aus folgenden Ursachen:

Erstens. Wegen Mangel an Kenntniß der Eigenschaften seines Bodens und hierauf zu gründende Beurtheilung, was für Fruchtarten für seinen Boden am besten passen.

Zweitens. Wegen mangelhafter Bearbeitung, sowohl in Bezug auf das Gedeihen der zu pflanzenden Ackerfrüchte, als in Bezug auf die Verbesserung des Bodens selbst.

Drittens. Wegen gänzlicher Unterlassung oder unzweckmäßiger Folge im Fruchtwechsel.

Ich werde daher jeden dieser Punkte kurz berühren, in der Hoffnung, daß vielleicht der eine oder andere meiner

Landsleute wohlgemeinten Rath gut aufnehmen und durch Anwendung desjenigen, was sich aus diesen Bemerkungen für seine Verhältnisse eignet, hie und da sich einen Mißgriff ersparen wird.

I. Ueber Kenntniß des Bodens in Bezug auf die auf demselben zu pflanzenden Ackerfrüchte.

Der Boden eines Ackerfeldes besteht theils aus der obern fruchtbaren Erdschichte, welche bearbeitet und mit Dünger vermischt wird, und von der allein die Pflanzen ihre hauptsächlichste Nahrung erhalten, theils aus der untern rohen Erde, die vom Pfluge unberührt in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit da liegt, und welche die Landleute gewöhnlich durch die Benennung des wilden Grundes bezeichnen.

Um diese beiden Erdschichten von einander zu unterscheiden, werde ich erstere die **Dammerde**, leztere hingegen die **Unterlage** nennen.

Die Dammerde besteht theils aus den ursprünglichen Erdtheilen, ferner aus Metallen und endlich aus Bestandtheilen, die von vermoderten Körpern, als Pflanzen und Thieren rc. herrühren, und die man nach landwirthschaftlichem Gebrauche Pflanzen- oder Moder-Erde nennt. Enthält ein Boden viel solcher Modererde, so nennen wir ihn einen fetten, im umgekehrten Fall hingegen einen magern Boden.

Ein Boden, der in sehr starkem Verhältniß aus Moder-Erde bestünde, würde weit aus dem größten Theil unserer Ackerfrüchte zuträglich seyn — da aber dieses nur selten der Fall ist, in der Regel hingegen der Ackerboden meistens

nur einen bescheidenen, manchmal auch dürftigen Theil von Modererde enthält, so frägt sich, wenn es um die Bestimmung zu thun ist, für welche Pflanzen er sich vorzugsweise eigne — welche Bestandtheile sind in dem betreffenden Boden vorherrschend?

Man hat in neuern Zeiten neun verschiedene Erdarten unterschieden — wenn ich aber dieselben sämmtlich anführen wollte, so würde ich den mit solchen Benennungen und aus höhern Wissenschaften abgeleiteten Unterschieden unbekannten Landmann blos irre machen — ich beschränke mich daher hier auf die drei Hauptarten des Bodens, die in unserm Gelände hauptsächlich vorkommen, nemlich den Sandboden, den Thonboden und den Kalkboden.

Bevor ich aber von diesen drei Bodenarten spreche, muß ich noch einer vierten erwähnen, die ohne eine eigene Klasse zu bilden, ihrer örtlichen Beschaffenheit nach bald mehr der einen, bald der andern jener drei Arten angehört, öfter auch ein ziemlich gleichförmiges Gemisch von allen dreien darbietet; man nennt ihn bei uns gewöhnlich den Lettboden. Es bildet sich derselbe durch die Anschwemmung von Flüssen, in welche sich Bergströme ergießen, die ihnen von Zeit zu Zeit den Schutt ihrer verwitterten Berghalden zuführen; dieser Boden enthält außer einem manchmal beträchtlichen Theil von Pflanzenmoder meistens viel Mergel, und eignet sich daher für die meisten Pflanzen sehr gut. Ganz vorzüglich gedeihen in demselben der Mais (Türken), Erdäpfel und die Kleearten, leztere wenn er tiefgründig ist und der Jahrgang nicht auffallend trocken. Als anschauliches Beispiel möge der vortreffliche Nollagrund im Domleschgerthal dienen.

A. Vom Sandboden.

Befindet sich unter einer leichten sandigen Dammerde noch überdies eine Unterlage von grobem Sand, so gedeiht selten eine andere Winterfrucht in derselben als Roggen und zur Sommerfrucht Haber, Erdäpfel, Linsen und Wicken, auch Buchweizen (Haiden) und Türken, wenn gehörig gedüngt wird. Ist der Sandboden mit Lehm vermischt, oder hat er diesen zur Unterlage, so können außer den obigen Früchten auch Gerste und Sommerweizen mit Vortheil gebaut werden.

B. Vom Thonboden.

Der Thonboden wird strenger Thonboden oder Ziegelboden genannt, wenn er fast ganz aus Töpferlehm besteht, und daher so gebunden und fest ist, daß seine Schollen durch die gewöhnlichen Ackergeräthe nicht genugsam zersezt oder gepülvert werden können.

Lehmboden hingegen nennt man ihn, wenn der Thon durch Vermischung mit andern Bestandtheilen, obgleich noch immer gebunden und zähe, doch schon etwas mürber ist als der vorhergehende.

Der Ziegelboden gehört zu den undankbarsten Bodenarten — seine Zähigkeit und Kälte sind dem Wachsthum der Pflanzen sehr nachtheilig und derselbe bedarf, außer einer zweckmäßigen, fleißigen Bearbeitung und Düngung, der Beimischung solcher Bestandtheile, welche nach und nach jene nachtheiligen Eigenschaften zu verbessern vermögen. Zu diesem Ende ist es am besten, da der Kalk die Zähigkeit auflöst und dem Boden zugleich die nöthige Wärme mittheilt, denselben, wo Kalkmergel in der Nähe ist, mit solchem, oder bei dessen Ermanglung mit grobem

Sand überführen zu lassen, oder aber wiederholt und stark mit gebranntem in Pulver zerfallenem Kalk zu überstreuen, wenn nemlich die Verhältnisse von der Art sind, daß diese Kosten sich lohnen; da aber eine beträchtliche Uebersäung mit gebranntem Kalk den Pflanzen schaden würde, so muß derselbe dann in den Boden gebracht werden, wenn kein Saame sich in der Erde befindet, und auch nicht gleich darauf gesät werden, auch darf das Düngen und zwar am besten mit ganz frischem strohigem Mist dabei nicht unterlassen werden, denn die Pflanzennahrung, deren schnelle Auflösung der Kalk ebenfalls bewirkt, muß dem Boden durch Dünger ersezt werden, sonst würde sich derselbe erschöpfen. — Im Ziegelboden gedeiht als Winterfrucht am ehesten der Weizen und als Sommerfrucht Bohnen, Hanf und Kohl. Der Anbau des Klees auch ist für diesen Boden sehr zuträglich, indem er dazu beiträgt, denselben mürber zu machen.

Der Lehmboden, dessen Güte durch die in demselben vorhandenen Beimischungen bedingt wird, ist gut, wenn Modererde und Kalk ihm beigesellt sind, die ihn mürbe machen und erwärmen, wogegen er diesen leztern die nöthige Feuchtigkeit mittheilt. Es eignet sich derselbe besonders für Winterweizen, Gerste, Hanf, Oelpflanzen, Luzerne und Futtergräser.

Geht dem Lehmboden der Kalk ab, so ist er kalt und muß ihm mit sorgfältiger Bearbeitung und erwärmendem Dünger, z. B. von Pferden oder Schmalvieh, nachgeholfen werden.

C. Vom Kalkboden.

Der Kalkboden ist hitzig, und leidet, wenn er viel Sand beigemischt oder diesen zur Unterlage hat, sehr von

der Tröckne; Türken, Erdäpfel, Roggen, Haber, Buchweizen, Hirse und unter den Futterpflanzen die Esparsette, eignen sich vorzugsweise für denselben. Ist ihm Thon beigemischt oder hat er denselben zur Unterlage, so gedeiht auch Weizen und Gerste gut in demselben und er gehört in diesem leztern Fall unter die vorzüglichern Bodenarten.

Daß übrigens klimatische Verhältnisse bei Werthung der Eigenschaften eines Bodens sehr zu berücksichtigen sind, versteht sich von selbst; so kann z. B. ein leichter Kalkboden in einer Gegend, die gewöhnlich feuchte und kalte Frühlinge hat, unter die vorzüglichsten Bodenarten gezählt werden; während er in einer von Trockenheit leidenden zu den geringern gehört, und umgekehrt, werden in einer feuchtkalten Lage auf einem Lehmboden die meisten Ernten mißrathen, während in einer trocknen er den meisten Gewächsen zuträglich ist.

II. Bearbeitung des Bodens.

Mit den von Hand zu verrichtenden Ackerarbeiten sind die meisten unsrer Landleute so ziemlich bekannt, und wenn dieselben öfters nachlässig und unvollkommen verrichtet werden, so ist in der Regel nicht Unkenntniß, sondern Trägheit und Vorurtheil der Arbeiter schuld; ich werde daher in diesem Abschnitt die Handarbeiten des Ackerbaues nicht berühren, sondern mich auf das wesentlichere, die eigentliche Beackerung beschränken.

Die Arbeiten der Beackerung theilen sich hauptsächlich in folgende drei Stücke.

Erstens: Wendung des Bodens oder diejenige Arbeit, vermittelst der die jezt oben befindliche Fläche desselben umgelegt, und

die untere Fläche dafür in die Höhe gebracht wird.

Diese Arbeit hat zum Zweck, den untern Theil des Bodens den Eindrücken der Luft auszusetzen, durch deren Einwirkung er theils mit neuer Pflanzennahrung bereichert, theils die in demselben schon befindliche aufgelöst und in denjenigen Zustand versezt wird, in welchem sich die Pflanzen durch ihre Wurzeln dieselbe aneignen können; ferner ihn an der Düngung theil nehmen zu lassen; wenn er zähe ist, mürbe zu machen u. s. w.

Das Geräthe, dessen wir uns hauptsächlich zu diesem Geschäfte bedienen, ist der Pflug. Seine Aufgabe ist also, hier einen Riemen Erde von einer gewissen Breite und Tiefe senkrecht vom Lande und wagrecht vom Untergrunde abzuschneiden, und vollständig umzuwenden. Die mehr oder mindere Lösung dieser Aufgabe bestimmt also den Grad seiner Vollkommenheit.

Daß die meisten unserer landüblichen Pflüge, ihrer andern Unvollkommenheiten nicht zu gedenken, ganz unfähig sind, gehörig zu wenden, geht schon aus der Form und Stellung des Streichbrettes hervor. Der dem sogenannten Bayleischen ähnliche Pflug, den Herr Stadtvogt Franz in Maienfeld mit wesentlichen von ihm erfundenen, unserer Lage angemessenen Veränderungen verfertigen ließ, macht indessen unter den mir bekannten Pflügen unsers Kantons diesfalls eine rühmliche Ausnahme; es schneidet derselbe gut ab, macht eine reine Furche, und wendet vollständig ohne viel Zugkraft zu erheischen; hingegen erfordert er wie alle Schwingpflüge, um in seiner Vollkommenheit zu arbeiten, einen geübten verständigen Pflüger und gut eingefahrenes Gespann. Da nun diese zwei

Erfordernisse bei uns nicht immer zu treffen, und Leute, die einmal den Räderpflug gewohnt sind, meistens den Schwingpflug ungern führen, so würde ich, obgleich der Räderpflug mehr Zugkraft erfordert, für solche, die mit Dienstboten oder Lehenleuten arbeiten lassen und einem öftern Wechsel von Leuten und Gespann unterworfen sind, vorschlagen, denselben in einen Räderpflug umzuschaffen, weil dieser in gleicher Tiefe stät fortgeht, nicht tiefer eindringen kann als er gestellt ist — wenn er durch einen Gegenstand in die Höhe gehoben wird, sogleich wieder eingreift — bei kleinen Abweichungen des Zuges nicht gleich aus dem Land geht, überhaupt weniger Aufmerksamkeit und Uebung von Seite des Pflügers erheischt, als der Schwingpflug.

Diejenigen hingegen, welche selbst pflügen, würden, glaube ich, besser thun, mit ihm umgehen zu lernen und ihn in der Form als Schwingpflug beizubehalten. Zweckmäßig schiene mir, wenn die Streichbretter von Eisen wären, anstatt von Holz.

Es würde übrigens zu wünschen seyn, daß der Erfinder, ein geschickter erfahrner Landwirth, seine Ideen und Beobachtungen hierüber dem landwirthschaftlichen Publikum zur Belehrung umständlich mittheilte.

Bei dem Wenden des Bodens frägt es sich nun hauptsächlich:

Wie tief soll der Boden gewendet werden? wie oft? und in welchem Zeitpunkt?

Daß die Meinungen über die erste dieser Fragen, wie tief gewendet werden soll, von jeher unter den Landökonomen sehr getheilt waren, läßt sich sehr leicht begreifen, weil sich hierüber durchaus keine allgemeingültige Grund-

regel festsetzen läßt, sondern das Verfahren lediglich theils nach der Beschaffenheit des Bodens, theils nach den Bedürfnissen derjenigen Früchte eingerichtet werden muß, die wir zu pflanzen beabsichtigen.

Viele haben den höchsten Ertrag des Bodens durch sehr tiefes Umpflügen z. B. auf 1½ bis 2 Schuh zu erzwecken geglaubt; ein System, dem ich mich nur in dem einzigen Fall anschließen würde, wenn auch die Unterlage aus Dammerde besteht, wie dies öfters bei demjenigen Boden der Fall ist, der sich durch Anschwemmung bildete, und selbst in einem solchen würde es, glaube ich, vortheilhafter seyn, das Tieferpflügen nur allmählig und nach Maßgabe vorzunehmen, als die obere Schichte der Dammerde sich zu erschöpfen anfängt, indem man sich sonst die Bearbeitung bedeutend erschweren würde, ohne verhältnißmäßigen Vortheil davon zu ziehen. Besonders vortheilhaft fand ich die Vermehrung der Dammerde durch tieferes Pflügen in folgenden zwei Fällen:

Erstens, wenn es dem Acker an Dammerde mangelt, und die Unterlage nicht von allzuschlechter oder unpassender Beschaffenheit ist, und

Zweitens, wenn die Unterlage aus einer Bodenart besteht, daß ihre Mischung mit der Dammerde diese leztere verbessert.

Aber auch in diesen zwei Fällen ist es rathsam, die Vertiefung nur allmählig vorzunehmen, und nicht mehr wilden Grund auf einmal auf die Oberfläche zu bringen, als man tüchtig durchzudüngen vermag. Ueber die vortheilhafteste Verfahrungsart bei einer solchen Vertiefung drückt sich einer der vorzüglichsten landwirthschaftlichen Schriftsteller folgendermaßen aus, dem ich vollkommen

beipflichte, wenn er sagt: „am vortheilhaftesten ist es die Vertiefung in dem Herbst desselben Jahres vorzunehmen, wo der Acker eine frisch gedüngte Frucht getragen hat; im folgenden Frühling wird die neue Erdenlage überdüngt und mit einer zu behäufelnden Pflanze, als Mais, Kartoffeln oder Bohnen ꝛc. bestellt. Der Dünger wird leicht untergepflügt und kommt dadurch ganz in das Bereich der Wurzeln, und da später im zweiten Jahr auch ein Theil der mittlern Lage der erst vor einem Jahr frischgedüngten Erde über die neuaufgebrachte gelegt wird, so kann es kaum fehlen, daß die Ernten gut ausfallen sollten."

In Bezug auf die leztern zwei Fragen, wie oft und wann gewendet werden soll? halte ich dafür, daß zu jeder Frucht der Boden einmal gewendet werden sollte, und daß der schicklichste Zeitpunkt besonders für lehmigten Boden derjenige ist, wenn er sich in demjenigen Grad von Feuchtigkeit befindet, wo er am wenigsten zähe ist, nemlich weder zu feucht noch zu trocken. Würde man mehr als einmal wenden, so käme der auf die Oberfläche gebrachte Grund wieder in die Tiefe und erst zum dritten Mal wieder nach oben.

Wenn es nach meinen Erfahrungen mir vortheilhafter scheint, den Boden für jede Frucht nur einmal zu wenden, so will ich aber damit gar nicht sagen, daß für jede Frucht nur einmal geackert, oder wie unser Landmann sich ausdrückt, gestört werden soll. Es ist dieses im Gegentheil nothwendig, und darin besteht eben das zweite Geschäft der Beackerung im Allgemeinen, nemlich: In Lockerung und Mischung des Bodens und Zerstörung des Unkrauts.

Ersteres geschieht in schwerem thonigten Boden am besten durch den Schneidepflug, und in anderm Boden durch den Schaufelpflug oder sogenannten Extirpator, die in allen vorzüglichern Landwirthschaften im Gebrauch sind, uns aber leider noch abgehen, und in deren Ermanglung wir uns mit dem sogenannten Brachgeschirr zu behelfen pflegen.

Modelle obiger zwei Ackergeräthe würden, denke ich, von Hofwyl aus leicht zu erhalten seyn. Zu Zerstörung des Unkrauts dient ebenfalls der Extirpator ganz vorzüglich, und dann die eiserne Egge, ein gar nicht kostspieliges Geräthe, dessen man sich auch bei uns hie und da, theils für diesen Zweck, theils zu Lockerung des schweren scholligten Bodens, mit Vortheil bedient und dessen Anschaffung jedem zu empfehlen ist, der eine auch nur einigermaßen bedeutende Wirthschaft betreibt.

Ob ein Acker mehr oder weniger oft gestört werden soll, hängt von der Beschaffenheit des Bodens und davon ab, ob viel Unkraut vorhanden ist oder nicht. In einem schwerländigen und unreinen Acker wird das öftere Lockern Vortheil gewähren, während in einem leichten und trockenen Boden, vorzüglich, wenn er Sand oder Kies zur Unterlage hat, ein häufiges Stören zum Verderben gereicht, weil der grobkörnige Sandboden den Zutritt der Luft ohnedem zu sehr gestattet, der Dünger sich daher noch schneller aufzehren und verflüchtigen und der Boden noch mehr von der Trockenheit leiden würde.

Wir kommen nun zu dem lezten Geschäfte der Beackerung, nemlich der Ausebnung und Reinigung der Oberfläche des Bodens.

Es geschieht dies hauptsächlich mit der Egge; da aber

öfters die Egge in schwerem Boden die Schollen nicht genug zu pülvern vermag und feine Gesäme das Eggen nicht wohl vertragen, so ist in diesen Fällen die Walze mit Vortheil anzuwenden. Es dient dieselbe auch dann mit sehr vielem Nutzen, wenn die Wintersaaten im Frühlinge durch den Frost in die Höhe gehoben, oder, wie man an einigen Orten sich ausdrückt, gebläht oder entschupft sind.

Ehe ich diesen Abschnitt schließe, will ich nun noch etwas über die Ansaat anführen, obgleich diese, nach wissenschaftlicher Eintheilung, nicht hieher gehörte.

Ueber das Quantum der Aussaat einer gegebenen Fruchtart auf ein bestimmtes Mäß Boden, läßt sich eine feste Norm nicht aufstellen, sondern es regelt sich dasselbe nach Klima und Boden. Daher die große Verschiedenheit, wenn wir die landesübliche Aussaat der verschiedenen Länder und Gegenden vergleichend zusammen stellen. Es muß sich daher der aufmerksame Landwirth bestreben, durch genaue und wiederholte Beobachtungen das für seinen Boden vortheilhafteste Quantum des Saamens selbst auszumitteln, wobei als Leitfaden der allgemein als gültig anerkannte Grundsatz dienen mag: je fetter und reiner der Boden, je dünner sey die Aussaat, und umgekehrt.

Was das Mechanische der Aussaat anbetrifft, so geschieht dasselbe entweder durch Säemaschinen oder von Hand. Die Aussaat mit der Maschine kann nur da statt finden, wo der Acker gehörig gepülvert und von größern Steinen, so wie von Unkraut, auf eine Tiefe von drei bis vier Zoll sich gehörig gereinigt findet. Unter diesen Bedingungen aber hat dann die Maschine vor der

Handsaat unläugbar sehr bedeutende Vorzüge, welche theils in Ersparung von Saamen, theils in der Unabhängigkeit vom Winde, ganz vorzüglich aber darin bestehen: daß die Saat, sowohl in Hinsicht auf die Tiefe, als die Entfernung, vollkommen gleichförmig ausgestreut und bedeckt wird; eine Bedingung, von welcher das Gedeihen der Halmfrüchte so sehr abzuhängen scheint, daß bei einem Versuche, den voriges Jahr mein Freund, Herr Oberst von Planta, und ich mit seiner Fellenbergischen Säe-Maschine in Reichenau anstellten, von zwei gleich großen, gleich gedüngten, dicht an einander gelegenen ebenen, mit der nemlichen Vorfrucht bepflanzten, an dem nemlichen Tage angepflanzten, und ebenso eingeernteten Ackerstücken, wovon das eine von Hand, das andere mit der Säe-Maschine mit einem gleichen Quantum Sommerroggen besäet worden war, lezteres ein vollkommenes Drittel mehr abwarf, welcher Unterschied im Ertrag wahrscheinlich noch größer gewesen seyn würde, wenn man von dem mit der Maschine besäeten Stück nicht einen Theil zu dick gesäet hätte, weil man die Stellung der Maschine erst ausmitteln mußte, denn derjenige Theil des Ackers, den man viel dünner besäete, stand in jeder Hinsicht viel schöner.

Es bleibt mir nun noch übrig des Fruchtwechsels zu erwähnen, dessen Unterlassung oder unzweckmäßige Folge ich als die dritte Hauptursache des öftern Mißrathens der Ernten angeführt habe.

Wenn die Erfahrung uns belehrt hat, daß die einen Pflanzen mehr, die andern weniger nährende Theile einsaugen, die einen mehr als die andern sorgfältige Vorbereitung des Bodens zu ihrer Aufnahme erheischen; die

einen früh reif werden und den Boden gelockert zurück lassen, wie z. B. Bohnen und Lewat, während das Reifen der andern sich öfters bis in den Spätherbst hinauszieht; wenn es erwiesen ist, daß gewisse Pflanzen das Emporkommen des Unkrauts hindern, während andere demselben gleichsam zur Pflege dienen; so wird es wohl jedem einleuchten, daß ein Wechsel der Früchte nicht nur ersprießlich, sondern für das Gedeihen weit der größern Anzahl unerläßlich erforderlich ist.

Kömmt nun noch der Umstand hinzu, wie dies der Fall ist, daß manche Gewächse, z. B. Klee, Luzerne Erbsen ꝛc. auf dem nemlichen Platz, wo sie gestanden haben, erst nach einer geraumen Zeit, in manchen Bodenarten erst nach sechs bis acht Jahren, wieder recht gedeihen, weil die Bestandtheile, deren sie vorzüglich bedürfen, erschöpft zu seyn scheinen, und gibt es andere, die nach gewissen Vorfrüchten regelmäßig fehlen, wie z. B. Gerste nach Stoppel, Rüben und Runkelrüben; so muß es uns klar werden, daß es keineswegs gleichgiltig ist, in welcher Folge die Ackergewächse gepflanzt werden.

Aus dem so eben Gesagten lassen sich für den Fruchtwechsel also folgende Hauptregeln ableiten:

Man vermeide auf jedem andern als dem Sandboden, auf dem der Winterrogen als Halmfrucht beinahe ausschließlich gedeiht, so viel wie möglich mehrere Winterfrüchte auf einander folgen zu lassen, weil man sonst zwischen Ernte und Saat nicht Zeit genug hat, den Acker gehörig vorzubereiten und derselbe daher sich bald erschöpft und verwildert.

Man wechsle öfters zwischen Halmfrüchten und Hackfrüchten, vorzüglich im schwerern Boden, damit derselbe

nicht hart und ungeschlacht werde, wenn vorzugsweise nur die erstern gepflanzt würden.

Ist ein Acker so kräftig und fett, daß eine Halmfrucht sich lagern würde, so lasse man derselben eine Hackfrucht oder Oelpflanze vorangehen.

Man unterlasse, so viel wie möglich, zwei erschöpfende Früchte, z. B. Weizen und Gerste auf einander folgen zu lassen, ohne eine schonende, z. B. Raps, Bohnen, Wicken ꝛc. oder eine verbessernde, wie Klee und andere Futtergewächse dazwischen zu reihen.

Auf Früchte, die eine lange Zeit zu ihrem Wachsthum bedürfen, lasse man, wenn die Verhältnisse es zulassen, solche folgen, die schnell zur Reife gelangen; weil in der Regel die erstern den Acker mehr angreifen.

Zwischen zwei Gewächsarten endlich, die einander nicht wohl leiden mögen, schiebe man eine versöhnende ein, z. B. Bohnen oder ein passendes Wurzelgewächs zwischen Sommergerste und Flachs; Raps oder ein Futtergewächse zwischen Dinkel und Hanf u. s. w.

Diese Hauptregeln mögen hinreichend seyn, dem denkenden Landmann als Leitfaden zu dienen, um nach Beschaffenheit seines Bodens, seines Klima und seiner Bedürfnisse denjenigen Fruchtwechsel auszumitteln, der in seinen Verhältnissen der vortheilhafteste seyn möchte. Eine allgemeine Regel kann in unserer Lage besonders, durchaus nicht gegeben werden, deswegen enthalte ich mich, hierüber auch nur Beispiele anzuführen, damit niemand zu Mißgriffen verführt und dadurch entmuthiget werde.

C. P.**

Aus Hrn. Abraham Musculus (Müslin), Predicanten zu Bern, geschriebener Fortsetzung von Joh. Hallers chronologischem Diarium und Annales. Seit 1574—1581.

1575, 17 Dezember geschah zu Chur in Bünden ein seltsamer Handel. Ein Nachrichter sollte drei Uebelthäter mit dem Schwert hinrichten. Als er aber wohl bezächt und den Ersten jämmerlich richtete, hieß ihn der Blutvogt der andern halb verziehen bis morgens, das wollte er aber nicht thun, sondern versprach, er wolle sie meisterlich

richten, wo er aber fehle, so sollte man ihn auch nicht fehlen. Da er sie aber richtete, gieng er mit ihnen viel jämmerlicher um, dann mit dem ersten. Des erhub sich ein Unwillen unter dem Volk und war ein alter Goldschmid, der hub zum ersten einen Stein auf, und warf zum Henker, dessen fuhr alles Volk nach und warf mit Steinen zu dem Nachrichter, also daß er in wenig Stunden todt war; also daß er zu den dreyen die er gerichtet, ins Grab gelegt und als sich der Keibenschinder widrigte, sie zu begraben, war die Sach einem alten Bettelvogt anbefohlen, der fand Kleider und so viel Geld bei ihnen, daß er auf die 40 Gulden währt.

1579, den 5 Mai ward zu Chur mit Rad, Strick und Feuer gerichtet, Hauptmann Othmar Störr von Bischoffszell gebürtig. Er hat bekennt, daß er 25 Personen an sich gehenkt die zusammen gesprochen im Schweizerland alles zu verderben und zu verbrennen was sie anzünden möchten. Deren jedem er zu Venedig ein Federlein aufgesteckt von Leibfarb grün und weis zum Zeichen. Die Ursach seye gsin, sich an der Eidgenossenschaft zu rächen, die vor Jahren die Ursach gewesen, daß ihm ein vom König von Frankreich versprochenes Fändlein nit worden, und haben ihn gar nienen unter ihnen dulden wollen. Er habe fünf seiner Gesellen ausgesandt, Einsiedlen zu verbrennen und habe er sich derweilen in Frauenfeld aufgehalten. Item er sey mit fünf seiner Gesellen gen Chur kommen, welche Feur eingelegt mit Pulver und Zündstricken und sich davon gemacht, alda es bald nach ihrem Abschied anfangen brennen. Das Pulver dazu haben sie zu Chur gekauft. Die Ursach die Stadt anzuzünden seye gsin, weil als er vor Jahren in Italien gezogen, sie mit andern sein Fändlein aufgehalten 3 Tag und 3 Nächt zu Meils (?) als er sie nit bezahlt (?). Ueber das hat er 18 Mörd verjähet, die er sammt etlichen seiner Gesellen vollbracht, sammt unzählig viel Beschiß, Betrug, ansetzen der Wirten und unbezahlter Zehrung.

Auflösung der Charade in Nro. 18.

Lückenbüßer.

Chur, bei A. T. Otto.

Bündnerisches Volksblatt
zur
Belehrung und Unterhaltung.

Montag, Nro. 20. 28 September 1829.

Graubünden
nicht wie es ist, sondern wie es seyn könnte.

Der bekannte Schriftsteller Lichtenberg sagt irgendwo in seinen Schriften: „Vom Wahrsagen läßt sich wohl leben in der Welt, aber nicht vom Wahrheitsagen!“ — Daran scheinen diejenigen Schriftsteller nicht gedacht zu haben, welche zu unsern Zeiten Schriften über Rom, Paris ꝛc. ꝛc. herausgegeben haben unter dem Titel „Rom oder Paris wie es ist.“ — Solche Versicherungen an der Stirne, sind bedenkliche Reisepässe für die Schriftsteller sowohl als ihre Bücher, weil es Weltmode ist, demjenigen den Fiedelbogen um den Kopf zu schlagen, welcher die Wahrheit laut und auf allen Tanzplätzen zu geigen wagt. Ohne Zweifel war das hingegen ein weit feinerer Kauz, der das geistreiche Büchlein geschrieben hat unter dem mystischen Titel: „Das Unterröckchen, wie es seyn sollte.“ — Denn eines Theils hat derselbe um seines Verschönerungsbestrebens willen den Fiedelbogen weniger zu fürchten, als die obgenannten Wahrheitsgeiger; andern Theils seinem Büchlein einen Empfehlungsbrief auf die Stirne geschrieben, welcher die Neugierde erregt und der

gaucklenden Einbildungskraft sattsamen Spielraum gewährt, sich hinter diesem Flortitel: „wie es seyn sollte“ Schönes und Liebliches zu denken, was sie nur will. Ein solcher Buchtitel gleicht, wie ein Haar dem andern, der schlau ausgedachten Mode unter den Frauenzimmern kleiner und großer Städte, zu jeglicher Zeit, selbst beim unzweideutigen Schatten, ihre Angesichter mit bunten oder weißen Schleiern zu bedecken — worüber ein Vertheidiger des schönen Geschlechtes sich folgendermaßen ausdrückt: „Der bescheidene Flor verdunkelt die natürlichen Reize so wenig, daß er vielmehr die Neugierde erhöht, das holde Gesicht ohne Schleier bewundern zu können. Aber auch das minder schöne Mädchen gefällt besser unter dieser leichten Hülle, welche die kleinen Sommersprossen und andere Unvollkommenheiten vor dem Auge des Tadlers verbirgt.“

Wer indessen hinter dieser weiblichen Mode irgend etwas Arges vermuthen wollte, müßte ein kühner Spottvogel seyn, mit dem ich nicht auf gleicher Bank sitzen möchte; daher ziehe ich mich eilig aus diesen Fußtapfen zurück und gehe zum eigentlichen Gegenstande meiner Gedankenspäne über, unvergessen der großväterlichen Lehre, daß es immer tollkühn sey, mit der Gefahr zu spielen.

Dieser Vorausschickung zufolge gäbe es eine doppelte Manier, einen Gegenstand oder ein Land zu beschreiben — entweder wie es ist — oder wie es seyn sollte; wir aber haben noch eine dritte Manier hier aufzuführen, nemlich wie es seyn könnte. In diese Klasse gehören viele derjenigen Reisebeschreiber, welche sich die Schweiz zum Schauplatz ihrer schriftstellerischen Heldenthaten gewählt haben und deren ist bekanntlich keine geringe Zahl. Es ist sicher kein anderes Land von Europa, über welches von

Inländern und Ausländern heutigen Tages so viel geschrieben wurde, als über die Schweiz, ihre großen Naturbilder, ihre Völker und Staatsverfassungen und was vom Schabzieger bis zum seidenen Kleide darin produzirt wird. Bis jezt ward dieses Glück, wenn man es so nennen darf, vorzüglich den westlichen Gegenden des Alpenlandes zu Theil, besonders denjenigen Landestheilen, die von Deutschen, Engländern und Franzosen im Laufe der schönen Sommermonaten durchreist, zum Theil durchrennt oder durchfahren werden. Die Beweggründe zu dieser Schreibseligkeit — wer könnte sie alle erforschen oder errathen? Gewiß sind sie der mannichfachsten Art. Viele der Reisenden werden vom innern Drang geleitet, das volle Herz auszuschütten und gleichsam auch den Abwesenden eine genußreiche Tafel anzubieten; andre wollen sich dabei einen literärischen Namen erjagen, um die Zahl der sieben Weltweisen durch ihren Beitritt zu vermehren; noch andre sind mehr spekulativer Natur, sie wollen aus dem Erlös der Reisebeschreibung die Unkosten wieder einbringen, welche auf die Wanderung verwendet werden mußten — und dies sind gewiß die pfiffigsten, weil sie wie Schmarozer gerne umsonst an offener Tafel schwelgen möchten. — So verschieden die Beweggründe, so verschieden auch die Produkte in Hinsicht des Werthes! Wer nur ein halbes Dutzend solcher Reisebeschreibungen durchlesen hat, wird mit mir bekennen, daß man sich weniger über die Wahrhaftigkeit zu erstaunen, als über die Einfältigkeit, Leichtgläubigkeit und Betrügerei zu verwundern geneigt fühlet, und fast zu oft wird man bis zu einem solchen Grade von pflichtgemäßem Unmuth gestachelt, daß man dem Verfasser sein Produkt an den Kopf schleudern möchte, wenn er anwesend oder

überhaupt solche Rache anständig wäre. Viele dieser Fabrikate sind kaum etwas anderes, als eine leichtgläubige Wiedererzählung alles Unsinns und Halbwahren, wie der Reisende es von Wirthen, Wegweisern, Fuhrleuten und Bündelträgern aufgelesen hat. Es ist sogar nicht zu bezweifeln, daß der eine oder andre Wandersmann den größern Theil seiner Reisezeit entweder im Schiffe oder Wagen durchschlafen, oder mit offenen Augen träumend den Himmel voll Baßgeigen erblickt hat, wo vielleicht ein besonnener Mann nur Maultrommeln gesehen hätte: gleichwohl haben solche Herrn von Gebirg und Thal, von Pflanzen und Thieren, von Naturbildern aller Art, von Sitten und Verfassungen, so wie von Tugenden, Gebrechen und Lastern sattsam aufgefischt, um mit Zugabe einer gewürzreichen Brühe, oder mit gemüthlichen Betrachtungen durchspickt, ein artiges Gericht aufzutischen, unbekümmert, ob der gutmüthige Leser sich daran den Magen verderbe oder auf eine angenehme und nüzliche Weise unterhalten werde.

Bis jezt hat das Glück oder das launische Schicksal gewollt, daß unser Rhätien in Vergleich mit andern Kantonen so recht stiefmütterlich der Aufmerksamkeit, Beschauung und Beschreibung theilhaftig geworden ist; darüber nun soll sich kein Mensch wundern, denn vor Erbauung der neuen Straße war, im Glauben vieler Menschen, unser Rhätien ein furchtbares Land, voll von Schrecknissen der Natur und von einem Menschenschlag bewohnt, die wenn nicht gerade Menschenfresser, wenigstens doch ungebändigte Barbaren seyn mußten. Ein deutscher Gymnasiallehrer erzählte einst in seinem Unterricht Folgendes von Graubünden: „Da wo der Rhein aus

Graubündens fürchterlichem Gebirge hervorbricht, öffnet sich ein unterirdischer, grausenhafter Bergschlund, in dessen Abgrund das Gewässer schrecklich toset; durch diesen Schlund führt ein schmaler Steg in Graus und Schrecken, gefährlich für jeglichen Fuß und verwirrend für Sinn und Muth. Jenseits dieses dunkeln Eingangs soll ein Volk wohnen unter Bäumen und in Felshöhlen, das mit Bären und Auerochsen um das Nachtlager, um Raub, Lebensunterhalt oder Daseyn kämpfet und streitet; ein ungeschlachtes, riesenhaftes Volk, wie solche nur in den Urwäldern Amerikas gefunden werden. Wenige haben sich durch die höllische Pforte in dieses Land gewagt und fast keiner ist jemals wieder zum Vorschein gekommen."

Dies ist die getreue Darstellung jenes Mannes, der sonst ganz und gar nicht zu den Thoren gehörte; indessen möchte mancher unsrer Leser an der Wahrhaftigkeit des Berichterstatters zweifeln oder glauben, wir hätten zur Posse diese lustige Schilderung ersonnen, um dem gutmüthigen Publikum einen jener Bären aufzubinden, von denen in obiger Historie geredet wird. Keineswegs! der Verfasser ist im Stande einen gültigen Zeugen aufzustellen und zwar einen Mann, der nicht blos Ohrenzeuge, sondern selbst Schüler jenes Lehrers gewesen ist. — Ueberhaupt darf man sich auf näher liegende Schilderungen berufen. Es ist noch nicht so lange her, daß man in Lesebüchern gedruckt und durch Kupferstiche veranschaulicht die Darstellung eines bündnerischen Dorfes Schalfik sehen konnte, welches dergestalt unter dem Ueberhang eines ungeheuern Felsens liegend angegeben wurde, daß im ganzen Dorfe kein Hausdach nöthig gewesen. Sollte nun auch jemand an dieser Historie zweifeln, so könnten wir ohne sonderliche Mühe

sowohl den Kupferstich jenes Wunderdorfs, als die Erzählung von dessen ökonomisch=bequemer Felsenlage vorweisen, um unsre Ehre gegen muthwillige Angriffe zu verwahren. Doch dies sind alte Klänge aus der Vorzeit und kein Mensch unsres aufgeklärten Jahrhunderts wird solche Vorstellungen hegen oder Anekdoten dieser Gattung zu erzählen wagen! Sachte, lieber Leser! es giebt noch jezt sonderbare Vorstellungen über das graubündnerische Land und Volk; um das Kleeblatt vollständig zu machen, will ich noch folgende Historie als Zugabe hier folgen lassen. Vor nicht vielen Jahren saß einer unsrer Staatsmänner als Abgeordneter zur Tagsatzung in Luzern an der Tafel mit mehrern fremden Durchreisenden und der Zufall wollte, daß von musikalischen Conzerten in Chur die Rede war. An der Tafel saß der Hofmeister und Begleiter eines deutschen Prinzen mit diesem seinem Zögling; unser Herr Hofmeister reckte gewaltig die Ohren, als er vernahm, in Bünden verstehe man auch Musik, oder beschäftige sich wenigstens damit. Erstaunt und neugierig fragte er, ob die Bewohner Bündens denn in ordentlichen Häusern lebten und so viel Cultur hätten, daß sie Musik und ähnliche Künste des gebildeten Lebens verstünden? Wahrscheinlich dachte sich auch dieser Mann unter Graubünden ein Land, wie die Wohnsitze der rohen Irokesen, wo Wildniß der Natur und Barbarei des Volks zur schönsten Harmonie zusammen stimmten. Doch es war nur ein Ausländer — die Schweizer werden unser Land schon besser kennen! Abermals Gedult! freundlicher aber allzurasch urtheilender Leser; auch unter den inländischen Reisebeschreibern und Geographen herrschen über Bünden noch höchst drollige Vorstellungen und erzeugen in gelehrten

und ungelehrten Schriften manchfach ergözliche Behauptungen. Wandre nur über den Wallensee hinaus, du wirst mitunter Urtheile hören, wie über das Innere von Afrika — nur das wissen alle Leute, daß gerade hier keine rabenschwarzen Mohren hausen, aber am schwarzmalen lassen sie es bisweilen gar nicht fehlen. — Indessen wäre es von uns ungerecht, wenn wir unsern Nachbarn und dem größern Theil unsrer Landeshistoriographen und Volksschildrer die böse Absicht an den Hals werfen wollten, als schrieben sie absichtlich etwas Nachtheiliges oder Abenteuerliches über Graubünden. Zum Theil ist es Unwissenheit und Unkenntniß des Wahren; mit welchem Recht könnten wir auch die Forderung aufstellen, es solle jeder, der über eine Sache oder ein Land schreiben wollte, zuerst dorthin reisen, um die Sache oder das Land recht kennen zu lernen? — Zum Theil giebt es Dinge, die sich bei manchen Ländern, Menschen und Völkern gleichsam von selbst verstehen — so ists auch bei Graubünden; in Bünden waren niemals hohe Schulen, zahlreiche Bibliotheken, berühmte Frauenzimmer-Institute, fruchtbare Schriftsteller, und andrer modischer Schnickschnack, an welchem man die hohe Cultur und Geistesfähigkeit mit der Elle nachmessen kann: kein Wunder also, wenn man hier den Maßstab anzulegen oder den Puls zu fühlen von vorne herein für unnöthig erklärt und leichten Muthes den Bündnern ihr Pläzchen so recht nahe am Schweif-Ende des leuchtenden Kometen anweist! Darum sagt auch einer unsrer Lobredner: „wir seyen immer um ein großes Stück hinter unsrer Zeit zurück und übten in wilden und einsamen Thälern die Künste und Tugenden unsrer Väter aus Gewohnheit, ohne vorwärts zu blicken.“ Zum

Theil endlich giebt es auf der andern Seite solche Schriftsteller, die in unsrer bündnerischen Einfalt noch manchfache Ueberreste altparadiesischer Unschuldszüge zu finden wissen, die uns daher mehr Rühmliches und Schönes zutrauen, als wir selbst ahnden. Diese Partie meint es gewiß am besten mit uns, sie will uns eigentlich mit verstecktem Winke unter den Fuß geben, was wir thun sollten und was wir seyn könnten, so wie man bisweilen die eigensinnigen Kinder mit dem Scheinlob zu trösten sucht, sie wären liebe gute Kinder, wenn sie schliefen. Diese Lobredner haben es in der Gewalt ihres Gänsekiels, was sie aus Ländern und Völkern zu machen geneigt sind — gleich einem Schneidermeister, der, wie Rabner sagt, aus einem Chaos von Sammet und reichen Stoffen hier erlauchte Männer und Gnaden schafft, dort einen Domherrn zuschneidet, während seine Gesellen so eben zwei Exzellenzen ohne Aermel und etliche Burgersleute ohne Kragen an die Wand gehenkt haben. Doch Verzeihung, lieber Leser! allzuweit reißt die Bewunderung der großen Geister mich fort; während ich in diesen Blumengärten, wie eine Biene von Blüthenkelch zu Blüthenkelch entzückt umherschwärme, gähnet ihr vielleicht aus Langerweile und möchtet, anstatt solcher Papierblumen, lieber wirklich duftende Blumen empfangen, wie ich sie im Blumengarten der Schriftstellerei gesammelt habe. Daran sollt ihr nicht Mangel leiden, doch um Euch nicht durch Uebermaß zu betäuben, halten wir hier nur eine Aehrenlese aus der Reise-Literatur der neuern Zeit, so weit sie Graubünden betrifft. Es versteht sich von selbst, daß wir in diesem Kapitel solche Schriften nicht aufführen werden, an welchen jeder Verständige nur Lobenswerthes findet, wie die Schriften Ebels und

Kasthofers [*]); wie die Wanderungen durch Rhätien und Francinis Statistik, solche möchten wir eher dringend zum Ankauf empfehlen, als magere Auszüge daraus auftischen. Auch wagen wir uns sogar nicht einmal an das Lesebuch über Geographie der Schweiz, vom schreibseligen Luz (Basel 1822), obgleich er zu Jlanz und Davos noch alle drei Jahre den Bundestag hält, den Heinzenberg mit Wein, Kastanien und Mandeln bepflanzt und zu Trins die junge bündnerische Freiheit in ihrer ersten Wiege schauckeln läßt: das Alles sind nur Kleinigkeiten und dem Manne war sonst schon das Messer an Fleisch und Bein; er hätte überhaupt besser gethan, wenn er seine Lust auf Schriftstellerruhm unterdrückt oder weniger geschrieben hätte: man würde freilich nicht gewußt haben, daß er lebe, aber das würde für ihn sehr vortheilhaft gewesen seyn. Also zur Sache, damit wir aus den Vorhallen herauskommen!

Vor nicht langen Jahren — erst 1826 — schrieb ein gewisser Hr. Eduard Sulzer eine kurze Erdbeschreibung der Eidgenossenschaft. Der gute Mann wollte eine neue Bahn brechen und die frostige Aufzählung von Städten, Flüssen und Fabriken vermeiden, daher faßte er den waghalsigen Entschluß, in den eidgenössischen Staaten — wie er in der Vorrede sagt — gleichsam nur Farbe und Atmosphäre aufzufassen. Außer diesem Verdienst strebte er nach einer zweiten Ehrenkrone, nemlich in seinem Buche für angehende Scribenten ein Muster aufzustellen, wie man nicht schreiben dürfe. Der Hauptzweck aller seiner Arbeit war, wie Liscow von ihm gesagt haben würde, die leichte

[*]) Gelegentlich soll das Wichtigste aus Kasthofer gegeben werden.

gemächliche Schreibart, die wir in unsrer Sprache Bombast nennen, und welche seit einiger Zeit ziemlich in Verachtung und Abnahme gekommen ist, wieder in den Gang zu bringen, die angehenden Schriftsteller von dem schweren Joche der Sprachkunst zu befreien, um durch Beseitigung der ersten Regeln über Klarheit und Wahrheit, so gemüthlich frei im großen Gebiete des Unsinns herumschwärmen zu können. Hier seine Schilderung von Graubünden: es prüfe jeder und behalte das Beste, wenn er glücklich genug ist, etwas der Art darin aufzuspüren; wir werfen nur hin und wieder einige Fragezeichen und Anmerkungen hinzu, die als Nasenstüber aus dem Schlafe aufschrecken sollen.

„Graubünden trug nicht immer diesen Namen; der ganze Südosten der Schweiz hieß unter den Römern Rhätien, von Helvetien verschieden, nördlich an Vindelicien (Baiern), östlich an Noricum (Oberöstreich) gränzend. Das jezige Bündnerland nannte man besonders das hohe Rhätien; mit Recht, denn wenn sich in andern Kantonen die höchsten Bergreihen an den Gränzen herum ziehen, steigen sie hier mit ihren Schneegipfeln mitten auf vom Julier bis an die Scaletta und strecken ihre Arme an die Gletscher, welche sich wie Mauern an das Land legen; von dort herab weht eine eisige Luft in das Thal-Labyrinth von Graubünden, wo auf 145 Quadratmeilen in fünf Hauptthälern drei Bündnisse einen Kanton bilden.

Den ältesten (nicht den berühmtesten) Bund schlossen, untereinander und mit Glarus, im Jahre 1400, die Gotteshausleute (?) von Chur; dies ist der Gotteshausbund (?), in Mitten und Süden der andern. Von Chur, der bischöflichen Hauptstadt des Landes von 3000 Einwohnern, am Plessur, blickt man über eine fruchtbare Ebene

auf den hochgewipfelten Galanda, zu seinen Füßen das alte Schloß Haldenstein der Salis; unter ihm der Rhein. Von dort an erhebt sich der Bund in eilf Hochgerichten den Hinterrhein über Domleschg hinauf bis Oberhalbstein, bis Stella an den Septimer, über den furchtbaren Berg hinüber in das sanftere Thal des welschen Bregaglia. Rechts (?) von Vico Soprano, auf dem Bernina, liegt ein uralter Gletscher sechszehn Stunden weit an den Quellen des Inns, welcher aus den Seen um Silvaplana durch das schöne Engadin fließt; hier im obern kalten Thale bricht eine warme (?) Heilquelle bei St. Moriz hervor, und seine (wessen?) Weidefluren streifen zwischen Wäldern zur Burg Planta hinunter; hierauf das reichere untere Engadin, bis sich der Inn bei Finstermünz seinen gewaltigen Weg nach Tyrol bahnt. Südlich über den Bergen schwören zwei vergessene Thäler [1]) von Poschiavo und Münster zum Gottshausbund.

Vier und zwanzig Jahre länger duldeten die Gemeinden des Westen; da nichts die Willkühr der Burgherren zügelte, verabredeten entschlossene Männer des Oberlandes am Rhein einen Rettungsbund; dem folgten die Freiherren. Der Ahornbaum bei Truns ist verwittert (?), zu dessen Zweigen die Stimme des Schwures ertönte; das Unvergängliche der bessern Stiftung, die Freiheit im Recht, ist geblieben, auch der Name von den grauen Röcken der Gelobenden. Dieser obere oder graue Bund von acht Gerichten wohnt in zwei Hauptthälern des vordern und hintern Rheins (das Innthal ist das dritte) bis Reichenau, wo sie zusammenfließen. Hoch an den beiden Quellen

---

[1]) Vergebt diese Schwachheit, Graubünden leidet an Zerstreutheit!

des Flusses (?) liegt die Abtei Dissentis im Alpengrunde, der die Ufer bis Ilanz, dem kleinen Hauptorte, umgrünt; hier, im Thale von Schamms, im italienischen Misocco, gedeihet Korn und Baumfrucht. So weit die Gebiete des grauen Bundes.

Den Osten nimmt der zehn Gerichten Bund ein, der sich zwölf Jahre später aus dem bestrittenen Erbe des Grafen von Toggenburg erhob; da kommen wir jezt, aus dem großen Albulathal (dem vierten), aus dem altdeutschen Schalfick, aus dem heerdenährenden Prettigau (das ist das fünfte Hauptthal am Landquart), von den Neben-Ufern des Rheins, dem freundlichen Maienfeld, und die um den strombeschützenden (?) Luziensteig und an den heißen Quellen um Fideris wohnen; sie kamen und kommen zur Versammlung in das kriegerische Thal von Davos (?!).

Hierauf nach 35 Jahren traten die drei Bünde in einen großen Bund; sie lebten fortan in sich gekehrt hinter 200 Bergvesten; tagsatzeten abwechselnd (wie noch) zu Ilanz, Chur und Davos (?), und schlugen nicht die Schlachten der Schweizer, es seye denn für sich zum Schirm oder zu Eroberung des nun an Oestreich verlornen Veltlins; wurden auch, gleich Wallis, nur zugewandte Orte, und selten in den Jahrbüchern der Erfindung, der Wissenschaft und Aufklärung genannt. Immer abgeschieden [1]), um ein großes Stück hinter ihrer Zeit zurück, benuzten sie weder ihre Salzquellen (?) noch Eisenwerke, und übten in wilden und einsamen Thälern die Tugenden und Künste ihrer Väter aus Gewohnheit, ohne vorwärts zu blicken; ihre Wälder und Fluren vermißten des denkenden Herrn,

---

[1]) Hört, Hört! Auf spudet Euch!

und kaum reichen das weite Gebiet und seine Heerden dazu hin, das Korn, Salz und Eisen, die Fabrikwaaren [1]) für die 92,000 Einwohner zu bezahlen, welche zu drei Fünftheilen reformirt, zu zwei Fünftheilen katholisch sind.

Ein Belebungsmittel, der Handel, muß überdies in einem großen Lande fehlen, in das nur zwei Heerstraßen führen: In das Engadin nach Chiavenna; über Chur und dem lebhaften Thusis nach Bellinzona. Saumthiere [2]) müssen langsam über die Felsen des Bernina, des Bernhardin, des Lukmanier klettern; von Dorf zu Dorf gehen lebensgefährliche Steige. Ein verworrenes Gemisch veralteter Töne schied diese Völkerschaften noch mehr von einander; im größern Theile, im Albula, im Engadin, im Oberland erkennt man noch die Sprache der römischen Bauern des fünften Jahrhunderts (Romana rustica); das Deutsch des Mittelalters [3]) spricht der Zehngerichten-Bund, Thusis und Rheinwald, Chur und Domleschg; unsauber italienisch reden die drei Gränzthäler [4]). Zur Bildung ist nur eine lateinische Schule zu Chur [5]). Und doch könnte dieser Kanton viel leisten, denn das Volk ist verstandvoll, tapfer und frei, fast allzu frei um höhern Ansichten zu folgen. Die Hochgerichte sind in innerer Verwaltung unabhängig; ihre 65 Abgeordneten zum

---

[1]) Wozu vermuthlich auch Hr. Sulzers Buch gehören soll?

[2]) O Jemine!

[3]) Aus den Zeiten Karl des Großen, denk ich!

[4]) Da habt ihr's; obgleich vergessene Thäler, kommt ihr bei ihm doch nicht so leichten Kaufes davon!

[5]) Nicht so ganz lateinisch, man versteht auch etwas Griechisch, und Hr. Sulzer fände noch ziemlich passende Gelegenheit daselbst, verständig und rein Deutsch schreiben zu lernen. —

großen Rath berathschlagen über allgemeine Gesetze und äußere Angelegenheiten; doch Gesetzeskraft giebt nur die Bestätigung einer jeden einzelnen Gemeinde. Drei Statthalter bilden aus den drei Bünden den kleinen Rath. Möchten sich die Tugenden der Urzeit mit der Thatkraft der Gegenwart vereinigen, und mehrere Namen wie Planta, Salis und Angelika Kaufmann zu nennen seyn!"

So weit Hr. Sulzer; schliesset die Bächlein, Knaben! denn sattsam getrunken haben die Wiesen. Es sey genug! so rufen auch wir — denn der Verfasser hat sein Wort gehalten und so viel Atmosphäre in Bünden aufgefaßt, daß er dies köstliche Luftgebilde zu Stande bringen konnte. Wenn Graubünden in solchen Machwerken eher etwas gezaußt als gelobt wird, so fehlt es hingegen nicht an Behauptungen, welche einem wahren Bündner Patrioten das Herz im Leibe sollten hüpfen machen. Wer erinnert sich nicht der Beschreibungen Lehmanns, worin er bei Darstellung der Bündner-Sitten auch von der merkwürdigen Unschuldsrose und dem kräftigen Versöhnungsbrode redet? Prachtvolle Züge unsrer patriarchalischen Einfalt, die uns kein Zögling der leidigen Aufklärung neuerer Zeiten mit dem Vorwurfe rauben soll, es seyen dies nur Fabeln. Fabeln können es nicht seyn, denn es findet sich gedruckt und sogar im vorjährigen Kalender des Schweizerboten, der doch wohl nur Wahrheit in seinem Botensack zusammen trägt. Sollte jedoch noch irgend einen unsrer Leser der Zweifel beschleichen, es möchte der Schweizerbote diese Anekdoten nicht aus eigner Erfahrung wissen, sondern etwa aus Lehmann oder dem Helvetischen Almanach von 1806 entlehnt und blos auf Treu und Glauben nachgefaselt haben: dem stellen wir weiter unten einen Mann, der

die Unschuldsrose erst jüngst noch austheilen gesehen hat. Das Zweifeln ist immer ein Zeichen von unbehülflicher Auffassungskraft, und jedenfalls sollte man das Bessere und Schöne wo möglich zuerst glauben, wie die Juristen zu sagen pflegen. Wenn auch das Paradies nicht mehr bei uns seyn sollte, so könnte es doch einmal hier gewesen seyn. In der That giebt es auch heut zu Tage sehr gelehrte Leute, die entdeckt haben wollen, das biblische Paradies und der Ursitz des Menschengeschlechts sey nirgends anders gewesen, als in den Bündner Alpen. Natürlich hätte sich alsdann die Natur des Landes sehr umgeändert und von allem Schönen wäre nichts übrig geblieben, als unsre Schönen, die wenn sie wollten, noch jezt einem braven Manne ein Paradies schaffen könnten. Was aber ganz besonders unsre romanisch-redenden Bündner ergötzen muß, ist die eben dahin gehörige Behauptung: Bündner, welche nach Aegypten gekommen, hätten allen Völkern jener Gegenden durch Hülfe des Romanischen sich so verständlich machen können, daß daraus hervorgehe, die romanische Sprache sey aller Weltsprachen Mutter und Grundlage — sie sey die wahre Ursprache des menschlichen Geschlechts. Vortrefflich! folglich haben Adam und Eva romanisch gesprochen und die ganze Welt würde noch jezt in dieser Zunge reden, wenn beim Thurmbau zu Babel nicht die große heillose Sprachverwirrung entstanden wäre. Als der Verfasser dieser Zeilen jene Behauptung mit gesunden Ohren predigen hörte, wurde er sehr betrübt im Herzen über die große Umgestaltung der Dinge; seither konnte er sich nicht eher wieder erholen, als bis ihm nachfolgende Schrift in die Hände fiel, worin er wenigstens Ueberreste jener paradiesischen Zeiten zu erkennen glaubte. (Fortsetzung folgt.)

Kunststücke der Tiroler Holzschröter.

„Viel Schreckliches giebt's auf Erden, doch nichts ist schrecklicher als der Mensch“ — ein hartes Wort, welches jedoch schon vor zwei Jahrtausenden von einem tiefen Kenner der Menschennatur ausgesprochen wurde. Wie des Schönen Vieles, so hat jeder Stand und jede Bildungsstufe der

Menschen nicht nur eigene Sitten, Sprache und Vorstellungsweise, sondern auch einen eigenen Aberglauben; durchweg aber ist zu erkennen, daß der sinnliche Trieb im Innern des Menschen der natürliche und größte Feind der Sittlichkeit ist. Dieser sinnliche Trieb erscheint am wildesten und häßlichsten als Rachetrieb, denn in dieser Gestalt offenbart sich im Menschen gar zu oft die heimtückische Katzennatur, welche im nie durchforschten Abgrunde des menschlichen Herzens auf böswillige Kunststücke sinnet — deswegen häßlicher als beim Thiere, weil dieses doch nur um des Fraßes willen, der Mensch aber aus Tücke und Bosheit seinem innern Tyrannen fröhnet. — Daß die Gemsjäger durch sogenannte Sympathie und Hexerei, die Waldschützen durch Bannformeln, die Hirten durch Zaubersprüche zum Verderben ihrer Feinde manchfache Kunststücke und Bosheiten ausüben, ist bekannt; daß aber auch die Holzschröter ihre eigenen Teufeleien haben, erfahren wir aus folgender Erzählung.

„Vor einiger Zeit arbeiteten zwei Taglöhner zusammen und erzählten sich gegenseitig allerlei Kunststücke, wodurch man seinen Feinden schaden könne; der eine brachte folgenden Kunstgriff der Tiroler Holzschröter zum Vorschein: Wenn ein solcher aus Rachsucht einen andern Holzschröter verderben will, so sucht er einen Baumstrunk auf, der erst kurz zuvor von seinem Feinde abgeschrotet worden, an welchem beim Fall des Stammes und dem dadurch manchmal erfolgende Abreißen der Rinde lange und biegsame Spreißen des Bastes stehen geblieben sind. Solche biegsame Baststreifen windet der bösgesinnte Gegner mit nervigtem Arme dergestalt, daß er daraus einen Knoten zu knüpfen im Stande ist. Ist ein solcher Knoten gelungen, so sollen sich auf ähnliche Weise die Gedärme desjenigen, der den Baum gefällt hat, also verwirren und verknüpfen, daß er daran sterben muß.“

So weit die kleine Erzählung — immer aber groß genug, um zu zeigen, welch häßliche Ungeheuer in der Menschenbrust schlummern, die von Leidenschaft aufgeweckt zum Abscheulichsten fähig sind.

Chur, in der Otto'schen Buchdruckerei.

Bündnerisches Volksblatt
zur
Belehrung und Unterhaltung.

Montag, Nro. 21. 12 October 1829.

Ueber den Futterkräuterbau.

Es ist leicht einzusehen, daß der Futterbau dem aufmerksamen Landwirth sehr wichtig werden muß, da derselbe zunächst vortheilhaft auf den Viehstand, und dieser erst dann mit Nachdruck zum Besten des Landmanns wirkt.

Daher ist die in den neuern Zeiten vorgerückte und verbesserte Ackerkultur dahin gekommen, daß sie nicht blos in den Wiesen Futterkräuter anpflanzt, sondern auch auf dem Ackerland mit großem Vortheil baut.

Der Luzerne- und der Kleebau, so wie überhaupt im Allgemeinen jeder künstliche Futterkräuterbau kann uns immer, wo er statt hat, zu einem Merkmale sich erhebenden, oder schon erhobenen Landbaues dienen.

So wie Luzerne und der spanische Klee nur einen mehr feuchten und tiefen Boden besetzen, Esparsette dann hingegen den trocknen kalkigen vorzieht, und der Acker-Spargel den Sandboden, so hat ohne Zweifel die Natur uns noch Pflanzen in Bereitschaft, durch die wir auch sumpfigen Boden besser benutzen können als bisher, oder solche, die in höhern Alpenregionen unseres Vaterlandes,

auf Stellen, wo sonst Graswuchs unbedeutend ist, in ihrem Anbau sehr lohnen könnten. Hr. Kasthofer, Oberförster des Berner Oberlandes, dem wir manche nüzliche Bemerkung über Alpenwirthschaft verdanken, scheint auf den lezten Umstand ein besonderes Augenmerk werfen zu wollen. Von der Esparsette sagt er: daß sie 5000 Fuß hoch noch sehr schön vegetire, und ebenfalls auch die bekannte Bibernelle. Einsender ist überzeugt, daß Versuche mit der Esparsette in unsern Graubündner Alpenthälern sehr gut ausfallen würden. Für sumpfige oder sonst nasse Niederungen ist das Entengras, auch Mannaschwingel, schwimmendes Schwingelgras (Festuca fluitans) genannt, empfehlenswerth. Obwohl es ziemlich sauer seyn mag, ist es dennoch nicht zu verwerfen. Sehr dicht und wohlausgebend wird es noch beim zweiten Schnitt; nur fängt es wegen der Zartheit des Stängels an sich zu lagern, während sonst jedes andere Gras noch steht. Es wird bis auf drei Fuß lang; wenn es aber die Höhe von zweien erreicht hat, sinkt es nieder.

Mit den Gräsern scheint eigentlich die Natur vorzüglich zur Viehfütterung dienen zu wollen. Noch immer legt man auf diese zu wenig Augenmerk. Sowohl grün als dürr füttern sie so gut, geben wohl aus, besonders zu Heu, verlangen nicht vorzüglich delicate Behandlung, obschon auch bei mehrerer Verwendung sie bedeutend besser lohnen würden, verursachen keine Gefahr beim Füttern, und sind leicht, nur mit dem geringsten Quantum Verlust zu Heu zu machen.

Da es indessen nicht der Zweck des Einsenders seyn kann, sich in eine weitläufige landwirthschaftliche Abhandlung einzulassen, so soll auch hier nur einiges zu allfälliger

Belehrung des denkenden Landmanns über die vorzüglichsten Futterkräuter, nicht aber über die Gräser, gesagt werden.

Rother Klee, spanischer Klee. Trifolium pratensis.

Der spanische oder niederländische Klee ist ein blattreicher, saftiger, ein bis anderhalb Fuß hoher Stengel. Seine lange spindelförmige Wurzel erfordert einen tiefen, etwas schweren thonigen, jedoch nicht allzu nassen Boden. Dieser muß recht gut gedüngt, bei trocknem Wetter tief gepflügt und von allem Unkraut und Steinen so viel als möglich gereinigt werden. Besonders suche man die ihn oft tödenden Quecken (Triticum repens) zu vertilgen. Am sichersten erreicht man diesen Zweck dadurch, wenn man ihn auf ein Feld pflanzt, wo im vorhergehenden Jahr Brachfrüchte z. B. Kartoffeln, Bohnen u. dergl. gestanden haben, durch deren öftere Behackung alles Unkraut vernichtet worden ist. Auch in Gerste und andern Sommer-Cerealien gelingt er sehr, und man hat dabei noch den Vortheil, nach deren Zeitigung eine zweite, oft sehr schöne Klee-Ernte zu erhalten.

Die Größe der Aussaat richtet sich nach den Umständen und der Beschaffenheit des Saamens und des Bodens, auf den er gesäet wird. Hat der Acker die zum Kleebau erforderlichen Eigenschaften, ist der Saame durchaus gut und die Witterung günstig, so ist ein Pfund Kleesaamen auf 3000 Quadratfuß hinlänglich. Säet man ihn im April und Mai am Morgen oder Abend ins Thau, so geht er desto leichter auf. Nach so gleichmäßig als möglich geschehener Saat wird er mit einer leichten Egge untergemacht. Statt Eggen kann man auch Walzen gebrauchen, wenn der Boden locker oder die Witterung gar trocken seyn sollte.

Ist der Klee eine Spanne hoch gewachsen, so mähe man ihn ab; er wächst dann lieber wieder nach. Jeden andern Schnitt zu Grünfutter mache man, ehe er Blüthenköpfe trägt, zu Heu aber, wenn er blühen will. Nach jeder Schur einen dünnen Ueberguß mit wohlausgegohrener Jauche ist sehr folgereich.

Zur Saamengewinnung lasse man vorsichtshalber ein Stück vom ersten und ein solches vom zweiten Schnitte stehen. Sind dann die Köpfe schwarzbraun geworden, und wollen die größten davon Saamen fallen lassen, so mähe man ihn im Thau, und lasse ihn so lange in Schwaden, die man zuweilen umwendet, liegen, bis die Blätter trocken sind. In der größten Hitze wird er alsdann heimgebracht und ausgedroschen.

Der Nutzen des Klees, in Beziehung auf die Viehzucht, ist bei aufmerksamer Anwendung sehr groß. Den ersten jungen Schnitt muß man nie ohne Beimischung von Heu, Häcksel oder anderer trocknen Futterpflanzen füttern, wenn man nicht Gefahr laufen will, sein Vieh aufgebläht sterben zu sehen. Auch die folgenden Schnitte erfordern in dieser Hinsicht große Sorgfalt, und mancher hat seine Hinläßigkeit darin theuer bezahlen müssen. — Kleine Gaben, aber öfters, ist eine gute Regel, wo man keine Mischungsmittel haben sollte.

Stark und fett werden die Ochsen vom Klee, und die Kühe geben viel Milch und kommen ebenfalls am Leibe gut zu stehen. Alle Thiere fressen ihn gern.

In Beziehung auf die Ackerwirthschaft besteht der Nutzen des Klees darin, daß er im Fruchtwechsel eine für Cerealien gut vorbereitende Stelle einnimmt, insofern nemlich derselbe dick genug ist, um durch den Schatten den Boden

zu befeuchten und zu lockern, und man denselben nie in die Blumenköpfe schießen, auch nie mehr als ein, höchstens zwei Jahre stehen läßt, und zuletzt einen drei- bis fünfzolligen Anwuchs unterpflügt.

Luzerne. Medicago sativa.

Die Luzerne ist ein köstliches Futtergewächs und übertrifft in vielen Beziehungen noch den rothen Klee. Sie verursacht weniger Blähungen; sie wächst schneller; sie nährt eher besser und leidet beim Dörren keinen so großen Blätterverlust, und wächst oft bei großer Trockenheit noch schön fort.

Die Luzerne macht sich weniger aus der Bodenart, in der sie lebt, als aus dem Untergrunde, auf den ihre langen Wurzelspitzen reichen. Ist dieser ihr nicht anpassend, dann hilft auch die beste Ackerkrumme wenig. Thöricht wäre jede Luzernepflanzung, bei der nicht der Untergrund vorher untersucht worden. Diese Arbeit muß immer voraus gehen. Ist der Untergrund eine Thonlage, auf der das Wasser staucht, oder eine durchlassende Schichte, die Wasser führt, so gebe man sich nur keine Mühe Luzerne zu bauen. Ist aber drei bis fünf Fuß nichts der Art, dann unterlasse man es nicht, und mag die Ackerkrumme ihr nicht völlig zusagen, welche sonst, wenn ihre, bis in die genannte Tiefe gleichbleibende oder einerlei Erde feucht, doch nicht naß, und dazu recht kräftig, am besten ist.

Die Luzerne hat Aussaat, Maaß, Zeit und Mitfrucht mit dem Klee gemein. In der Regel säe man sie lieber etwas dicker als den Klee, weil sie sonst leicht dem Unkraute unterliegen könnte.

Ist die Luzerne aufgegangen, dann sorge man für nichts so sehr, als wie man sie vom Unkraute rein erhalten möge. Nichts bezahlt diese Arbeit später so wohl, wie die Luzerne. Vernachläßigt man aber die Unkrautsvertilgung, so ist auch die Luzerne so gut wie ganz dahin. Bald steht sie hinter dem überhandnehmenden Gras so zurück, daß man zulezt nicht weiß, wo sie geblieben ist. Die ersten zwei bis drei Jahre muß dies ein Hauptaugenmerk jedes Luzernebauers seyn. Nachwärts hat es weniger mehr zu sagen, wenn die Wurzeln fester und bestockter geworden sind.

Erst im dritten Jahre fängt die Luzerne an, ihren völligen Ertrag zu geben; und hat sie einen guten Boden, begießt man sie von Zeit zu Zeit mit Jauche, und läßt sie alle Frühjahre scharf eggen, um der Luft und Feuchtigkeit mehr Eingang zu verschaffen, so wird man sehen, wie sie bis gegen zwanzig Jahre dauern und alljährlich drei bis vier schöne Schnitte abwerfen wird.

Gewöhnlich haut man die Luzerne auch im ersten Jahre schon zwei bis drei Male ab, wo durch das frühe Schneiden die Bestockung vermehrt wird.

Zum Heumachen mähe man sie jünger ab als den Klee, weil sonst das Futter zu hart würde.

Daß in einer schnellen Fruchtfolge die Luzerne nicht gebraucht werden kann, ist bald begreiflich. Entweder baue man sie in einem nicht zum Fruchtwechsel gehörigen Ackerstück, oder habe einen nicht weniger als zwanzigjährigen Fruchtumlauf.

Die Saamenziehung geschehe nicht vor dem dritten Jahre; denn erst dann kann man kräftigen Saamen erwarten; auch muß er vom ersten Wuchs desselben Jahres genommen werden.

fangen etwa da und dort an Stöcke auszugehen, so ist dies das Zeichen zum Umbrechen, welches der langen Wurzeln wegen immer eine schwere Arbeit ist. Oft muß es durchs Spaten geschehen, indem manchmal der Pflug zu schwach ist.

Auf Hackfrüchte folgt die Luzerne am besten. Während der häufigen Bearbeitung derselben, wird viel Unkraut vertilgt, und ein Unkraut freies Land ist der Luzerne gar zuträglich.

Esparsette. Hedysarum onobrychis.

Die Esparsette hat wieder ihre besondern Vorzüge. Freilich ist ihr Ertrag dem der Luzerne nachstehend. Nur zwei Schnitte liefert sie jährlich, wovon der zweite bedeutend schwächer als der erste ist; aber dafür kann sie auf dem allerschlechtesten, steinigsten und unfruchtbarsten Boden zu diesem Ertrag gelangen, wenn er nur Kalk hat. Dieser aber ist zu ihrem Fortkommen durchaus wesentlich. Wo kein Kalk ist, da baue man sie nicht an. Alle Versuche, sie auf kalklosem Boden zu kultiviren, wären vergebens.

In den übrigen Eigenschaften kommt sie der Luzerne ziemlich gleich, füttert gut, giebt ein etwas hartes aber kräftiges Heu. Grün gefüttert, hat man keine Blähungen zu befürchten. Alles Vieh frißt sie gern.

In der Dauer geht sie der Luzerne noch voran. Ueber zwanzig Jahre kann sie bei zweckmäßiger Behandlung stehen. Zu Saamen benuzt man das dritte oder vierte Jahr. Die Aussaatsgröße ist ungefähr diejenige des Weizen.

Im Frühjahre wird sie allein oder mit einer Sommerfrucht gesäet; selten aber kommt sie im ersten Jahre zu der Höhe, daß sie noch gemäht werden kann.

Futter-Wike. Vicia sativa.

Von den vielen Wikenarten, die alle vom Viehe gefressen werden, ist nur die sogenannte Futter- oder Saat-Wike unter die künstlichen Futterkräuter aufgenommen worden. An einigen Orten hat sie schon lange als Mittel gedient, das Brod durch ihr schwer zu verdauendes Mehl ausgiebiger zu machen, auf welches manche Landleute, die gewöhnlich zu drei Theilen Getreide, einen Theil Wiken mengen, besonders viel halten. In größern Wirthschaften aber wird sie als Futterkraut gebaut, und dient für Cerealien als eine herrliche Vorfrucht. Als gar ertragreich kann sie nicht gerühmt werden; sie giebt nur einen Schnitt, schlägt nicht wieder aus der Wurzel aus, und das Futter ist mehr für Pferde als für Rindvieh geeignet. Auch bewirkt sie keine Vermehrung der Milch.

Werden sie in gehörigem Maße ausgesäet, so kommen sie so dicht zu stehen, daß wenn sie sechs bis acht Zoll hoch geworden sind, der Boden ganz von ihnen überzogen wird. Sie lassen somit kein Unkraut empor, und sind daher ein recht unkrautausrottendes Mittel. Ferner ziehen sie viel athmosphärische Feuchtigkeit hernieder, und nach ihrem Abmähen findet man die Ackerkrumme recht mürbe.

Am vortheilhaftesten sind sie dann in der Wirthschaft, wenn sie als zweite Ernte benuzt werden. So läßt sich z. B. noch eine Wikenernte nach Winterweizen, Winter-Roggen, Wintergerste u. dergl. machen.

Zu alt darf man sie nie werden lassen, indem sonst der untere Theil des Stängels verrostet und verdorben wird. Wenn sie blühen wollen, ist's hohe Zeit sie zu mähen.

Will man Wikenheu machen, so wäre wohl bei nichts so sehr auf schönes trocknes Wetter zu halten, als zur

Ausführung dieser Arbeit. Kein Futtergewächs ist so schwer zu dörren, wie die Wike, und ist man so unglücklich, mit der Wikenernte in nasses Wetter zu fallen, so hat gewöhnlich ein großer Kraftverlust bei dieser Pflanze Statt. Auch hängt sich von dem mürben kahlen Boden bei feuchter Witterung viel Erde an die Stängel, und giebt dann ein sehr staubiges, vielleicht fast schädliches Futter.

An mehrern Orten in der Schweiz wendet man sie als grüne Düngung an, in Fällen nemlich, wo der Mist schwer zuzubringen, oder das Land zu entfernt ist. Dem Einsender scheinen aber die verschiedenen Lupinenarten tauglicher und weniger kostbar zu seyn.

Manches wäre noch über verschiedene andere Futterkräuter z. B. den weißen Klee (Trifolium repens), die schwedische Luzerne (Medicago falcata) und andere mehr zu sagen. Da diese aber nicht so allgemein gebaut, auch meines Wissens bis dahin keine ganz zuverläßige Versuche in unserm Kanton damit gemacht worden sind, so werden diese einstweilen stillschweigend übergangen. Vielleicht kommt eine Zeit, wo die Nuzbarkeit dieser Pflanzen näher erprobt, and dann mehr Belehrendes über sie gesagt werden kann.

D. B.....

Graubünden nicht wie es ist, sondern wie es seyn könnte. (Fortsetzung.)

In Mailand erschienen 1829: Lettere sul Cantone de' Grigioni — darin ist auf 224 Seiten in einer eleganten und anmuthigen Sprache abgehandelt, was Schönes und Großes in unserm Kanton zu finden sey. Die wich-

tigsten Landestheile will der Verfasser selbst bereist haben, wenigstens erzählt er von Merkwürdigkeiten der Natur und des Menschenlebens, von Sitten, Sprache, Verfassung — Vieles aus der Geschichte des Landes und einzelner Familien, in einem solchen Tone, als habe er alles selbst durchforscht und mit eigenen Augen beschaut. Näher betrachtet, findet sich, daß der Verfasser das Meiste aus andern bekannten Büchern wörtlich abgeschrieben, Vieles noch um etwas verschönert und auf diese Weise ein eigenthümliches Gericht auf die Tafel getragen habe. Wir verweisen das lesegierige Publikum auf das Büchlein selbst; für unsern Zweck reicht es hin, hier einige Auszüge aufzutischen. Merkwürdig und schön ist folgender Abschnitt:

„Der englische Philosoph Hume, dessen Schriften in ganz Europa gelesen und bewundert wurden, nahm seinen Aufenthalt in einem Dorfe des südlichen Frankreichs, und lebte daselbst nur seinen Studien. Eines Tages berichtete ihn seine Magd, daß ein gefährlich kranker Reisender mit einem Mädchen kürzlich im Wirthshause angekommen sey und sich dort in einer ungesunden und schlechten Kammer befinde. Alsobald suchte Hume die Fremden auf und fand sie. Der Kranke lag im Bett und das Mädchen saß dabei. Bei seinem Erscheinen erröthete dasselbe, bald aber, als es sich von seinem Erstaunen erholt hatte, empfing es ihn mit feinem Anstande. Der Philosoph bot dem Kranken sein Haus an; dieser aber wollte sich nicht dazu bewegen lassen, und nur auf die herzlichsten und dringendsten Bitten willigte er ein. Nicht lange dauerte es, so ward er durch die liebreichen Bemühungen der Tochter des Gastes wieder hergestellt. Der Fremde hatte sich unterdessen zu erkennen gegeben. Er hieß Valders

und war ein reformirter Pfarrer aus dem — Prättigau. Er hatte seine Frau gerade auf dieser Reise verloren, die er zur Genesung ihrer Schwindsucht unternommen hatte, und war eben im Begriff nach der Heimath zurückzukehren. — Der Engländer, der ihn seither sehr lieb gewonnen hatte, bekam inzwischen auch die Lust die Schweiz zu besuchen; er beschloß daher den Schweizer zu begleiten. Sie reiseten in kleinen Tagmärschen und gelangten daher erst nach mehreren Wochen an das Ziel ihrer Reise, nachdem sie sich durch den beständigen Umgang immer lieber gewonnen hatten.

„Die Wohnung Valders lag im innern Theil der Valsana *), dem schönsten Nebenthale des Prättigaus. Ein Bächlein fällt dort schäumend vom Felsen, schlängelt dann durch grüne Wiesen und bildet bei der Kirche des Predigers einen Teich. Kaum gewahrt man die Spitze des Kirchthurms zwischen den hohen Bäumen. Das Dorf ist durch einen Halbkreis von schauerlichen Bergen gegen den rauhen Nordwind geschüzt. Eine Stunde davon entfernt sieht man die Lanquart über einen Abhang stürzen. — Hume ward von der Annehmlichkeit des Orts übernommen; aber seine Gefährten empfanden jezt mehr als je ihren Verlust, als sie die Wohnung wiedersahen, die ihnen ehemals das Weib und die Mutter verschönerte. Der Alte schwieg, die Tochter seufzte und weinte. — Die Dorfbewohner liefen von allen Seiten herbei, als sie die Ankunft ihres Hirten vernahmen. Sie trösteten ihn über sein Unglück, wie sie es vermochten. Mehr aber als der Sinn ihrer Worte, stärkte ihn die Aufrichtigkeit ihres

*) Sollte vielleicht Valzeina heißen.

Mitleids. Valders hatte auch der Trostgründe jener Landleute nicht vonnöthen: er war selbst der Mann, der solche aus höhern Quellen zu schöpfen wußte.

„Als der Abend nahte, hörte man das Zeichen zum Abendgebet läuten. — Zuhinterst des geräumigen Saals, wo sich das Volk versammelte, stand die Orgel, von einem Vorhang umgeben, hinter welchem die Tochter des Predigers saß. — Nach einem vortrefflichen Vorspiel folgte ein Psalm. — Die Texteswörte der heiligen Schrift erinnerten an die Hoffnung der Gerechten und an die Glückseligkeit derer, die im Herrn sterben. — Die Orgel schien von einer zitternden Hand berührt zu werden; man machte Pausen; das Spiel hörte auf, und man vernahm das Schluchzen des Mädchens, das nicht länger ihren Herzensschmerzen zu widerstehen vermochte. Valders winkte, daß der Gesang aufhören sollte und sprach dann ein Gebet aus. Er mußte mehrmals inne halten. Daß Gott seine Brüder mit solchem Herzenleid verschonen wolle, bat er und sprach dann zum Schluß den Segen über die Gemeine aus. Alle, auch der Philosoph, schieden bewegt.

Hume verlebte einen Monat in jenem reizenden Orte. In Valders Gesellschaft besuchte er alle jene malerischen Umgebungen und studirte deren Naturgeschichte. Die romantischen und großartigen Schönheiten der Alpen erfüllten ihn mit Bewunderung und die patriarchalische Güte seines Gastfreundes mit dankbarer Liebe. Er schied mit Schmerzen.

„Zwei Jahre waren verflossen, als der englische Philosoph, der damals in Chur war, einen Abstecher nach dem Prättigau zu machen beschloß, um seine Freunde, die ihm nie aus dem Sinne gekommen waren, wieder zu

besuchen. Es nachtete als er an das Ufer des Teichs kam. Ein Fackelzug, der eine Bahre begleitete, stellte sich unversehens seinen Augen dar und beklemmte sein Herz. Von einem traurigen Vorgefühl ergriffen, näherte sich Hume dem Leichenzug und fragte mit zitternder Stimme, wem diese lezte Ehre erwiesen werde. Eugenie Valders — hörte er sich antworten. — Jener Engel von Unschuld und Schönheit, den an der Seite des greisen Vaters wiederzusehen er sich zum Voraus so sehr freute, der war todt. Hume trat weinend in die Reihe des Leichenzugs und ging mit ihm in den von Lampen erleuchteten Tempel. Dort gewahrte er unter dem bleichen Lampenschimmer den ehrwürdigen Valders, auf dem erhabenen Stuhl sitzend, von dem aus er zu predigen pflegte. Seine Augen waren zur Erde gerichtet, die Stirne gerunzelt, die Wangen bleich. Leise flossen die Thränen über sein Gesicht hinab. Als der Psalm geendet hatte, erhob er sich und fing mit zitternder Stimme an zu reden:

„Vater der Barmherzigkeit! verzeihe mir die Thränen, die ich vergieße; hilf deinem treuen Diener, daß er seine niedergeschlagene Seele und die Herzen derer, die ihm zuhören, zu dir erheben möge! Freunde, Brüder! Es ist jederzeit ein großes Gut zu dem Ewigen zu beten; aber am Tage der Betrübniß, welch herrliches Vorrecht ist es dann, sich zu dem Herrn erheben zu können? Wir wollen auf ihn vertrauen und er wird unsere Hoffnungen nicht unerfüllt lassen. Wenn die Quellen der irdischen Freuden vertrocknen, wenden wir den Blick nach dem ewigen Urquell des Lebens, welcher von seinem unsterblichen Throne fließt. — Damit der Mensch die Betrübnisse und Wehen, die an seine Natur geknüpft sind, würdig ertragen

lerne, muß er an die Güte und Weisheit dessen glauben, der sie zuläßt und will. Die menschliche Weisheit ist überflüssig; denn diese lehrt uns nur unser Vermögen zu fühlen unterdrücken. Nein, meine Brüder, ich suche nicht den Trost einer hochmüthigen Philosophie in ihr: ich schäme mich der Thränen nicht, die mein Herzensdrang mir auspreßt. Ich habe Gott gebeten, mir die Kraft zu verleihen, zu euch reden zu können, um euere Gedanken mit meinen Thränen zu ihm zu richten; und damit wollte ich, daß ihr, die Zeugen meines Unglücks, nun auch Zeugen des Trostes würdet, den ich mir selbst geben kann. — Ihr seht in mir einen unglücklichen Vater, welcher seine Stütze des Alters verloren hat: die Tochter, welche ihm die Freuden aller seiner Tage und Stunden schuf. Ihr kanntet diese Tochter, die ich beweine: sagt es selbst, ob ich von ihren Tugenden schweigen könnte, ohne ungerecht und undankbar zu seyn? O Eugenie! du warst tugendhaft, ein glänzendes Bild von Gesundheit und Liebenswürdigkeit: du warst mein Segen und mein Ruhm. Und ihr, Väter, die ihr mich hört, stellt euch die Betrübniß eines Vaters vor. — Aber ich erhebe meinen Blick zu dem, der mich heimgesucht hat, und erkenne seine Hand in dieser furchtbaren Prüfung. Ach, daß ich's euch fühlen lassen könnte, welche Wonne ich hatte, als die Seele in ihres Schöpfers Hände überging, der mit väterlicher Bereitwilligkeit den Auserwählten seines Herzens alle Güter des Lebens gibt und bei dessen Anblick die Uebel verschwinden, die mit dem Gedanken an den Tod verbunden sind! Denn die Hoffnung erhält sich im Tode. — Wir werden jenseits des Grabes leben; wir werden dort mit einander leben, wo der Schmerz nie hindringt,

wo die Dauer unserer Glückseligkeit keiner ängstlichen Ungewißheit unterworfen ist. Geht nun im Frieden heim, meine Brüder, und weinet nicht über mich: ich verlor Eugenie nicht; bald werden wir auf immer bei einander seyn. — Und ihr, Kinder, Jünglinge und Jungfrauen, wenn ihr dem alten Valders den süßesten Trost gewähren wollt, so lebt wie sie lebte, damit ihr, wenn die lezte Stunde kömmt, wie sie den Tod des Gerechten sterben könnt."

„So redete der gute Seelsorger und die Versammlung antwortete mit Thränen. Sein Angesicht hatte jede Traurigkeit verloren; der Glaube und die Hoffnung glänzten ihm in den Augen. Aber als er in das leere Pfrundhaus sich begab und dort wieder den alten Gast vor sich sah, da schwand jener himmlische Hauch von seinem Gesicht und der väterliche Schmerz bekam wieder die Oberhand. Stillschweigend umarmten sie sich und traten in den Betsaal. Der Umhang der Orgel war offen. Der Alte erzitterte bei diesem Anblick und sank fast in Ohnmacht. Meine Niedergeschlagenheit ist groß, sagte er zu Hume, aber ich verlor doch nicht allen Trost. — Ich hörte euch im Tempel, antwortete der Engländer, glücklich seyd ihr, daß ihr im Unglück so kräftige Stützen habt. Freund! erwiederte Valders (der sich wieder erholt und erheitert hatte), wenn diejenigen, die an der Wahrheit der geoffenbarten Religions-Lehren zweifeln, überlegten, wie gewichtig sie sind, die Widerwärtigkeiten des Lebens zu erleichtern, so würden sie ihre Herrschaft gewiß nicht zu schmälern suchen! — Ein himmlisches Lächeln verzog bei diesen Worten die welken Lippen des Greises." (Fortsetzung folgt.)

Doppelsinn als Räthsel.

Ein kurzes Wort, bezeichne ich zugleich
Der Dinge zwei. Doch ob, daß ich ins Reich
Des deutschen Wörtervorraths mitgehöre,
Zwar niemand läugnen kann, so schwöre
Ich nicht, daß überall, wo in dem einen Sinn
Durchgängig ich gebraucht und wohl verstanden bin,
Im Anderen von mir man immer Kunde habe;
Doch kennt in der Kantonsschul' jeder Knabe
Mich wohl im ein und andern Sinn.

Im Ersten ziert' von Anbeginn
Der Schöpfung schon ich unsre Erde,
Und auch zugleich mit ihr nur werde
Ich einst auf immer untergehn.
Im Andern mochten wohl vergehn
Manch tausend Jahr, eh' ich entstanden;
Nun bin ich zwar schon lang vorhanden,
Und hoffe lange noch zu stehn,
Doch so lang als die grauen Alten,
Die stolz auf mich herunter sehn,
Darf ich nicht hoffen mich zu halten.

Im ersten Sinne jedes Jahr
Verlaß das Land ich ganz und gar;
Doch kehr' auf rosigem Gefieder,
Zu allgemeiner Freud, ich wieder.
Im Andern aber fort und fort
Sieht man mich stets am gleichen Ort.

Im ersten Sinn dehn' ich mich aus
Auf mehr als hunderttausend Meilen.
Im Andern mißt man ohne Eilen
In einer Stund im Schritt mich aus.

Im Ersten haben tausend Zungen
In jeder Sprach' und jedem Land
Schon meine Herrlichkeit besungen.
Im Andern ist mir nicht bekannt,
Daß jemals eine gleiche Ehre
Bis heut mir widerfahren wäre.

P.** C.***

(Die Auflösung im nächsten Blatt.)

Chur, in der Otto'schen Buchdruckerei.

Bündnerisches Volksblatt
zur
Belehrung und Unterhaltung.

Montag, Nro. 22. 26 October 1829.

Vorschlag und Probe,
wie die Kenntniß unsrer einheimischen Gesetzgebung zu erleichtern wäre.

Es ist wirklich sehr seltsam, daß wir, in einem so kleinen Land als Bünden ist, kaum mit der angestrengtesten Mühe zu einiger Kenntniß unserer eigenen Gesetze, so weit sie nicht vom Kanton, sondern von Bünden und Hochgerichten ausgegangen sind, gelangen können. Denn nicht nur bedürfen wir zu diesem Ende etwa dreißig verschiedener Bundes-, Hochgerichts- und Gerichtsstatuten, die man sammeln, studiren und vergleichen muß, sondern, was noch weit schwieriger ist, der sichern Kunde von so manchen merklich abweichenden und ergänzenden Uebungs- und Gewohnheitsrechten, welche jenes Studium in einzelnen Stücken ganz und gar unnütz machen. Es gibt Ausdrücke und Vorschriften in mehrern Statuten, die überhaupt kein Mensch mehr zu enträthseln weiß; es gibt andere, die längst außer Brauch gekommen, und noch andre, die durch auffallende Unbestimmtheit so gut als gar nicht zu Gesetzen geeignet sind. Endlich fehlen in vielen ganze Hauptmaterien des Privatrechts, wie z. B.

in den Bergeller Statuten das Meiste vom Erbrecht, und in andern andere häufig vorkommende Gegenstände, worüber doch irgend etwas gültiges in den Gerichten anerkannt seyn muß.

Ueberhaupt besitzen wir nur Ein wohlgeordnetes, zusammenhängendes, der Vollständigkeit nahes, wirklich vortrefflich abgefaßtes Gesetzbuch, welches mit Klarheit, Schärfe und Gedrungenheit zugleich wohllautenden und fließenden Ausdruck verbindet, nemlich jenes von Poschiavo, das sich, nach diesen Eigenschaften, wohl mit den besten Arbeiten auswärtiger Gesetzgebungen vergleichen läßt, ohne an Gemeinfaßlichkeit für einigermaßen gebildete Leser zu verlieren. Dasselbe zu einem allgemeinen Gesetzbuch für Bünden zu erheben, wird leider dadurch unmöglich, daß es in allzuvielen Stücken sich auf Römische Rechtsbegriffe und Unterscheidungen bezieht, die in unsern übrigen Landschaften weder angenommen noch dem Volke verständlich sind.

Da, nach gesunden Grundsätzen, so des Rechts, wie der Klugheit, die Einführung neuer Gesetze, zumal von durchgreifender Natur, wie solche, die das ganze Privatrecht umfassen sollen, nicht ohne Kenntniß und möglichste Berücksichtigung der bestehenden denkbar ist, so muß noch für sehr lange Zeit aller Aussicht auf eine allgemeine Maßregel dieser Art entsagt, dagegen aber, von den Freunden einer wohleingerichteten Rechtspflege, alles Ernstes darauf hingestrebt werden, jene Kenntniß zu vervollständigen, zu läutern und zu verbreiten, überzeugt, daß darin allein die wahre und zweckmäßige Vorbereitung zu jeder möglichen Verbesserung gesucht werden dürfe.

Sollte es nicht rathsam und ausführbar seyn, zu solchem Ende eine Gesellschaft von Liebhabern zu bilden, die, nach einem gemeinschaftlichen Plane, sich diesem Geschäfte widmen, und sowohl die Dunkelheiten, die über manchen Theilen unsrer vaterländischen Rechte walten, aufzuklären, als die Grundansichten, von welchen es ausgeht, zu einer möglichst einfachen Darstellung zu bringen versuchen wollten? Wer hiezu auf eine oder andere Weise Hand zu bieten gesonnen ist, wird gebeten, sich, zum Behuf weiterer Besprechung, bei dem zu diesem Ende unterzeichneten Verfasser gegenwärtigen Aufsatzes melden zu wollen.

Eine Probe, wie solche Arbeiten vielleicht mit Erfolg angebahnt und in das unglaubliche Chaos abweichender Vorschriften wenigstens einiges Licht gebracht werden könnte, möchte derselbe dem einheimischen Publikum in nachstehender Uebersicht der Bündnerischen Testaments-Gesetze zur Beurtheilung vorlegen, welcher er allmählig andere ähnliche Bruchstücke nachfolgen zu lassen gedenkt, wenn diese Art von Mittheilung aus dem Innern unseres bürgerlichen Zustandes sich einiger Theilnahme erfreuen sollte.

Eine Uebersicht und Charakteristik unserer Statuten überhaupt, nach Inhalt, Form, Ursprung und bestehender Geltung, würde den Raum dieser Blätter allzusehr überschreiten und muß also einer besondern gelegentlichen Darstellung vorbehalten bleiben. Noch fehlen zu einer solchen mancherlei Angaben und Aufschlüsse, die sich erst allmählig, und vermuthlich nur durch vereintes Zusammenwirken, werden erzielen lassen.

Chur, 20 Okt. 1829. J. F. v. Tscharner.

Hauptübersicht der statutarischen Festsetzungen über Testamente, Vermächtnisse oder Aufgemächte, nach Bündnerischen Rechten.

Vorerinnerungen.

1. Testament, Vermächtniß, Aufgemächt, wird in Bünden gleichbedeutend für jede lezte Willenserklärung genommen, wodurch ein Erblasser jemanden auf den Todesfall etwas zuwendet. Hingegen ist bekanntlich nach gemeinen Rechten, das eigentliche Testament vom Legat unterschieden.

Derjenige, so ein Vermächtniß macht, heißt der Testator, derjenige, so es empfängt, ein Testamentserbe, wenn es das Ganze oder einen Bruchantheil des Ganzen (z. B. ⅓, ¼) einer Verlassenschaft, ein Legatar, wenn es bestimmte Gegenstände oder Summen betrifft. Wir könnten in beiden Fällen sagen: Vermächtnißnehmer. Die Schrift, worin ein Testament im gemeinrechtlichen Sinn enthalten ist, heißt gleichfalls Testament, jene, worin bloß Legate, oder andere Verfügungen, z. B. über Abtheilung der Güter, Nießbrauch auf Lebensdauer oder für bestimmte Zeit u. dgl. vorkommen, heißt ein Codicill. Dieser Ausdrücke bedient sich bei uns nur das nach gemeinem Recht abgefaßte Statut von Poschiavo.

Diejenigen Erben, so die Verlassenschaft ohne Vermächtniß bekommen, heißen die gesezlichen, oder natürlichen, oder Intestaterben. Diejenigen unter ihnen, welche etwas bekommen müssen, heißen Notherben, und das, was ihnen als Mindestes (minimum) nothwendig zufallen muß, ihr Pflichttheil (legitima).

In Bünden sind in der Regel alle gesezlichen Erben Notherben, außer nach dem Oberbunds=Artikel, bei Vermächtnissen des Vorschlags, wenn keine Leibeserben vorhanden sind, und in Misox, sofern keine widersprechende Uebung entgegen steht, überhaupt; denn in allen andern Fällen und Orten ist das Aufmachen der ganzen Verlassenschaft untersagt. Auch da, wo bei Kirchen und frommen Stiftungen keine ausdrückliche Einschränkung vorkommt, dürfte einige Ermäßigung doch im Geist des Gesetzes und wahrscheinlich auch der Gerichtsübung liegen.

2. Alle Gesetze über Vermächtnisse betreffen aber entweder:

a. die Fähigkeit zu testamentiren überhaupt, worüber sie z. B. festsetzen, daß nur volljährige Personen, die eignes Rechtens, und bei vollem Gebrauch der Geisteskräfte sind, dieses Recht ausüben können; — sodann

b. die Art der Mittheilung, Abfassung und Beglaubigung, die sogenannte Form des Testaments, wobei sie zum Zweck haben, den wirklichen, wahren und ernstlichen Willen des Testators zu beurkunden, welchem die genaue Beobachtung dieser Formen zum rechtsgültigen Beweise dienen soll, wie z. B. die Vorschrift zweier oder mehrerer Zeugen u. dgl.; — oder sie betreffen

c. den Inhalt, die Materie, das Wesen der testamentarischen Verfügungen selbst, wobei sie beabsichtigen, für die Berechtigung zu derselben solche Gränzen und Bedingungen festzusetzen, welche der Testator nicht überschreiten darf, wie z. B. daß er nur bis auf $\frac{1}{10}$ des ererbten Vermögens vermachen möge u. s. w.

Endlich gibt es Anordnungen:

d. über die obervormundschaftliche Gewalt der Obrigkeiten in Bestätigung, Ermäßigung oder Aufhebung erlassener leztwilliger Verfügungen, welche sowohl von der richterlichen Entscheidung als von der bloßen amtlichen Beglaubigung unterschieden werden muß; denn durch die lezte wird nur bezeugt, daß etwas vermacht worden; durch die andre wird ein erwachsener Streit darüber nach dem Absterben des Erblassers in aller Form Rechtens erledigt; aber durch die erste dieser Befugnisse erhält die Obrigkeit das Recht, vor entstehendem Streit schon bei Lebzeiten des Testators ohne Gerichtsverhandlung zu erklären, ob seine Verfügung in Kräften bestehen möge oder nicht. Merkwürdig genug, besitzen Bündnerische Obrigkeiten in gar vielen Gerichten dieses wichtige Recht in weit ausgedehnterm Maße als anderwärts üblich ist, gleichsam als natürliche Schiedsrichter, Vertraute und Rathgeber ihrer Gemeindsgenossen, zur Verhütung von Uebereilung und Unbilligkeit.

3. Die geschriebenen Bündnerischen Testaments-Gesetze sind weder in allen Bünden noch Hochgerichten gleich, sondern weichen, nach Ausweis der Bundsartikel, Statuten, Land- und Stadtbücher, mehr oder minder bedeutend von einander ab.

Allgemeine Landesgesetze sind über das Testamentiren keine vorhanden.

Bundes-Artikel bestehen im Obern und Zehngerichtenbund; —

Statutarische Bestimmungen in jedem Hochgericht des Gotteshausbundes vom andern unabhängig, und in einigen der übrigen als Ergänzung oder nähere Be-

stimmung der Bundsartikel. Selbst einzelne Gemeinden in gewissen Hochgerichten z. B. Maienfeld, haben ihre eigenthümlichen Nebenbestimmungen über besondere Punkte. Von diesen Statuten haben diejenigen der Italienischen Landestheile, welche länger unter Lombardischer Herrschaft standen (Poschiavo und Misox), mehr vom Römischen, alle übrigen, auch Romanischen und Italienischen, selbst im jenseitigen Bergell, weil sie schon früh zu Deutschen Landen gehörten, mehr vom ursprünglich Deutschen Recht angenommen, welches sich selbst in der Sprache durch vielfältige Germanismen kund thut.

4. Bei dieser großen Verschiedenheit, die vielleicht durch abweichende Uebungen oder ungeschriebene Gesetze noch mannigfaltiger geworden ist, scheinen doch gewisse übereinstimmende Hauptansichten fast durchgängig obzuwalten, die sich in folgender Uebersicht ziemlich befriedigend darstellen lassen.

Dieselbe ist nach folgenden Regeln eingerichtet:

a. Die über einen Punkt stillschweigenden Statuten werden bei demselben gar nicht angeführt.

b. Den darüber verfügenden werden jene übereinstimmenden Hauptgrundsätze bestmöglich enthoben und als allgemeine aufgestellt, welchen man sowohl die besondern Zusätze als Abweichungen der einzelnen anreihet.

c. Bünde oder Gerichte, deren Statuten bloß den Hauptsatz ohne wesentliche Verschiedenheit oder weitere Ausführung enthalten, werden nur benannt. Wo mehr oder minder oder etwas anderes vorkommt, wird es möglichst wörtlich, doch in gedrängter Kürze, angeführt.

d. Ganz unwesentliche oder ins Kleine gehende, oder selten anwendbare Nebenbestimmungen sind weggelassen.

Statutarische Vorschriften über Testamente.

I. In Betreff der persönlichen Fähigkeit, gelten folgende allgemeine Grundsätze:

1. Daß nur von selbständigen und selbst berathungsfähigen Personen (die eignes Rechtens sind) testirt werden möge; von Unselbständigen gar nicht, oder nur mit obrigkeitlicher Zustimmung.

Oberbund gestattet es überhaupt nur den nach allgemeinen Rechten dazu fähigen Personen.

Misox: Frauen vermachen nur mit Ehmanns- oder Vogts Willen, außer L. 50. — zu frommen Zwecken.

Chur: Wer Leibeserben hat, oder in elterlicher oder vögtlicher Gewalt steht, nur mit obrigkeitlicher Zustimmung, wenn über $1/10$.

Oberengadin läßt Kinder unter 16 Jahr gar nicht, selbst nicht den Eltern testiren.

Poschiavo erklärt ganz unfähig: Verrückte (ohne lichte Augenblicke), Taubstumme, gerichtlich erklärte Verschwender, Unmündige bis zu erfülltem 14tem Jahr, endlich Empörer und Staatsverräther, Capitaliter Verbannte (soferne es deren Vermögen im Hochgericht betrifft.) — Nur mit obrigkeitlicher Zustimmung: Minderjährige über 14 Jahr, — dann zum Tod Verurtheilte, wenn das Vermögen nicht confiscirt ist.

2. nur bei gesundem Verstand. (Chur. Remüs.)

Einige wollen außer diesem: auch nur bei gesundem Leib, insbesondere nicht auf dem Todbett;
(Obervatz. Stalla. Avers. Davos.)
hingegen andre ausdrücklich auch auf dem Todbett;
(Misox. Closters.)

3. ungedrungen und ungereizt (ohne Zwang, Ueberdrang, Ueberredung)

(Oberbund. Chur. Misox verlangt ausdrückliche Bescheinigung darüber.)

II. **In Betreff der Form** (Mittheilung, Abfassung und Beglaubigung) kann man folgende allgemeine Grundsätze annehmen:

1. Daß das Gesetz zwar nur den Beweis der Thatsache einer lezten Willenseröffnung, mit Beseitigung überflüssiger Förmlichkeiten oder Feierlichkeiten beabsichtige, dennoch aber:

2. Für diesen Beweis einige positive, mehr oder minder eigenthümliche, doch immer aus der Natur der Sache entspringende Vorschriften aufstelle.

Hauptausnahme: Poschiavo, wo bei Vermächtnissen über L. 50. — die umständlichern gemeinrechtlichen Formen, wenn auch zum Beweis nicht nothwendig, beobachtet werden müssen, und zwar:

a. für mündliche Eröffnung: Notariatsinstrument, Einheit der Handlung, sieben männliche, glaubwürdige, dazu erbetene Zeugen, die den Testator während der Eröffnung sehen und hören, nicht im zweiten canonischen Grad oder näher mit ihm verwandt sind. Bei Codicillen und Schenkungen von Todeswegen nur fünf Zeugen wie oben.

Testamente außer Poschiavo errichtet, gelten der Form nach, wenn dem Ortsgesetze entsprechend, wo testirt wird.

b. Für schriftliche Testamente: Daß sie vom Testator oder einem von ihm Beauftragten geschrieben, auch von jenem oder diesem unterschrieben und besiegelt seyen; — sodann gleichfalls Einheit der Handlung (bei der mündlichen Bestätigung?) mit sieben Zeugen wie oben, so bei der Verfügung nicht unmittelbar betroffen sind, und mit Unterschrift und Siegel die mündliche Bestätigung der Schrift durch den Testator gehört und gesehen zu haben bescheinigen.

Misox nähert sich dieser umständlichern Form durch eigne Bestimmungen.

3. Gemeingültige Bündnerische Testamentsformen sind:

a. mündliche Erklärung des Testators:

a) vor gesammter Obrigkeit.

(Fünf Dörfer. Remüs. Maienfeld. Inner-Belfort.)

b) vor Gerichtsgliedern oder geschwornen Schreibern.

(Misor verlangt Notariatsinstrument mit drei Zeugen, einem oder zweien Verwandten, einem oder zweien Gerichtsgliedern.

Chur, bei Schreibensunkundigen, einen geschwornen Schreiber zur Abfassung.)

c) vor vollgültigen Privatzeugen.

(Oberbund verlangt zwei; Misor in Nothfällen [abgelegnen Orten, Pestgefahr u. a. m.] nur Einen; Chur, bei Schreibensunkundigen, drei; Remüs Zeugen, ohne Zahlbestimmung; Untertasna Verschreibung vor drei Zeugen.)

b. schriftliche Erklärung des Testators:

1) durch eigenhändige Abfassung und eigenhändige Unterschrift;

(Oberbund. — Chur, doch mit beigedrücktem Pettschaft.)

2) Durch bloße Unterzeichnug der von einer unpartheiischen Gerichtsperson, aus Auftrag des Testators, abgefaßten Schrift;

(Oberbund.)

Bemerkung. In dieser ganzen Materie weicht das Bündnerische Recht außer Poschiavo höchst wesentlich vom Gemeinen (Römisch-Deutschen) ab, welches, durch Beibehaltung alterthümlicher Formen, deren ursprünglicher Zweck beim Volke selbst längst verschwunden und kaum den Gelehrten erklärbar geblieben ist, zum Theil solche Erfordernisse aufstellt, die zum Beweis keineswegs nothwendig sind, wie die übermäßig große Anzahl von Zeugen u. a. m. Man darf daher mit Grund folgern, daß

hierin das Gemeine Recht nicht als positives Hülfsrecht angerufen, und demnach, wo nichts vorgeschrieben ist, in Betreff der Form nur ein gewöhnlicher Beweis, nach allgemeinen Grundsätzen, wie z. B. bei Verträgen, sey es durch Urkunden, oder Zeugen, verlangt werden dürfe. Aber zur Beleuchtung der natürlichen Erforderniße, z. B. daß die Zeugen den Testator während der Eröffnung seines Willens selbst sehen und hören sollten, und dergl., bleibt jenes Gemeine Recht immerdar ein brauchbarer und empfehlungswerther Rathgeber.

III. In Betreff des Inhalts (der Verfügungen selbst) ergeben sich folgende Hauptgrundsätze:

1. Daß das Testamentiren (Vermachen, Aufmachen überhaupt) als eine Ausnahme von der sogenannten natürlichen oder Intestaterbfolge der nächsten Blutsverwandten betrachtet, demnach vom Gesetzgeber oder vom Richter erst erlaubt oder genehmigt werden müsse.

Daher die Folge, daß an mehrern Orten noch besondere obrigkeitliche Prüfung, Bestätigung und Ermäßigung eintritt (vide IV.)

Daher auch an einigen die Beschränkung der Schenkungen, selbst unter Lebenden.

(Chur überhaupt. Oberengadin in der Bestimmung der Morgengabe.)

Bemerkung. Auch hierin weicht unser Statutar-Recht (Poschiavo mitbegriffen, aber Misor ausgenommen) sehr wesentlich vom Gemeinen Recht ab, welches vielmehr, seiner Römischen Grundlage nach, von dem entgegengesezten Standpunkt ausgeht, welcher die testamentarische Erbfolge als Regel und die der Intestaterben als Ausnahme ansieht, daher auch jene mehr als diese begünstigt. Unsere Rechtsansicht beruht theils auf ursprünglich Deutschen Grundsätzen überhaupt, theils, und vermuthlich vorzugsweise, auf unserer democratischen Verfassung, die in der freien Verfügung auf den Todesfall mancherlei Nachtheile für die wünschbare Gleichheit der Vermögensumstände, so wie für die Ruhe der Familien finden mochte.

2. Daß bloß **lebenslängliche** Vermächtnisse (für Nießbrauch, Genuß, Nutznießung auf Lebenszeit oder für den Wittwenstand) zuläßlicher sind, als **eigenthümliche**.

3. Daß Verfügungen über den **Vorschlag** (Errungnes, selbsterworbenes Vermögen) **weiter** gehen dürfen, als über **ererbtes** Gut.

Bemerkung. Dieser Unterschied, im Römischen Recht (außer bei Familiensöhnen) durchaus unbekannt, beruht wie mehrere andre unsrer Rechtsansichten, z. B. vom Zug der Verwandten, auf dem Deutschen Familienrechte bei Stammgütern, welches freilich hierin wesentlich umgestaltet erscheint.

4. Daß **Leibeserben** weniger zurückgesezt werden dürfen als andere.

(Welches von Römischen wie von Deutschen Gesetzgebern der natürlichen Billigkeit angemessen erkannt war.)

Die Anwendung dieser Grundsätze nach **Maß**, **Zahl** und **Bedingungen** im Einzelnen, ist sehr mannigfaltig und abweichend.

Bestimmtere Uebersicht.

A. Lebenslängliche Nutznießung überhaupt,

1. **Zwischen Eheleuten**, wird am meisten und fast allgemein begünstigt, und zwar:

a. **unbedingt**, kraft gegenseitiger Ehpacten oder einseitiger Verfügung, ohne oder mit Leibeserben, sogar bei einer zweiten Verehlichung; durch Gewohnheitsrecht, wenn auch ohne geschriebene Gesetze, mehrentheils als gültig anerkannt und beobachtet.

Die Gültigkeit solcher Verfügungen dürfte sich vielleicht überall als **Regel** behaupten, wo kein Statut sie einschränkt.

b. mit Beschränkung im Betrag hin und wieder; (Avers gestattet die Hälfte des Guts; Oberengadin nur das Haus; Remüs fl. 400. — an Liegendem, nebst allem Fahrenden und Lebensmitteln, diese ohne Rückvergutung; Closters in ziemlichem Maß; Inner-Belfort 100 Kronen.)

c. mit Vorbehalt der Ansprache dürftiger Verwandten; (Oberbund.)

d. nur gegenseitig (Oberbund, Davos) oder auch einseitig (Oberengadin, Remüs).

e. nur ohne Leibeserben (Oberbund, Avers, Ober-Engadin, Obtasna, Remüs, Außer-Belfort)
oder auch mit solchen (Innerbelfort)

f. nur für den Wittwenstand (Avers, Ober-Engadin, Obtasna, Remüs.)

g. nur mit obrigkeitlicher Gutheißung (Inner- und Außerbelfort, Stadt Maienfeld);

h. mit ausdrücklicher Vorschrift der Inventur, unverböserten Rückfalls (Oberbund, Ober-Engadin) und genugsamer Sicherstellung (Oberbund.)

2. Zwischen Verwandten, nur an einigen Orten;

(Oberbund hält kinderlose Geschwister wie Ehleute; Außerbelfort läßt bei allen Verwandten, im Verhältniß der Verdienste des Empfängers und der Mittel des Gebers, Nießbrauchsvermächtnisse zu.)

B. Ererbtes Gut, eigenthümlich zu vermachen,

Ist entweder gar nicht, oder nur in sehr beschränktem Maß, oder nur in wenigen bestimmten Fällen gestattet.

Hauptausnahme scheint Misox zu machen, wo keine Einschränkung vorkommt.

1. Gar nicht, im ganzen Zehngerichtenbund, wenn man von der ausdrücklichen beschränkten Erlaubniß beim Vorschlag auf Nichterlaubniß beim Ererbten überhaupt schließen darf.

Besondere Ausnahmen in den einzelnen Gerichten müssen hingegen ohne Zweifel anerkannt werden.

2. In beschränktem Maß, und zwar

a. zu Einem Drittel, mit oder ohne Leibeserben, doch mit einiger Unterscheidung in Neben-Bestimmungen (Poschiavo.)

b. zu Einem Zehntel,

(Oberbund, mit Vorbehalt der Enterbungsfälle nach gemeinem Recht. Chur, ohne Vorbehalt.)

c. in bestimmter Summe,

(Bergell gestattet einem Mann bis auf L. 50, einer Frau bis L. 25. zu verfügen.)

3. In bestimmten Fällen, für besonders begünstigte Personen, worunter:

a. Ehgatten, unter verschiedenartigen Einschränkungen,

(Obervaß, mit Rath des Gerichts; Oberhalbstein bis fl. 50; Avers auf den Fall des Mangels; Oberengadin, läßt sie, wenn keine Morgengabe ausgesezt ist, gegenseitg 5 % vom Vermögen vermachen; sonst (bloß für die Frau?) es bei jener bewenden. Untertasna gestattet Gatten gegenseitig fl. 100, Brautleuten 10 % vom Vermögen. Davos, unbedingt, wenn nicht vielleicht bloße Nutznießung zu verstehen; Closters nur mit Willen der Erben.)

b. Eltern (Oberhalbstein bis fl. 50; — Ober-Engadin von Kindern über 16 Jahr bis 1/10.)

c. Kinder überhaupt (Oberengadin 1/10 einem od. mehrern zusammen; Innerbelfort bis fl. 25.)

und der Erziehung wegen insbesondere,

(Oberhalbstein wegen Ungleichheit in genossenem Schulunterricht, oder in geleisteter Hülfe, doch nicht über 3 %. Remüs bis fl. 40.)

d. Söhne insbesondere; (wenn für die Kanzel bestimmt. Remüs.)

(Mannsvortheil überhaupt gestattet mit obrigkeitlicher Bewilligung, Zehngerichtenbund.)

(Obtasna, ohne diese Erforderniß, unbedingt, selbst für Seitenlinien, in adelichen Häusern.)

e. Unehliche (heißen auch ledige) Kinder, mögen vom Vater, weil sie ihn nicht gesezlich erben können, bedacht werden, doch mit Rückfall auf den ehlichen Stamm, wenn sie ohne ehliche Nachkommen sterben.

(Avers. Bergell bis ⅕ des ehlichen Erbtheils. X Ger. Bund überhaupt. Malans und Jenins nur mit Willen der Verwandten oder Gutheißen der Obrigkeit. Closters ebenso, doch zu Handwerk oder Erziehung ohne Begränzung.)

f. Andre Erben (Oberengadin 5 %.)

g. Fromme Stiftungen (Kirchen und Arme meistens allein benannt)

(Remüs, Kirchen ohne Einschränkung. Münsterthal, Kirchen bis fl. 100, wenn ohne Leibeserben. Saas, Armen und Pfrund ohne Einschränkung. Oberhalbstein, Kirchen, doch mit Zugrecht. Oberengadin, Kirchen, von Kinderlosen die Hälfte, von andern ⅓. Obtasna, Kirchen fl. 300. Untertasna, von Kinderlosen zu frommen Zwecken ohne Einschränkung. Stadt Maienfeld, läßt verschaffen um Gottes willen, nach Ermessen der Obrigkeit. Außerbelfort, mit Bescheidenheit.)

C. Vorschlag eigenthümlich zu vermachen,

Ist fast durchgehends mit minderer Einschränkung als beim Ererbten, doch freier, wenn ohne, weniger frei, wenn mit Leibeserben, gestattet.

(Oberbund, mit Leibeserben ⅓, ohne solche ganz frei. Zehngerichtenbund, mit Leibeserben nichts, ohne solche ⅓. Chur, mit Leibeserben, oder wenn der Testator nicht eignen Rechtens, ⅒, und was mehr nur mit obrigkeitlicher Gutheißung. Fürstenau und Ortenstein im Kriegsdienst Erworbenes frei laut gemeinem Recht (als bona castrensia). Obtasna, für Kirchen fl. 600. Untertasna, vom Vater dem Sohn fl. 200. Münsterthal, Ehgatten oder Verwandten ¼.)

IV. Bestätigungs- und Ermäßigungs-Befugniß der Obrigkeit,

(unabhängig von der bloßen Beglaubigung) tritt ein:

a. bei allen Vermächtnissen,
(In den Fünf Dörfern, wo dem Landrath, nicht den Gerichten, nach Anhörung beider Theile, der Entscheid zukommt.)

b. wenn Leibeserben vorhanden,
(In Chur, sobald es über 1/10 vom Vorschlag geht.)

c. Bei Verfügung unselbständiger Personen,
(In Chur, sobald über 1/10 vom Vorschlag. In Poschiavo, bei Minderjährigen von 14—20 Jahren, dann auch bei Verurtheilten.)

d. Bei eintretendem Bedürfniß der natürlichen Erben, (im Obernbund.)

e. Bei Vermächtnissen der Eheleute,
(in Außer- und Innerbelfort, Stadt Maienfeld.)

f. Bei Begünstigung unehlicher Kinder,
(in Malans und Jenins.)

Es ist nicht schwer einzusehen, daß, trotz der bedeutenden und mannigfaltigen Abweichungen in Neben-Bestimmungen, doch eine gewisse Gemeinschaftlichkeit in Hauptansichten aus diesem unserm Statutarrecht hervorleuchtet, welche ein gleiches und gemeinsames Gesetz über die testamentarische Erbfolge zu den leichtern Aufgaben unserer Gesetzgebung machen würde, weil kein Bund oder Hochgericht dabei allzuviel von seinem Eigenthümlichen aufopfern müßte. Weit schwieriger wäre allerdings ein solches über die Intestaterbfolge, worüber ein andermal Bemerkungen folgen dürften, wenn Anregungen dieser Art den Lesern des Volksblattes von Interesse scheinen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 21: Lenz.

Chur, in der Otto'schen Buchdruckerei.

Bündnerisches Volksblatt

zur

Belehrung und Unterhaltung.

Montag, Nro. 23. 9 November 1829.

Ueber Tanzgelagen an Sonn- und Feiertagen.

Ein Gespräch
zwischen Ammann Peter und Gschworna Bartli.

A. P. Willkomma Vetter Gschworna! Was giebt's Neues in der Welt?

G. B. Wahrschinlich viel, das ich nicht weiß. Indessen etwas Neues hab' ich eben jezt erfahren, das mich sehr wenig freut, das mich sogar recht herzlich ärgern kann.

A. P. Und was denn wohl? Wir wollen doch nicht hoffen, daß der Türkenkrieg noch ein Mal losgebrochen und uns schon nahe sey, denn das würde auch mich sehr wenig freuen. Ich kenne wohl die alte Sage, daß auf dem Felde bei Igis dereinst noch die Türken aufs Haupt geschlagen werden sollen; ist's vielleicht jezt schon an der Zeit, dann wandre ich aus, weil ich die Türken und den Türkenkrieg wie's böse Wesen fürchte. Sagt Gschworna Bartli, ist das, was euch kümmert?

G. B. Hm! Der Türken**krieg** keineswegs, ob aber nicht ein Türken**leben** bei uns sich nisten wolle, dafür möchte ich nicht bürgen, nach meinen schwachen Einsichten

zu urtheilen, geht es allerdings seit ein paar Jahren ein Bißchen zu kraus her in unserm Dorfe.

A. P. Unser lieber Vetter Gschworna will, glaub' ich, gar eine neue Jeremiade zu Tage fördern! Unsere Leute sind ja doch um kein Haar schlechter, als andere ehrliche Leute in der Welt.

A. B. Dagegen hab' ich freilich gar nichts einzuwenden, zumal es mir auch viel zu schwer seyn würde, das Gute oder Böse an unsern oder andern Leuten der Höhe und der Breite nach so auf ein Haar hinauszumessen — Doch wolltet Ihr behaupten, werther Herr Vetter Ammann! daß unsere Leute auf die schon begonnene Weise nicht nach und nach ausgelassener und jämmerlicher werden, so hätt' ich freilich Manches einzuwenden.

A. P. Und was denn wohl?

G. B. Für jezt nur, über einen Punkt, weßwegen ich auch hergekommen bin. So eben hörte ich, es soll nächsten Sonntag wieder Spiel und Tanz seyn auf unserm Rathhause, der Herr Vetter Ammann habe schon Erlaubniß dazu gegeben — und ich meinte doch, lieber Herr Vetter Ammann, das sollte nicht so seyn.

A. P. Ich kenne kein Gesetz, das unsern Leuten das Tanzen verbietet — das Gesetz sagt nur: „Ohne Erlaubniß des Ammanns soll an Sonn- und Festtagen nicht getanzt werden." Und ich sehe gar nicht ein, warum ich unsern lieben jungen Leuten diese Freude nicht hätte erlauben sollen. Tanzen ist ja gar nichts Böses; in aller Welt und in allen Zeiten ist getanzt worden, und bis heute hab' ich nie gehört, daß eben dieses ganze Gemeinden, oder gar noch ganze Staaten ins Verderben stürze. Gäbe es nur nichts Schlimmeres und Gefährlicheres in der Welt, als Tanzen

ist, so dürften wir beide, lieber Herr Vetter Gschworna! wohl ganz ruhig schlafen. Denkt nur an den Mann nach dem Herzen Gottes, an den König David, hat der nicht auch vor der Bundeslade getanzt und die Harfe dazu geschlagen, daß es eine Lust und Freude war zu hören. Ja wohl tanzen! Hab' auch viel in meiner Jugend gehüpft und gesprungen, lebe doch noch und Ihr nicht minder.

G. V. Werthester Herr Vetter Amman! Ihr scheint mich nicht recht verstanden zu haben. Mag das Tanzen an und für sich selbst ein ganz unschuldiges, unschädliches, und, wenn Ihr wollet, meinetwegen sogar ein recht empfehlenswerthes Vergnügen seyn; mögen unsere jungen Leute tanzen, so viel sie wollen — und meinetwegen auch die Alten, wofern sie noch Lust und Kraft zu einem Hopper oder Appenzeller haben sollten, dagegen habe ich, für heute wenigstens, nicht das Mindeste einwenden wollen. Es ist da jezt ja nicht von Tanzen überhaupt die Rede, sondern vielmehr nur von Sonn- und Festtagstanzparthien und zwar besonders jezt von solchen Sonn- und Festtags-Tanzgeschichten, wie wir sie namentlich in unserm Dorfe seit einiger Zeit so häufig haben. Diese wollen mir, das muß ich frei bekennen, nicht recht wohl gefallen.

A. P. Und warum denn wohl?

G. V. Vorerst einmal darum, weil solche lärmende Lustbarkeiten die Sabbathsruhe stören, mit einer würdigen Sabbathsfeier durchaus unvereinbar sind.

A. P. Der Sabbath ist ja um des Menschen willen da, und nicht der Mensch um des Sabbaths willen.

G. V. Das wohl, doch offenbar nicht dazu ist die Sabbathsfeier angeordnet worden, damit der Mensch so frei von andern Sorgen, Mühen und Geschäften an

diesem Tage nach Herzenslust und Gust tanzen könne oder gar tanzen solle — sonst hätte doch wahrlich die Sabbathsfeier einen armseligen Zweck.

A. P. Aber saget mir denn doch Herr Vetter Gschworna, ob es nicht besser sey, am Sonntag nach Mittag ein paar Stündchen zu tanzen, als in andern Gesellschaften ausrichten, lügen, verläumden oder aber noch auf andere Weise so recht unsaubere Geschwäze führen.

G. V. Saget gerade noch dazu: stehlen, morden, Kirchen und Klöster berauben, es geht in einem Athemzuge — Doch das versteht sich wohl von selbst, daß man nicht deswegen nur das Tanzen aufgeben soll, um dann recht lügen und verläumden oder andere unsaubere Geschwäze führen zu können, um so weniger, als dies alles bei Tanzparthien eben so gedeihlich geübt werden kann und gar oft eben so stattlich geübt wird, als in jeder andern Gesellschaft.

A. V. In Sachen der Religion mische ich mich als Ammann gar nicht ein. Die Obrigkeit hat dafür zu sorgen, daß die bürgerlichen Gesetze gehandhabt werden, daß bürgerliche Ordnung und Wohlfahrt immer mehr gedeihen. Für Religion, für Frömmigkeit und Tugend mag der Herr Pfarrer sorgen, das ist nicht unseres Amtes.

G. V. Hm! So scheint es eben. Ich meinte aber, es sollte Sache jeder Obrigkeit seyn, und zwar die erste und wichtigste Angelegenheit seyn — wie sie es auch so vielen wackern Obrigkeiten unsers Landes ist — religiösen Glauben und Sittlichkeit fördern und schützen zu helfen. Ohne dies wird bürgerliche Ordnung und Wohlfahrt wahrlich nie und nirgends gegründet werden und gedeihen können.

A. P. Herr Vetter! Ihr steckt immer bei unserm Herren Pfarrer, sonst könntet Ihr nicht so schön predigen ha! ha! Ich will wetten, Ihr seyd heute wieder bei ihm gewesen und habt Euch das Gewissen ein Bißchen aufrütteln lassen — Er hat mir lezthin eine ähnliche Predigt gehalten, aber zum Glück nichts ausgerichtet.

G. V. Erlaubet Herr Vetter Ammann. Ich komme so eben geradenwegs vom Hause. Doch wollt Ihr, wie es scheint, darüber lieber nicht weiter eingehen, so wollen wir von bürgerlicher Ordnung und Wohlfahrt sprechen, welche zu fördern, wie Ihr selber saget, eben Sache der Obrigkeit ist. Da werdet Ihr mir aber doch zugeben, daß Geld verschwenden, Saufen, Zotenreißen, Unzucht u. dergl. doch nicht eigentlich zur bürgerlichen Ordnung und Wohlfahrt gehören — oder wie?

A. P. Das versteht sich wohl von selbst. Aber mein lieber Herr Vetter Gschworna! wer solches Zeug treiben will, der wird schon anderwärts sich schadlos halten und findet auch fast überall eben so viel oder mehr Gelegenheit dazu, als bei diesen Euch so verhaßten Sonntagstänzen.

G. V. So denk' ich nicht. Nach meiner Ansicht sind eben unsre Sonn- und Festtagstanzparthien vorzüglich geeignet, solches Zeug zu fördern.

A. P. Und wie denn wohl?

G. V. Sehet, werther Herr Vetter Ammann! in vielen Gemeinden unseres Kantons ist Tanzen an Sonn- und Festtagen verboten. Wie nun in unserer Gemeinde eine Tanzparthie angezettelt wird, so wird das gleich in den benachbarten Gemeinden bekannt, und ganze Schaaren junger Leute strömen treulich jedes Mal herbei, um auch an diesen Festfreuden Theil zu nehmen. Und was für

Leute sind es gewöhnlich? Sehr selten wird ein ordentlicher Sohn oder eine ordentliche Tochter dabei erscheinen, weil sie es für unschicklich halten. Meistens kommt nur so das leichteste und liederlichste Gesindel, dem es eben an andern Orten nicht lustig und lärmend genug hergeht.

A. P. Das ist freilich richtig.

G. B. So mußte ich namentlich vor kurzer Zeit mit eigenen Augen sehen, wie sogar unsere sehr werthe Jungfer Baas Margreth, die, wie man sagt, von unserm Herrn Vetter Ammann manchmal gern Besuche annimmt, auch des Herrn Vetter Ammann Fluri's Jungfer Nanette und so viele wackere junge Leute unseres Dorfes mit dem Schwager und mit der Nepotin des Schinders mit dem Spengler-Vreni, das bekanntlich schon ein uneheliches Kind hat, mit dem Häfeli Babi, das voriges Jahr noch, wie Ihr wißt, in Eurer Küche ein Paar Würste einsackte, und vielen andern ehrlichen Leuten dieses Schlages und Gelichters auf einem und demselben Tanzboden der Sonntagsfeier und des Lebens sich freuten. Schon das hat mir denn freilich nicht recht wohl gefallen wollen.

A. P. Aber Vetter Gschworna, saget mir denn doch im Ernst, ist Jungfer Margreth denn auch dabei gewesen?

G. B. Allerdings ist sie dabei gewesen; meldet ihr nur frei, ich habe es Euch gesagt, und lasse ihr rathen, in Zukunft lieber unserm Herrn Vetter Ammann Gesellschaft zu leisten, als zu solchem Janhagel hinzugehen.

A. P. Nun das will ich ihr auch sagen.

G. B. In einer solchen Gesellschaft hätt' ich doch vor alten Zeiten, wo ich auch noch so auf Freiersfüßen wandelte, wie jezt etwa unser Herr Vetter, meine lieben Leute nicht gerne sehen mögen: denn daß bei

solchen Geschichten unbändig gezecht und gesoffen wird, daß da gewöhnlich der König ist, der am schmuzigsten schwazen, am frechsten ausrichten, lügen und verläumden kann, wird der Herr Vetter doch nicht in Abrede seyn wollen —

A. P. Das ist freilich richtig. Allein ich denke, auch bei Werktagstänzen und andern Zusammenkünften unsrer jungen Leute wirds nicht viel besser gehen.

G. B. Allerdings um vieles würde es besser gehen. Da käme doch die ganze Schaar jenes fremden Gesindels nicht mehr her. An Sonntagen hätten solche nichts mehr da zu suchen, und an Werktagen hätten sie dazu nicht Zeit, weil sie da arbeiten müssen, damit sie auch was zu beißen und zu brechen haben.

A. P. Wir haben aber solchen Gesindels auch in unserm eignen Dorfe.

G. B. Das freilich wohl, doch diese kennt man schon. Darum dürfen sie bei uns doch lange nicht so frech seyn, als jene Fremden; und wären sie es auch, so wirkt ihr Beispiel dennoch ungleich weniger verderblich, weil ihrem Zotenreißen und ihrem ganzen abgeschmackten Zeug doch wenigstens der Reiz der Neuheit fehlt. Sehen wir nur unsere jungen Leute bei ihren Sonntagsgesellschaften allein, so sind sie ja meistens ziemlich still und ordentlich. Auch bei Werktagstänzen, die ohne das schon wegen Müdigkeit sehr selten sind, tanzen sie höchstens Abends ein paar Stündchen, berauschen sich da selten oder nie und kehren still und ordentlich nach Haus. Wie sieht's dagegen bei jenen Sonntagstanzpartien aus? Da wird wohl beinahe jedes Mal bis spät in die Nacht hinein, oft bis am hellen Morgen entweder im

Tanzhause selbst oder aber auf den Gassen herum ein Unwesen getrieben, daß man fast meinen möchte, die Pforten der Hölle wären gesprengt worden, und alle bösen Geister hätten dort Reißaus genommen, um auch da ihr Unwesen zu treiben, die friedliche Stille der Nacht zu unterbrechen, die nöthige Ruhe dem Müden zu rauben, und alles, was sie losbringen im Dorfe, zu verhunzen und zu verderben. Saget mir denn doch lieber Herr Vetter Ammann, gehört denn auch das zum Gedeihen der bürgerlichen Ordnung und Wohlfahrt?!

A. P. Das freilich nicht ganz.

G. B. Und noch mehr. Ihr waret lezten Donnerstag doch auch beim Consistorialgericht. Hat sich's da nicht gezeigt, daß unser Winkelmengi und Rodoblonzgi, die ohne diese saubern Bälle schwerlich einander je auch nur einmal im Leben gesehen haben würden, eben an einem solchen Sonntagstanze ihre erste Bekanntschaft gemacht, da Abrede getroffen zu einem Rendezvous im Eggenhäuschen für nächstfolgenden Abend, dort mit einander verbrecherische Unzucht getrieben, und so den Grund gelegt haben zu all den hundertfachen Teufeleien, die daraus erwachsen sind — und vielleicht noch erwachsen werden. Und Vetter Peters Nuscha hätte ihren schönen Bastard nicht, wenn sie nicht an einem solchen schönen Sonntagstanze den Vater dazu aufgegabelt hätte. Selbst Euer Herr Bruder, der liebe Herr Vetter Schreiber, hat jene hundert Weibergeschwäze und seine dadurch veranlaßten Injurienprozesse und den Verdacht, der doch noch lange auf ihm sitzen bleibt, wie Ihr wisset, einem solchen Feste zu verdanken — Doch das alles, denk' ich, zum bessern Gedeihen bürgerlicher Ordnung und Wohlfahrt.

A. P. Lieber Herr Vetter Gschworna! Ihr seyd immer ein guter Freund von meinem Vater selig gewesen und habt schon so oft gezeigt, wie wohl Ihr es auch mit mir meinet, deswegen darf ich jezt auch gegen Euch ganz offen seyn. Ich sehe jezt wohl ein, daß es in besprochenem Gegenstande anders seyn sollte, allein ich bin noch jung, möchte gern noch eine Zeitlang im Amte bleiben, und wünschte eben darum noch mehr, mit unsern Leuten auf einem freundschaftlichen Fuße zu leben, darum mag ich auch der ledigen Gesellschaft nicht gern ein Vergnügen abschlagen, an dem ihr doch so sehr gelegen ist.

G. V. Sehet, lieber Herr Vetter Ammann! Ihr kennet unsere Leute noch zu wenig. Alle ältern Leute im ganzen Dorfe, darauf könnt Ihr zählen, wünschten diese Sonntagstänze weg. Einige vielleicht nur ihrer eignen nächtlichen Ruhe wegen, Andere dann auch aus Sorgfalt für die Wohlfahrt ihrer Kinder — Selbst den jungen Leuten ist ja lange nicht so sehr ums Tanzen zu thun, als es Euch scheint. Sizt wo ein Geiger, so laufen sie hin, sizt keiner da, so ist's ihnen auch recht. Manche junge Leute gingen lieber gar nicht hin, und nehmen an solchen Lustparthien nur darum Theil, weil sie nicht durch ihr Zuhausebleiben sich auszeichnen, die Frommen oder Sonderlinge spielen wollen.

A. P. Das glaub' ich auch — Nur aus Freude an einem solchen Balle wäre Jungfer Margreth leztes Mal doch auch nicht hingegangen, meinte ich.

G. V. Und glaubet ja nicht, durch furchtsame Nachgiebigkeit oder ängstliche Gefälligkeit Euch Achtung und Zutrauen in der Gemeinde zu erwerben. Ihr wisset, wie der alte Ammann Hans immer auf Recht und Ordnung

hielt und manchem Ruhestörer mit dem Gesetze in der Hand oft so recht kräftig in den Weg trat, und doch da fast allgemein nicht nur gefürchtet, sondern auch geachtet und geliebt war bis zu seinem Tode. Und wie dagegen Herr Ammann Nutli bei aller seiner Freundlichkeit und Gefälligkeit gegen die Leute auch als Ammann fast rein nichts galt in der Gemeinde, eben weil er zu allem ja sagte und man sich nie auf ihn verlassen konnte. Zutrauen, Achtung und Liebe kann für Augenblicke wohl erschlichen, aber für die Dauer nie erschmeichelt, sondern nur durch wirkliche Verdienste um die Menschen erworben werden.

A. P. Das hat sich allerdings an diesen Männern deutlich gezeigt.

G. B. Und denkt nur, was muß das Volk von der Obrigkeit halten, wenn es unsern Catechismus erklären hört? Ihr wißt es wohl, unserm Volke gilt der Catechismus fast eben so viel als die Bibel. Wenn unsere Leute nun in diesem Catechismus lesen, oder im Jugendunterricht von den Kindern hören, „Spiel und Tanz am Sonntag sey Sabbathschändung." — Was bleibt ihnen da übrig? Das Wichtige von Nebendingen in der Bibel- und Catechismuslehre zu unterscheiden, vermögen die Meisten noch nicht — und so denken sie entweder: Wir dürfen diesen Büchern nicht trauen, wir und unsere Eltern und Voreltern sind jämmerlich getäuscht worden. Oder sie werden denken: Wir dürfen unserer Obrigkeit nicht trauen, denn sie hat keine Religion, sonst könnte sie doch nicht erlauben, was unsere heiligsten Bücher so ernstlich verbieten. Im ersten Falle wird die Sittlichkeit, Ruhe und Wohlfahrt des Volkes untergraben; im zweiten Falle ist Geringschätzung des Volkes gegen die Obrigkeit gewiß.

A. P. Das sehe ich ein, und bei nächster Gemeinds-Versammlung will ich darauf antragen, daß bei uns Spiel und Tanz an Sonn- und Festtagen gänzlich untersagt seyn sollen. Sehet nur, daß Ihr dann meinen Vorschlag kräftig unterstützet.

G. B. Das soll nicht fehlen.

A. P. Dann will ich aber auch noch Jungfer Margreth ein Bißchen necken.

— i. g. —

Graubünden nicht wie es ist, sondern wie es seyn könnte. (Fortsetzung.)

Wenn der Verfasser der Lettere di Grigioni in seiner Geschichte über Hume und Valders uns eine interessante Erzählung dargeboten hat, die aus dem Leben von Einzel-Menschen aufgegriffen, wenigstens innere Wahrheit in sich tragen kann, insofern sie den frommen Glauben und seine Tröstungen im Unglück darstellen soll gegenüber einem Manne, in welchem der wissenschaftliche Verstand den Glauben in ein Wissen umwandelte, so ist das weder eine Sünde an der Geschichte, noch eine allzugewagte Ausschmückung an dem Einzelleben des Valzeinischen Predigers; wiewohl derselbe schwerlich anders gelebt haben mag, als in diesen Briefen über Graubünden. Anders aber ist folgender Abschnitt der genannten Briefe, wo ein idyllisches Leben unsern Leuten zugeschrieben wird, nicht wie Idyllen zu thun pflegen, als Dichtung, sondern als Geschichte, als Darstellung des wirklich Geschehenen. Es bedarf wohl keiner weitern Untersuchung, in wie weit die hier folgende Erzählung wahr seyn könne: es ist das

alte Ei des Lehmann, aus welchem der neuere Erzähler bündnerischer Idyllen ein Küchlein ausfliegen läßt, wie die Fortsetzung zeigt.

Zu Scanf (heißt es pag. 199) war ich Zuschauer einer rührenden Scene, von welcher ich dir mit Vergnügen erzählen will, da sie dir über eine artige und sonderbare Sitte des Oberengadins Aufschluß giebt.

Eine große Menge Volks umgab das Gerichtshaus. Man öffnete den Kerker, und siehe! da trat ein alter Mann hervor und mit ihm in feierlichem Zuge der Landammann und die andern Obrigkeitspersonen. Zugleich sonderte sich aus der Zuschauermenge eine Gruppe weiß gekleideter Jungfrauen ab, von welchen eine vortrat mit einer Rose in der Hand. Als der Gefangene sie sah, beschleunigte er seinen wankenden Schritt; und indem die weinende Jungfrau ihm die Rose reichte, warf sie sich in seine Arme. Ein allgemeines Freudengeschrei erscholl wiederhallend auf dem Platze, und selbst die Richter sah man verstohlen die Thränen abwischen.

Weißt du vielleicht die Bedeutung jenes rührenden und feierlichen Auftritts? Der alte war an dem ihm zur Schuld gelegten Verbrechen unschuldig erkannt worden; und jezt wurde er frei gelassen und in seine Ehre wieder eingesezt. Der holdesten Jungfrau des Gerichts gebührte das Recht aus alter Gewohnheit, dem Gefangenen entgegen zu gehen und die Unschuldsrose ihm zu überreichen. — Nun höre aber das glückliche Zusammentreffen! Die schönste unter den Mädchen von Scanf war gerade die geliebte Tochter des Gefangenen; und dadurch ist jenes lebhafte Gefühl in den Zuschauern erregt worden, das ich vergebens versuchen würde zu beschreiben. Auch ich weinte und segnete die

einfachen Tugenden eines Volks, das der Unschuld in einem so reinen Gottesdienst huldigte.

Der Auftritt, den ich dir beschreibe, war mir tief in die Seele geprägt, und als ich mich von Scanf nach Zutz aufmachte, war ich noch immer tief in Gedanken über die Geschichte versunken. Auf dem Wege gesellte sich eine der obrigkeitlichen Personen zu mir, die ich gestern den Alten begleiten sah. Du kannst dir vorstellen, daß ich über diese Zusammenkunft froh war, und wie ich ihn ungeduldig über die Feierlichkeit befragte, von welcher ich Zuschauer war. Er zeigte sich sehr gefällig und schien sich darüber zu freuen, daß ein Fremder Gelegenheit bekam über die Artigkeit der engadinischen Sitten zu urtheilen. Er erzählte mir den sonderbaren Zusammenfluß von Umständen, die jenen Alten ins Gefängniß gebracht haben.

Zu Bevers, einem nahen Dorfe, war der Hauptmann Schukan, ein durch Tugenden und Reichthum angesehener Mann, verschwunden, worüber seine zahlreiche Familie in großen Jammer gerathen war; auch hatte man keine Spuren von ihm bekommen können, als daß er in die nahen Berge jagen gegangen sey, und daß ihm einige Stunden nachher mit einer Axt bewaffnet, August Fugger nachgefolgt wäre, der wegen Verschiedenheit in politischen Ansichten für seinen Feind gehalten wurde. Schukan sah man nicht zurückkehren; und der andere hatte, als er am Abend nach Hause kam, das Kleid mit Blut beschmuzt; auch die Axt war damit befleckt. Ein fürchterliches Anklagegeschrei erhob sich nach einigen Tagen gegen Fugger, so daß die Obrigkeit, um ihn der Wuth der zahlreichen Freunde des Hauptmanns zu entziehen, gezwungen war, ihn ins Gefängniß zu thun, bis sich die Sache aufklärte.

Er war bereits eine Zeitlang darin zu tiefem Schmerze seiner Kinder und aller derjenigen, die ihn näher kennend, einer solchen That unfähig hielten, als ein Holzhauer, der auf dem Berge eine neue Grube entdeckte, diese aus Neugierde öffnete und dort den Leib des unglücklichen Schukan fand, der noch die deutlichen Zeichen seiner Todesart an sich trug. Er war halb zerrissen: die Zähne der grausamen Thiere hatten unverkennbare Spuren zurückgelassen. Die Beverser gingen den Leichnam zu untersuchen. Da ward es denn offenbar, daß der Hauptmann von den gewaltigen Schäferhunden der Bergamasker Hirten zerrissen worden war, und daß die ihn vergraben haben mußten, um nicht dafür gestraft zu werden. Und das Blut an Fuggers Axt kam auch gerade von einem solchen Hunde, der ihm das Schicksal Schukans gedroht hat. — Kaum hatte man auf so sonderbare Weise die Unschuld des Angeklagten erkannt, als man mit gewohntem Gepränge die Thüre des Kerkers öffnete. Der Tochter war nun der Trost vorbehalten, dem Vater die symbolische Rose zu überreichen. (Fortsetzung folgt.)

Wohlfeiler Dünger.

Haushälterisch ist es, wenn man nichts von dem, was Mühe oder Geld gekostet hat, unachtsamer Weise zu Grunde gehen läßt, alles Nüzliche zu dem anwendet, zu dem es fähig oder geeignet ist.

In unserm Landwesen giebt es aber Gegenstände, die man als unnütz wenig achtet oder gar wegwirft, ja oft nicht einmal recht weiß, wie man's aus den Füßen wegschaffen soll.

So sind z. B. die benuzten Beine und Knochen von den Fleischspeisen, Mezgen u. s. w. Man sieht häufig etwa in einem ganz unbenuzten Winkel, unter Nesseln und Disteln solche Knochenhaufen, auch wohl sogar auf die Straße geworfen, andere vergraben sie.

In England hat man sie schon längst, in Deutschland und anderswo etwas später als äußerst nüzliches Düngungsmittel angewendet.

Dung aber ist die wahre Goldquelle. Aus Dünger macht der vernünftige Bauer: Brod, Wein, Fleisch, Kleider; nur ein paar Jahre Zeit, und die Verwandlung ist geschehen. Dünger ist dem Landgut, was dem thierschen Leib das Blut. Dung oder Mist hat man wohl selten überflüssig, die eifrigsten Landwirthe kaufen mit großem Gelde entweder Mist oder doch Streue, um Mist zu machen. Manche halten wohl Vieh, weniger um aus diesem eigentlich Vortheil zu ziehen, als um des Düngers willen. Also ist gewiß jedes Mittel als Ersatz des Viehdüngers, der immer kostbar ist, dem emsigen denkenden Bauer wichtig, wie vielmehr ein solches wohlfeiles, leicht zu erhaltendes.

Ein sehr bekannter, einsichtsvoller, gemeinnützigerLandwirth in Hessen macht seine Landsleute in einer kleinen Schrift darauf aufmerksam; und ich denke, es gäbe auch in Bünden Freunde des Landbaues, die gerne einen guten Rath aufnehmen und probiren.

Die Knochen aller Arten Thiere sind dazu gut, sie werden ganz trocken zu grobem Pulver gestampft oder gemahlen, oder zerschlagen. Vorzüglich ist das Knochenmehl gut auf schwerem kalten Lehmboden, auch wohl für steinigten. Auf sandigten, wahrscheinlich auch kalkartigen

Boden trägt dieser Dünger weniger. Angewendet wird er eigentlich im Garten und Acker. Auf Korn-, Gerste- und Hanf-Feldern ꝛc. wird dies Mehl mit der Saat ausgestreut und mit der Frucht untergeegget, bei den Erdäpfeln in die Löcher geworfen u. s. w. Da, wo man einen Karren Mist braucht, nimmt man ungefähr 25 Pfund Knochenmehl. Man kann auch halb Mist und halb Knochenmehl anwenden. Auf sauern Wiesen soll diese Düngung besonders wirksam seyn; überhaupt spüre man den Nutzen dieser Düngung drei bis vier Jahre. Von seiner eigenen bedeutenden und vor dem Mist ausgezeichneten Wirkung erzählt er Auffallendes, das wir lieber durch Versuche selbst sehen wollen.

Man kauft in Hachenburg in Hessen den Zentner um drei Gulden. Der Knochenmehlfabrikant kauft frische Knochen den Zentner 54 kr., alte ausgewitterte 40 kr.

Charade.

Nichts fesselt die erste! Trotz Seufzen und Klagen
Rollt ewig hinab sie, kehrt nimmer zurück.
Die Freude umtanzt ihren goldenen Wagen,
Doch öfter verfolgt sie ein thränender Blick.
O wehe dem Bande, das Freundschaft geknüpfet,
Wenn ihr der zwei lezten Benennung gebührt!
Ein Mädchen, das scherzend sein Leben durchhüpfet,
Wird auch mit der Silben Bedeutung berührt.
Das Ganze will tröstend die Flur noch umfangen,
Der früher schon Blumen und Düfte entflohn;
Als Blume steht's einsam ohn' eiteles Prangen,
So lange bis Stürme des Winters ihm droh'n.

Chur, in der Otto'schen Buchdruckerei.

Bündnerisches Volksblatt
zur
Belehrung und Unterhaltung.

Montag, Nro. 24. 23 November 1829.

Der Mensch und die Berge, oder der Morgen auf dem Rigi *).

Es war am 18 August Abends, als ich im obersten Wirthshause auf dem Rigi anlangte; nach einem einfachen Nachtessen suchte ich die Schlafkammer und konnte lange deswegen nicht einschlafen, weil ich besorgt war, ich möchte nicht aufwachen, oder der Hausknecht vergessen, mich zur bestimmten Stunde aufzuwecken. Kaum mochte es zwei Uhr im Hause geschlagen haben, als ich erwachte und auf die nahe Spitze eilte, um die Ankunft der Königin des Tages zu erwarten. Es war ein herrlicher Sommer-Morgen, die Luft war heiter, und Millionen Sterne schimmerten an dem unermeßlichen Himmelsgewölbe, die leisen Ostwinde spielten mit meinen Haarlocken und erfrischten mich. Die ganze übrige Natur schien noch in tiefem Schlafe versunken, und nur das Rauschen der nahen und fernen Wald- und Bergwasser, das Geläute der am Rigi weidenden Herden unterbrachen die geheimniß-

*) Dieser Aufsatz früher im Volksfreund erschienen, ist vom Verfasser mit einigen Verbesserungen auch hier eingereicht worden.

volle Stille. Wo ich mich hinwendete, da dunkelten die ungeheuern Alpen gleich schauerlichen Gespenstern aus der Nacht hervor und ein geheimes Beben durchfuhr mein Innerstes; in tiefes Nachdenken über die schaffenden Geister der Natur versunken, und wie von der Größe und Allmacht des Schöpfers überwältigt, sezte ich mich nieder, — da schloß sich mein Herz gleichsam in sich selbst ein und vertiefte sich in geheime Unterredungen, deren Inhalt mir verborgen blieb, weil unvermerkt ein sanfter Schlummer sich meiner Augen bemächtigte. — Das war Wirkung der Natur, aber die Einsamkeit mag nicht wenig dazu beigetragen haben. Es war ungefähr halb vier Uhr als ich aus dem süßen Schlafe erwachte, und wohl mir, daß ich nicht länger dem Spiel der Träume Preis gegeben war, denn eben erwachte die Natur, der Ostwind wehete kühler und die Morgenröthe trat am östlichen Himmel herauf. Welch ein herrliches Schauspiel! als das Finsteraarhorn und die Jungfrau erglühten, und ein immer mehr sich erhellendes Purpurroth die stolzen Berggipfel umsäumte; unterdessen entflammte sich der Osten, und wie ein Feuermeer wälzte sich die Sonne herauf und schoß ihre erquickenden Strahlen über Berg und Thal; ja ehe ich mich selbst fassen konnte, lagen hundert Dörfer, glänzende Seespiegel und die gewaltige Bergwelt vor meinen Augen. Jezt kam Leben in die Natur — hundertfältiges Leben! der Gesang der Vögel, das Brüllen der auf dem Rigi weidenden Herden, das Jauchzen der Aelpler, die vielen Zungen und Sprachen der auf Rigikulm sich versammelnden Fremden: alles zeugte von Leben und Freude. Ich hatte mich noch nicht gesättigt am ersten großen Ueberblick über alle das Große und Kleine,

Hohe und Niedre; ich fing erst an das Einzelne ins Auge zu fassen: was sich mir zuerst aufdrängte, waren die majestätischen Gebirge, die in unabsehbarer Reihe die Schweiz durchziehen — von dem Hochgebirge der muntern Appenzeller bis hinab zum riesenhaften Montblanc, der in unserm Erdtheil keinen Berggipfel über sich anerkennt. — Welch eine Höhe, rief ich aus, haben diese furchtbaren Felsmassen! Haben hier die Riesen der Urzeit Berge auf Berge gethürmt, um den Himmel zu erstürmen? Fünfzehnhundert Klafter hoch über den Städten und Dörfern der Eidgenossen glänzen die stolzen, mit unvergänglichem Eise bepanzerten Gipfel hinaus in die Länder der Nachbarvölker. Wer bist du, o Mensch! daß du dich den Herrn der Natur nennen magst? wie nichtig bist du im Vergleich mit diesen Riesenmassen! Ja wahr ists, daß du ein kleines Geschöpf bist, daß du zu einem Nichts verschwindest, wenn du jenen Höhen dich gegenüber stellst! Wie groß aber muß nun der seyn, der diese Berge, der die Erde, der das ganze Weltgebäude erschaffen hat.

Und dein Alter, o Menschenkind! darfst du es an die Seite jener Urgebirge setzen, um es zu messen? Bedenke, wie lange die schaffende Natur an jenen gearbeitet haben mag, bis sie das geworden, was sie jezt sind. Lange mag außer dem Schrei des Lämmergeiers in ihren Klüften, außer dem Gebrüll der Auerochsen und dem Gebrumm großer Bären in dieser Umgegend traurige Stille geherrscht haben; wie unendlich lange müssen diese Berge schon vorhanden seyn! Niemand ist da, der von ihrem Jünglingsalter Nachricht geben könnte, denn der Mensch ist von gestern und öffnet kaum heute die Augen zur

Betrachtung der Natur. Wenn ein hohes Menschenleben kaum achtzig Jahre erreicht — was soll diese Spanne Zeit gegen das Alter jener Erstlinge der erschaffenen Natur? Jahrtausende sind an ihnen vorübergewandelt und Weltalter, die wir nicht fassen, geschweige zählen können. Ja unbekannt ist uns die Zahl ihrer Jahre, unbekannt die Zahl der herrlichen Sommermorgen, an welchen die steilen Gipfel vom Sonnenstrahl vergoldet wurden; unbekannt die Zahl der Stürme und Ungewitter, die um sie und wider sie geraset haben. Und dennoch, ungeachtet der tosenden und zerstörenden Naturgewalten, stehen sie unerschüttert da und trotzen auf ihre Kraft und Unzerstörbarkeit; ihre Füße wanken nicht, ihre Arme zittern nicht, ihre Häupter beugen sich nicht: sie sind nicht veraltet und morsch geworden. Vergeblich toben die scharfen und heftigen Lüfte, vergebens rast das Gewässer, vergebens wirken die heißen Sonnenstrahlen auf sie ein — die Eislast trozt der Sonnenglut, die Granitmassen werden vom Wassersturz wenig abgeschliffen, und wenn gleich hier links der Roßberg zusammen stürzte und in seinen Hütten Vieh und Menschen erschlug, was vermochten die Stürme gegen jene ragenden Hochgebirge?

Stelle dich gegenüber, hochherziges Menschenkind! poche auf deine Festigkeit und sprich: wer will sich mit vergleichen oder mir Stand halten? Doch nicht also, schaue auf die Mächtigen und Gewalthaber der Erde — in ihrer Größe werden sie überfallen und sind nicht mehr. Einst zog ein großer Eroberer an der Spitze seines siegreichen Heeres in die Hauptstadt des überwundenen Volkes triumphirend ein, wie mag er sich gebrüstet haben, der Stolze und Gewaltige! Doch siehe, mitten in der Straße fiel ein Ziegel vom Dache und erschlug den Gefürchteten.

„Mensch, du bist ein eitles Nichts diesem Hochgebirge gegenüber," so sprach ich seufzend und beugte in Demuth mein Haupt; da quoll ein neuer Gedanke aus meinem Innern hervor und eine Stimme, wie die eines Predigers in der Wüste, drängte sich aus der beengten Brust und sprach: Mensch, bebe nicht, du hast einen Geist, der höher und älter und unvergänglicher ist, als alle jene Gewaltigen der aus Staub erschaffenen Erde. Der Geist des Menschen dringt in die geheimsten Tiefen des Erdballs; senkt sich durch selbsterfundene Werkzeuge auf den Grund des Weltmeers und hebt sich hoch in die Regionen der Lüfte, wo der Adler ermattet und das Erdenleben aufhört. Durch seinen Geist mißt er das Firmament, berechnet die Bahnen der Himmelskörper und sucht den Markstein der Schöpfung auf. Erdengenüsse und Erdengröße befriedigen den rastlos strebenden Geist des Menschen nicht — im Gedanken, im Forschen, im Liede und Gebet schwingt er sich aufwärts zum Throne des Allmächtigen, der hoch über Raum und Zeit seinen Stuhl gesezt hat und seine Arme durch die Unendlichkeit ausbreitet. Was ist dagegen die Höhe der Berge, die seelenlos und starr an die Erdoberfläche gefesselt sind? Sie und alle Naturkräfte sind dem Menschengeiste unterthan; er, der dem Blitze seine Bahn vorschreibt und wie ein Meister die Elemente bewältigt, sollte er sich beugen vor dieser Felsenhöhe? Oder wenn er über das Alter und die Unzerstörbarkeit mit jenen Steinmassen rechnen wollte — müßte er mit seinem Geiste nachstehen? Ehe denn die Berge waren, ruhte sein Geist bei Gott, und wenn die Berge längst nicht mehr seyn werden, ruht wieder sein Geist bei Gott, denn er ist unsterblich, so vergänglich und

kurzalterig auch seine irdische Hülle seyn mag. Die Welt wird vergehen mit all ihrer Herrlichkeit und wenn das Firmament krachend zusammenstürzt und zu Staube zermalmt, was irdischen Ursprungs ist, so schwingt sich sein Geist triumphirend über die Trümmer des Weltalls auf — auf ins Reich der unerschaffenen und unvergänglichen Geister. —

Ueber Sicherung von Gemeindsarchiven und Familienschriften.

Es giebt vielerlei Krankheiten unter den Menschen. Manche Arten derselben sind einer gewissen Gegend, manche einer gewissen Zeitperiode eigen; viele finden sich vorzugsweise nur auf Familien beschränkt, an andern laboriren ganze Gemeinden und Landschaften. Eine Krankheit, die bei einzelnen Menschen, wie bei ganzen Gemeinden sich leider allzuhäufig findet, die bei uns Bündnern in Staats-, Kirchen-, Gemeinds- und Familiensachen tief eingenistet und theilweise zur zweiten Natur geworden ist — und welche doch eine ergiebige Quelle großen Nachtheils genannt werden darf, ist die liebe Unordnung oder der Schlendrian in Besorgung und Aufbewahrung solcher Dinge, welche nicht den einzelnen Mann, sondern das Gemeinwesen angehen. Gemein ist selten Ein! sagt ein altes Sprüchwort, Gesammtgut, verdammt Gut! dürfte man in manchen Dingen keck hinzufügen und könnte es beweisen, wenn es darauf ankäme. Unter diese Gemeingüter, auf welche genanntes Sprüchwort so recht eigentlich anwendbar ist, gehört ein oft kleiner, aber nichts desto minder wichtiger

Schatz, auf dessen Besitz manche Gemeinde sehr stolz seyn sollte, den sie aber auch zu hüten schon deswegen verpflichtet ist, weil er ein Erbgut aus den Händen der Vorfahren ist, und ein Fideikommiß für die Nachkommen: es sind die Gemeindsarchive mit allen Schriften, welche das Gemeinwesen betreffen. Solcher Archive finden sich hin und wieder in Bünden nicht wenige, und in manchen derselben nicht unwichtige Papiere und Pergamente. Wichtig! wird mancher Leser bei sich sprechen, wie können diese alte Fetzen wichtig seyn, etwa für die Gelehrten und Mäuse! Nicht so, mein Freund! überlaß nicht allzuhastig den Gelehrten oder Mäusen, worüber zu verfügen dir nicht einmal volles Recht zusteht. Die Altvordern haben für die Abfassung solcher Schriften an die Notare und Mönche bisweilen schönes Geld bezahlt, weil sie den Nachkommen für ewige Zeiten überliefern wollten: welche Alpen und Wälder zum Gemeindsgut gehören, welche Rechte sie erkauft, wie sie zur Freiheit und Gerichtsbarkeit gelangt, wie weit hier ihr Anspruch, dort ihre Pflichten reichen und anderes dergleichen. Manche der ältern Urkunden sagen dir in den ersten Zeilen, weshalb sie schriftlich auf die Nachwelt zu kommen bestimmt waren: „Wann von dem Fall der ersten Menschen durch Länge der Jahren und Veränderung der Zeiten, die Sinnlichkeit der Vernunft hinschleicht, deshalb noth ist zu Underrichtung und ewiger Gedächtnuß, den Künftigen, etwelche Ding und Sachen, so unzerstörlich ewig leben sollend, der Gezeugnusse geschriftlicher Wahrheit zu befehlen: bekennen wir — oder haben wir zu wahrem Urkund für uns und all unsre Nachkommen ufgesatzet und angenommen, wie dann hierin von Wort zu Wort begriffen und verschrieben staht, u. s. w.“

Solche Urkunden zu ewiger Gedächtnuß auf Pergamente und Papier überliefert, modern hin und wieder in feuchten Behältern oder wandern mit jeder neuen Landammanns-Wahl von Haus zu Haus in elenden Kasten, gleichwie die Röcke und Hauben einer Hausmagd, wenn sie ihren Dienst ändert. Ist das Ordnung und gehörige Sorgfalt für alte Erb- und Ehrengüter — oder ist es Unordnung und Nachlässigkeit, vielleicht nicht gar unverantwortliche Gewissenlosigkeit? Wir überlassen die Beantwortung dieser ernstgemeinten Frage einem jeden verständigen Manne selbst und gehen zu dem über, was wir eigentlich hier sagen und, so Gott will, zu bewirken Willens sind.

Alles was zur Sicherheit des Eigenthums, zum Schutz der Ehre, zu getreuer Ueberlieferung alter Erb- und Ehrengüter an die Nachkommen gehört: das, ihr Vorsteher der Gemeinden! ihr Geistliche und weltlichen Väter des Volks! das in Obhut und Schutz zu nehmen, ist vor allen andern Eure Pflicht; lasset daher diese Worte nicht im Winde verwehen, wie Spreu in den Sturm gesäet, leset es mit Nachdenken und nehmet danach Eure zweckdienlichen Maßregeln. Es ist nicht genug, daß ihr die Gemeindsschriften, so auf Geschichte des Landes und der Gemeinden, auf Bestimmung Eurer Feldmarken und Gerechtigkeiten Bezug haben, wie ein gleichgültiges Ding in einer alten, verbrennlichen, faulenden, vielleicht unverschlossenen Kiste von Haus zu Haus wandern lasset: seyd Ihr Eurer Sache so sicher, daß Ihr oder Eure Nachkommen dergleichen Dokumente in Zukunft nicht weiter brauchen könntet? Ich weiß eine Geschichte aus einer Gemeinde des Obern Bundes, die blos durch Aufsuchung und glückliche Auffindung einer solchen alten Geschrift sich eine Alp gerettet

hat, welche von einer Nachbarschaft mit großem Schein und Gewicht angesprochen und fast abgedrungen worden wäre. Hätte sich im Hause eines Privatmannes (wo es eben nicht seyn sollte) das Dokument nicht aufspüren lassen, so war ein Theil der Gemeindsgüter verloren, und doch hatten die frühern Gemeindsvorsteher eben nicht die größte Sorgfalt für diese Schriften gehabt. Ist der Fall unmöglich, daß nicht auch ihr selbst oder Eure Nachkommen dieß erleben können? Was werden sie von Euch, was Ihr von Euern Vorgängern reden, wenn dieser Fall wirklich eintreten sollte — werden sie Euch danken für Eure Sorglosigkeit, oder Euch und andre nicht eher hart beschuldigen und der Vergeudung anklagen!

Seht, das ist die Ursache, weßhalb ich diese Sprache Euch zu Gewissen rede! Wohl weiß ich und andere, daß in manchen Gemeinden unsres Landes die Gemeindsschriften, wenn nicht alle, doch die ältern und wichtigsten, in so weit ordentlich versorgt sind, daß sie in der Kirche entweder in einem Gewölbe oder doch in einem sichern Kasten mit mehrern Schlössern und Schlüsseln aufbewahrt werden, aber es ist nicht allenthalben dergestalt dafür gesorgt. Ich weiß eben so sicher, daß in ziemlich vielen Gemeinden dergleichen Gemeindsschriften theils in hölzernen Kisten auf den hölzernen Rathhäusern verwahrt werden, theils in verschiedenen Behältern hier die Gerichtsschriften, dort die alten Urkunden und Urbarien, dort wieder andre Papiere zerstreut, ohne Register, ohne Sicherung vor Feuer und Raub, Umtausch und Sorglosigkeit herumwandern. Ich könnte Euch andre Gemeinden nennen, wo ein Gemeinds-Vogt, ein Kirchenvogt, ein Schulvogt, ein Armenvogt, ein Schreiber, ein Ammann — jeder einzeln die in sein

Bereich gehörigen Schriften in hölzernen Kasten aufbewahrt. Ich könnte daher Euch Gemeinden nennen, deren Schriften auf diesem Wege gänzlich zu Grunde gegangen sind: wer hieran zweifelt, wende sich an die Redaktion dieser Blätter, und sie wird den Gewährsmann für diese Behauptung zu stellen wissen.

So sollte es nicht seyn! die Erfahrung und einiges Nachdenken sprechen dagegen, daß wichtige Gemeinds- und Gerichtsschriften in hölzernen Kasten von einem Hause zum andern wandern; daß sie ohne Register und ungeordnet der Willkühr von Privatpersonen überlassen stehen; daß an solchen Kisten oft gar kein Verschluß, meistens nur Ein Schlüssel ohne weitere Sicherheitsmaßregeln vorhanden ist. Denn wisset, daß Ihr bei solcher Unordnung Eure Schriften einem mehrfachen Feinde blosstellet:

1. Dem Vermodern, wenn sie an feuchten Orten liegen, in faulender Kiste, dem Winde und Wetter ausgesezt.
2. Dem Brand, wenn sie in hölzernen Kisten in Privathäusern herum gezogen werden. Oder glaubt Ihr, daß bei ausbrechendem Feuer ein bedrängter Hausvater zuerst nach diesem Kasten greifen wird, wenn Weib, Kinder, Habe in Gefahr stehen? Wenn das Gewissen es auch geböte: wie oft geschieht es, daß der Hausvater abwesend ist oder ob der plözlichen Gefahr den Kopf verliert?
3. Dem Verlieren durch angewöhnte Unordentlichkeit, zumal manche Kisten unverschlossen, manche Männer und Hausgenossen so übel unterrichtet sind, daß sie dergleichen Schriften als alte unnüze Scharteken nichts achten. Ich kenne einen Vorfall, wo

das Alpschmalz auf Pergamenturkunden von Werth aufbewahrt wurde: sollte dies Beispiel nur einzig seyn?

4. Dem Diebstahl oder Umtausch, wenn Böswilligkeit, Gewinnsucht, Bestechlichkeit sich des Sinnes oder der Hand deren bemeistern, denen die Aufsicht anvertraut war. Zürne mir deshalb kein verständiger, redlicher Mann; ich will hiedurch keinen Vorsteher unserer Gemeinden oder Gerichte solcher bösen Streiche verdächtigen, aber so weit der Mensch seine Hütte baut oder seinen Fuß sezt: so weit wandern und hausen mit ihm auch allerlei böse Laster und Lockungen, und ein Schwacher oder Unredlicher thut öfters größern Schaden, als ein ganzes Dutzend braver Männer wieder gut machen können. Darauf aufmerksam zu machen, weil es im Allgemeinen wahr ist, kann doch wohl nicht als Verdächtigung gedeutet werden!

5. Den Würmern und Mäusen, die von Hunger getrieben sich auch solcher Menschenwerke bedienen, wenn Besseres nicht vorhanden ist: der Hunger ist ein Unger! sagt ein altes Sprüchwort, und dieser Kernspruch ist auch unter diesem Gethier gang und gäbe.

Wie aber anders machen? Die Antwort ist leicht, aber auch ihre Befolgung nicht schwer. Verfasser dieses weiß sehr gut, daß nicht jede Gemeinde ein kostbares Archiv bauen kann, aber es ist ihm auch bekannt, wie es in manchen Gemeinden unsres Landes, die nicht gerade zu den wohlhabensten gehören, damit gehalten wird, so daß wenigstens gegen den ersten gefahrvollen Andrang solche

Schriften in Sicherheit liegen. „Man baue ein kleines Gewölb in der Kirche oder im Kirchthurm, aber ein trockenes mit einigem Luftzug, dorthin stelle man eine Kiste oder ein Fachwerk, um die Schriften nach Alter oder Inhalt absondern zu können. Zu diesem Gewölb oder Kasten führen nicht Ein, sondern mehrere Schlüssel, die gesezlich nie in Einer Hand seyn sollen, niemals von Einem allein gebraucht werden dürfen. Ueber alle Schriften führe ein andrer Vorsteher das Register und bewahre dieses Verzeichniß, wo möglich, in doppelter Abschrift, alles unter seiner persönlichen Verantwortlichkeit."

So weit im Allgemeinen unser gute Rath; verständige, ortskundige Männer werden schon wissen, wie und durch welche Mittel die Sache auszuführen sey. Wir glauben keineswegs, hiemit etwas Neues, Unerhörtes gesagt zu haben, aber daß es zuweilen noth thue, an die bekannten Pflichten und Obliegenheiten ernst und mit Gründen zu mahnen, sind wir überzeugt und glauben uns sogar dazu berechtigt, weil es Verhältnisse giebt, für deren Mitsorge jeder Nachbar, jeder Vaterlandsgenosse, selbst jeder Freund des Rechts und der Ordnung sich durch andre Stimmen berufen fühlen kann, als bis es denen einfällt dazu aufzufordern, die in der Unordnung sich warm und behaglich fühlen.

X.***

An diese allgemeine Ermahnung knüpft die Redaktion des Volksblatts eine sachverwandte Angelegenheit an, um sie denen zur Prüfung und Benutzung vorzulegen, welche daraus Vortheil zu ziehen Lust haben. Auch Familien besitzen alte oder neuere Pergamente, Urkunden, Patente,

Adelsbriefe, Stammbäume u. s. w. deren Besitz und Vererbung zwar wichtig, aber gegen Brand, Plünderung und Raub in Kriegszeiten, böswillige Entwendung und nachlässigen Verlust auf tausendfache Weise durchaus nicht gesichert ist. Um nur gerade die Wichtigkeit der Stammbäume und Adelsbriefe etwas näher zu würdigen, machen wir darauf aufmerksam, wie durch den Verlust solcher Briefe und Schriften den Nachkommen ein unersezlicher Verlust zugefügt werden könne. Mag der eine oder andere auf Schriften der Art wenig Werth für seine Person legen, mögen manche Leute sogar über deren Aufbewahrung lächelnd den Kopf schütteln: gleichviel, viel Köpfe, viel Sinne — und nicht in jedem Kopfe ist Licht oder Besonnenheit. Bei auswärtigen Kriegsdiensten, bei Anstellungen an Höfen, in Staats- und Familiengeschäften sind solche alte Pergamente oft von großer Wichtigkeit, — gerade deshalb weil die Menschen nicht immer nach ihrem Werthe, sondern nach ihrem Beigewicht gemessen werden. Niemand wird die Menschen und ihre Urtheilswege so leicht reguliren können, deshalb müssen wir eben die Menschen nehmen wie sie sind, nicht wie sie seyn sollten. Und bei Erbschaften, bei Fidei-Kommisse, bei Prozessen und dergleichen Fällen: wie will man beweisen oder abweisen, wo wegen gerichtlicher Formen oder Länge der Zeiten nur auf schriftliche Dokumente geurtheilt werden kann? Der Verlust solcher Schriften ist leicht, der Schaden des Verlustes kann sehr groß seyn, die Ersetzung derselben unmöglich. In andern Staaten giebt es hiefür eigene Kontrollen und Registraturen, wo gegen eine Legalisations-Gebühr von eigends bestellten Registratoren solche vidimirte Abschriften in öffentliche Bücher eingetragen und gestempelt

werden. Wir haben in unserm Lande keine solche Einrichtung von Staatswegen, aber einen Verein haben wir, der sich hiezu nicht nur bereitwillig findet, sondern bereits eine Anzahl solcher Kopien in seine Bücher eingetragen, durch die Staatskanzlei vergleichen und mit deren Stempel hat versehen lassen: es ist die bündnerische geschichtsforschende Gesellschaft. Wer dergleichen Familienschriften oder Geschichten sichern will, sende solche an den Vorstand der Gesellschaft, entweder schon mit oder ohne Kopien: im erstern Fall sorgt die Gesellschaft gegen die geringe Gebühr von einigen Batzen für deren Vidimation und sichere Aufbewahrung; im andern Fall läßt die Gesellschaft solche zuverlässige Abschriften gegen geringen Kostenersatz oder unentgeldlich besorgen und bewirkt deren Beglaubigung und Sicherung. Auch zur Aufbewahrung von Registern über Gemeinds- und Familienarchiven erbietet sich die Gesellschaft und zwar unentgeldlich; nimmt auch Excerpte aus größern schriftlichen Abhandlungen mit Dank an, und steht somit bereit, so weit es in ihren Kräften steht, alles Schriftenwerk öffentlichen oder Privatwerthes zu sichern und für künftige Zeiten und Nothfälle zu bewahren.

Ha! spricht der pfiffige Klaus, jezt merke ich den Spaß, die geschichtsforschende Gesellschaft möchte unser einem gerne die Schriften ablocken und ihre Nase in Alles stecken — Die mag lange warten! Richtig getroffen! Freund Klaus, du hast es hinter den Ohren. Es ist allerdings keinem ehrlichen Manne zuzumuthen, daß er andere Leute auch für ehrlich hält; die geschichtsforschende Gesellschaft ist auch gar zu anmaßend, daß sie es wagen will, die Schlüssel der Ewigkeit an sich zu reißen!

Eine Bemerkung zu dem Aufsatz über die vorhandenen statutarischen Festsetzungen in Betreff von Testamenten.

Es heißt daselbst: „Allgemeine Landesgesetze sind über das Testamentiren keine vorhanden.“

Dennoch ist wenigstens Ein solches, welches zwar nur eine einzelne, aber nicht unwichtige, Bestimmung enthält, allerdings vorhanden, und zwar unter den uraltesten, feierlich beschworenen graubündnerischen Grundgesetzen. In dem bekannten Artikelbrief von 1524 nemlich heißt es:

„Zum 6ten haben wir angesehen und ist unsere ernstliche Meinung, wann jemandt, no syg Mann oder Wyb in Krankheit oder Todsnöthen lit, daß daselbs kein geistliche Person weder Priester, Mönch, Nonnen, noch ander, den oder dieselbigen zu keinem Testament nit anzühen noch reitzen, ohne Bywesen desselben rechten Erben. Wo aber sömlich Erben dannzemahl nit vorhanden werend: so dann soll ein Amptmann mit sampt zweyen des Raths oder Gerichts, oder sonst dry ehrbar Mannspersonen darzu berüfft werden, die sollend des Kranken Will und Meinung vernemmen, und demnach soll Gestalt der Sach nach, so viel sy pillich bedunkt, nüt oder üt dem Testament statt gethan werden.“

Daß dieses graubündnerische Grundgesetz in Hinsicht beider Confessionen gleiche Gültigkeit haben muß, auch durch keinerlei allfällige besondere Bunds- oder Gerichts-Statuten jemals hat geschwächt werden können, oder noch geschwächt werden kann, sondern noch immerfort in voller

Gesetzeskraft bestehend betrachtet werden muß, scheint dem Einsender dieses eine ausgemachte Wahrheit.

J. B.

Jünglingslust.

Ein Röschen hing am Strauche
Gar lieblich anzusehn,
Und nirgends fand das Auge
Ein Röschen mehr so schön.

Ein Jüngling wollt' es brechen,
Das Röschen rief ihm zu:
Soll dich mein Dorn nicht stechen,
So geh' behutsam zu!

Der Jüngling riß geschwinde
Das Röschen ab, doch ach!
Die Blätter floh'n im Winde
Und manches Dörnchen stach.

Die Blätter ach! sie fliehen!
Rief er aus wunder Brust:
Aus Unschuld nur erblühen
Dem Herzen Lieb' und Lust.

Der Jüngling hat's gesungen,
Sein junges Herze bricht;
Die Stimme ist verklungen,
So diese Lehre spricht.

Eulog.

Auflösung der Charade in No. 23: Zeitlose.

Chur, in der Otto'schen Buchdruckerei.

Bündnerisches Volksblatt

zur

Belehrung und Unterhaltung.

Montag, Nro. 25. 7 Dezember 1829.

Felsenthal am 21 Sept. 1829.

Hochzuehrender Herr Volksblattschreiber!

Ich habe Euch vermuthlich niemals gesehen, sicherlich habe ich nie ein Wort mit Euch geredet, und gewiß kenne ich Euch nicht von Person. Ich denke aber, ein so gelehrter Mann wie Ihr, der ein ganzes Volksblatt schreiben kann, werde nicht wie mancher junge, aufgeblasene leere Lecker, der noch nichts erfahren hat, aber über Alles hinaus zu seyn glaubt, unser einem es sogleich übel aufnehmen, wenn man ihn im Vorbeigehen wie einen andern Christenmenschen freundlich grüßt, oder gar sich untersteht, einfältiger Weise mit ihm reden zu wollen. Deswegen halte ich dafür, es werde weder Euch unlieb seyn, noch mir, oder sonst jemandem schaden, wenn ich Euch einen Brief schreibe.

Euer Volksblatt erhalte ich richtig und lese es jedes Mal; zuerst sobald es ankommt nur so obenhin, nachher des Abends mit aller Aufmerksamkeit, die mir nur möglich ist. Da geht es nun so: einiges verstehe ich nicht, und dieses ficht mich nicht an; ich denke, es möge wohl

recht schön und hübsch seyn, könne aber auch eben so gut nicht viel taugen. Anderes, und eigentlich das Meiste, verstehe ich; und von diesem gefällt mir einiges nicht, anderes aber gefällt mir wohl. — Wenn ich aber sage: einiges verstehe ich nicht, und anderes gefalle mir nicht, so will ich damit nicht gesagt haben, Ihr solltet deswegen Euer Volksblatt anders schreiben; denn ich weiß gar wohl, daß Ihr es nicht blos für mich und meines Gleichen allein schreibet. — Besonders lese ich gerne solche Artikel, welche von der Viehzucht, dem Ackerbau und der Obstbaumzucht handeln. Dieses sind Gegenstände, auf welche wir Bündner, wenn wir nicht Hungers sterben, oder einander selbst auffressen wollen, in Zukunft mehr Aufmerksamkeit und Nachdenken, mehr Mühe und Fleiß verwenden müssen als bisher. Um dieses zu beweisen, könnte ich Euch ein Langes und Breites schreiben, auch gescheidere Männer als ich, z. B. unser Landammann, und sogar der Herr Pfarrer, denken über diesen Punkt wie ich.

Was ich Euch aber schreiben wollte ist Folgendes: Der Artikel in No. 18 des Volksblattes ist gewiß gut gemeint, und werth, daß man darüber nachdenke und rede. Auch mag vielleicht der Zustand der Viehzucht im Prättigau so beschaffen seyn, daß daselbst solche Veranstaltungen am rechten Orte sind, weil alles Nothwendigere schon vorhanden und in Uebung ist. Für die mehresten Gemeinden in unserm Obern Bunde aber sind andere Betrachtungen um Vieles wichtiger. Zwar ist es für jeden Bauern allerdings wichtig, daß sein Vieh, wie es übrigens beschaffen seyn mag, nicht durch Krankheiten verdorben und zu Grunde gerichtet werde. Gegen weit und gefährlich um sich greifende, ansteckende Seuchen indessen, kann unser

Sanitätsrath, wenn die Regierung denselben, so viel sie kann und darf, aufrichtig unterstüzt, eben so viel thun, als in andern Kantonen und Ländern geschieht, wo besondere Kreis- und Bezirksbehörden und Physikate so zahlreich vorhanden sind, so daß man meinen möchte, es könnte an solchen Orten kein Floh husten, ohne daß jemand schon zum Voraus ausdrücklich dazu beauftragt wäre, ihm auf den Rücken zu klopfen oder gar ein Klystier beizubringen.

In Bezug auf Krankheiten, welche zwar häufig vorkommen, aber nicht ansteckend sind, würde ich vorschlagen, für jezt noch, sich auf Folgendes zu beschränken: Die naturforschende Gesellschaft möchte einige dieser Krankheiten, die leicht zu erkennen, deswegen aber nicht weniger verderblich sind, sich besonders merken, und bei Sachverständigen in und außer unserm Vaterlande sich erkundigen, ob es gegen dieselben bestimmte und wirksame Verhütungs- oder Heilungsmittel gebe, worin diese bestehen und wie sie angewendet werden müßen. Käme nun durch diese Erkundigungen etwas Ersprießliches zur Kenntniß einiger, auch nur weniger Mitglieder der Gesellschaft, so müßte wohl der Kukuk dahinter stecken, wenn man daraus nicht recht passende Artikel fürs Volksblatt machen, und dadurch etwas Nüzliches zu jedermanns Kenntniß und zweckmäßiger Anwendung bringen könnte. Krankheiten, die man in dieser Beziehung fürs Erste ins Auge fassen könnte, wären etwa: Das sogenannte Gähn — meine fast es heiße im Hochdeutschen der Rath, oder der schwarze Brand —; der Zustand der Kühe, welche zu frühe gekälbert und sich nicht gehörig gesäubert haben; die Begierde Haare zu käuen, und andere.

Wenn ich nun vom Zustande der Viehzucht in unserm Obern Bunde rede, so meine ich es nicht so, als ob meine Behauptungen jede Gemeinde, und in jeder Gemeinde jeden Bauer beträfen; auch mag, was ich sage, in mehr als einer Gemeinde des Gotteshaus-Bundes eben so gut seine Anwendung finden, als bei uns. Ausgemacht aber ist es, daß bei uns gar viele Bauern einen elenden Viehstand haben, und eben deswegen gar geringen Nutzen daraus ziehen. Wenn etwa einer die Richtigkeit meiner Behauptung, daß gar viele Bauern erbärmliches Vieh

halten, in Zweifel ziehen zu müßen glauben sollte, der bereise des Frühlings die ganze Gegend zwischen den drei Punkten Ems, Chiamut und Roveredo, und er wird meine Behauptung richtiger finden, als es ihm lieb seyn kann, wenn anders der Wohlstand unsers Landes ihm nicht ganz und gar gleichgültig ist.

Was ist aber wohl der Grund und die Ursache dieses schlechten Viehstandes? Antwort: zweierlei; erstens, elende Zuchtstiere; zweitens, schlechte und verkehrte, ja nicht nicht selten im eigentlichsten Sinne strafbare und gottlose Behandlung des armen Viehes.

Daß die Zuchtstiere an vielen Orten ganz und gar elend und jämmerlich sind, kann man sich durch den Augenschein überzeugen, wenn man es etwa sonst nicht gerne glauben will. Wie arg es in dieser Beziehung hin und wieder sey, mag man aus Folgendem abnehmen. Vor zwei Jahren hielt der Landammann von Erlenbach einen erbärmlichen Zuchtstier. Dieser wurde eines Tages, als unsre Geiß an der Gränze der Erlenbacher Alp streifsten, dort todt gefunden. Da verbreitete sich das Gerücht, unsers Weibels großer Geißbock habe ihn umgebracht; und viele Leute hielten dieses keineswegs für unmöglich. Ich selbst konnte es zwar niemals recht glauben, weil ich den Bock, der während dreier Sommer alle Abende bei meinem Hause vorbei ging, als ein ganz zahmes und friedliches Thier kannte; übrigens könnet Ihr und Andere daraus ersehen, was für ein Held von Zuchtstier das gewesen seyn müße. Ob aber auch bei der Viehzucht so Vieles auf die Zuchtstiere ankomme, als man oft behaupten hört? Allerdings kommt auf dieselben, wenn auch natürlicher Weise nicht Alles, doch gewiß recht Vieles an. Ein Kalb von einem elenden Zuchtstier kann man zwar durch viele Milch und reichliches, zweckmäßiges Futter auftreiben und mästen, daß es im ersten Jahre das Aussehen hat, als sollte ein Wunderthier daraus werden. Wenn man es aber älter werden und auswachsen läßt, wird es nicht so ausfallen, wie ein Unerfahrener hätte erwarten mögen. Umgekehrt, wird ein Rind von einem tüchtigen Stier, wenn es auch nur mittelmäßig gesäugt und gepflegt, aber nicht durch Armuth und Mangel erdrückt und verderbt worden ist, seine Natur niemals verläugnen, und im

zweiten, dritten Jahre und später, falls die Umstände nicht gar zu ungünstig sind, seiner Herkunft Ehre machen, so gut als dieses eine Familie einer andern Ordnung der Säugethiere thut, bei welcher Liebhaber hin und wieder sehr genau auf die legitime Abstammung zu sehen pflegen. Am besten kann man dieses sehen in einer Gemeinde, wo man das Vieh nicht gar zu schlecht behandelt, aber elende Zuchtstiere zu halten gewohnt ist, wenn einmal an einem solchen Orte, gleichsam wie verbotene Waare, sich ein ächter Zuchtstier befindet. Dieses war im Jahre 1823 zu Birkenheim der Fall. Und noch auf den heutigen Tag erkennt man das im folgenden Jahrgang geworfene Vieh dieser Gemeinde auf den ersten Blick; indem es sehr vortheilhaft gegen das übrige absticht.

Diejenigen aber, welche über Verbesserungen nie oder nur um dieselben zu verdächtigen und zu hindern, nachdenken und reden, sagen: man dürfe kleine Kühe nicht zu großen Stieren führen, sonst gäbe es so große Kälber, daß die Kühe nicht kalbern können. Wenn also in einer Gemeinde ein kleiner Schlag Viehes sey, könne man einen größern nur dann bekommen, wenn man alle Kühe verkaufe und größere ankaufe. Dieses sey aber nicht ausführbar, und folglich müße es beim Alten sein Bewenden haben. Ihr Narren! wäre mir fast schier entschlüpft, habe ich denn gesagt, ihr sollet eure kleinen Kühli zum größten Stier führen, den man im Kanton Bern oder Luzern etwa finden möchte? Es will mir zwar die Sache wegen der gar zu großen Kälber nicht recht einleuchten. Indessen gebe ich es zu, weil ein verständiger, zuverlässiger Mann aus dem Prättigau mich versichert hat, er wisse aus Erfahrung, daß ein solches Mißverhältniß des Kalbes zur Kuh statt habe, wenn der Stier im Vergleich mit der Kuh gar zu groß sey. Daß aber recht ordentliche Zuchtstiere für ganz kleine Kühe, wenn nur diese das gehörige Alter haben, nicht zu groß sind, weiß ich aus einer mehr als fünfzigjährigen Erfahrung. Es geschieht nicht selten, daß ein Felsenthaler Bauer, von Erlenbach oder Pradeins, oder anders woher, ein elendes Rindli an Zahlung nimmt, nnd es zu unsern Stieren führt, ohne daß hieraus das so gefährliche Mißverhältniß entsteht.

Andere, die zwar nicht jeder Verbesserung abhold sind,

aber aus Faulheit oder wegen unmännlicher Kleinmüthigkeit, an Allem, was nicht schon seit langer Zeit her bei ihnen selbst in beständiger Uebung war, zum Voraus verzweifeln zu müssen glauben, — diese, sage ich — meinen: rechte Zuchtstiere wären freilich gut, es sey aber unmöglich eine Gemeinde, die bisher keine Rücksicht hierauf genommen habe, dahin zu vermögen, daß sie Veranstaltungen treffe, wodurch für die Zukunft dieser Uebelstand gehoben werde. Diesen nun will ich erzählen, wie es in unsrer Gemeinde sich gegeben hat, daß wir schon seit vielen Jahren tüchtige Zuchtstiere haben, obgleich auch eine Zeit gewesen ist, wo es nicht so war: und daraus mögen sie merken, daß was sie unmöglich nennen, durchaus nichts Unmögliches ist. Vor mehr als hundert Jahren fühlte man bei uns das Bedürfniß nach bessern Zuchtstieren, und wußte auch nicht recht, was in dieser Sache zu thun sey, damit es besser werde. Da kam dem Urgroßvater unsers noch lebenden Geschwornen Christian der Gedanke, auf seine Faust etwas zu unternehmen. Er ging bis nach Pfäfers und kaufte daselbst von den Mönchen einen vorzüglich tauglichen Zuchtstier, brachte ihn heim und ließ jeden, der nur wollte, Kühe zu demselben führen, wenn ihm fürs Stück ein Gewisses bezahlt wurde. Das so erhobene Geld bezahlte beinahe das Heu, welches der Stier während des Winters gefressen, und dieser selbst war im Frühling mehr werth, als er im Herbste gekostet hatte; die Kälber der zu ihm geführten Kühe waren ansehnlicher als die andern, und der Unternehmer fand in jeder Beziehung so sehr seinen eigenen Vortheil dabei, daß er nachher, so lange er lebte, alle Winter einen wackern Zuchtstier hielt, ihn im Frühling verschnitt und in dem darauf folgenden Winter mästete und endlich entweder selbst schlachtete oder verkaufte. Es dauerte nicht viele Jahre, so machten andere ihm dieses nach, und so ist es gekommen, daß in unsrer Gemeinde, seit mehr als Mannes Gedenken, niemals Mangel an recht tüchtigen Zuchtstieren war. Nun will ich zwar nicht behaupten, daß es sich überall so machen müsse, wie es sich bei uns gemacht hat. Nur meine ich, es wäre in dieser Sache nichts Unmögliches, ja nicht einmal etwas besonders Schwieriges, wenn nur guter Wille und Verstand nicht fehlten. — Man

sollte nur nicht, weder bei sich selbst, noch bei andern, die Meinung nicht zu sehr hegen und pflegen, als müsse alles Nüzliche, oder gar alles Gute und Schöne, von förmlichen Beschlüssen, Verordnungen und Gesetzen ausgehen. Es gibt zwar Dinge, die nicht einmal angefangen, geschweige denn gehörig ausgeführt werden können, wenn nicht zuvörderst, gleichsam von Oben herab, gewisse Hindernisse aus dem Wege geräumt werden. Aber manche, ja gar viele Dinge fängt ein Einzelner besser an und bringt sie leichter zur allgemeinen Uebung, als eine Gesammtheit oder Regierung. Ein großer Theil des gegenwärtig lebenden Geschlechtes ist in dieser Beziehung in einem nicht wenig verderblichen Irthum befangen: alle Faulen und Kleinmüthigen, die aller Mündigkeit zum Voraus entsagen, und nur geführt, getrieben und gestoßen werden wollen; und viele Macht habende Regierer, die ihre Wichtigkeit überschätzend, meinen, Alles müsse bei ihnen anfangen, von ihnen aus und durch ihre Hände gehen: diese — doch halt, Marti! es schickt sich kaum für dich so zu raisoniren; überlaß das solchen, die besser reden können als du, und von denen man es eher hören mag, als von einem alten Bauern. —

Diese allgemeine Bemerkung könnte die Meinung veranlassen, daß auch ich dafür halte, unser Große Rath habe wohl daran gethan, daß er vor einigen Jahren die schon einmal ausgesezten Prämien für die Zuchtstiere abgeschafft, und seither niemals sich hat entschließen können, dieselben, wie vorgeschlagen worden ist, mit mehr zweckmäßiger Einrichtung wieder herzustellen. Obgleich ich eben so sehr, als im Durchschnitt jeder andere Bündner großen Respekt vor Maßnahmen des Großen Rathes habe, so halte ich doch, versteht sich, nur höchst unmaßgeblich, dafür, in dieser Sache habe derselbe keineswegs das Beste errathen. Die Prämien für die Zuchtstiere sind eine Sache, welche das Nüzliche freilich nicht schaffen, wohl aber veranlassen und befördern kann. Deswegen hätte man sie sollen bestehen lassen; und da sie jezt nicht mehr sind, sollte man darauf denken, sie wieder auf eine zweckmäßige Weise in Uebung zu bringen.

Vielleicht habt Ihr, mein lieber Herr! Geduld genug weiter zu lesen; und in dieser Voraussetzung will ich noch

über Pflege und Behandlung des Viehes und den daraus sich ergebenden Nutzen einiges schreiben. Wenn Ihr etwa nicht gerne weiter leset, könnt Ihrs bleiben lassen; ich will es Euch ganz und gar nicht übel aufnehmen. Es redet ja auch manchmal ein Pfarrer auf der Kanzel oder ein Herr im Saale des Großen Rathes, ohne daß jemand ihm aufmerksam zuhörte, oder gar im Ernste gesonnen wäre, das, was gesprochen wird, sich zu merken und nachher zu berücksichtigen; laßt mich also auch reden und denkt darüber, was ihr könnt.

Im Winter bekommt ein Bauer von einer elenden, zu einem erbärmlichen Zuchtstier geführten Kuh, ein miserables Kalb, und gibt demselben sechs bis sieben Wochen lang täglich höchstens zwei bis drei Maaß Milch; nachher aber, damit es weniger Hunger bekomme, nicht einmal Wasser genug, und auf jeden Fall zu wenig Heu. Im Frühling ist das unglückliche Geschöpf ein so armes, schwaches Thierchen, das, wenn im Anfange des Sommers kalte und rauhe Witterung eintritt, oft gar nicht und immer kaum vermag auf freier Weide, die eigentlich sein rechtes Element wäre, sein Daseyn zu behaupten. Ist aber der Sommer warm und lieblich, so tritt für das gute Thierchen ein schöner Abschnitt seines Lebens ein. Der unmenschlichen Behandlung seines menschlichen Herrn entrückt, erstarkt es bald an der segensvollen Brust der Natur, und genießt von Gottes Sonne beschienen, frei und froh, was die üppige Trift ihm reichlich bietet. Aber die Zeit ist kurz; bald kommt der Herbst mit seinen Schauern und ertödtet durch seinen Reif die nährenden Kräuter; es kommt der harte Frost und endlich der Schnee, und das arme Thier ist gebannt in den Stall, der ihm zwar Schutz gegen Kälte und Wetter, aber nicht gegen Mangel und Hunger gewährt. Je mehr es während des Sommers erstarkt ist, desto mehr Hunger, meint sein Herr, könne es nun ertragen, ohne ganz und gar zu verderben; so daß es während des zweiten Winters, wo möglich, noch härter gehalten wird, als während des ersten. Durch die Winterung wird einzig und allein die kümmerlichste Fristung eines elenden Lebens beabsichtigt. Ist das Rindli ein Kühtschi, so wird es beim ersten Erwachen des Begattungs-Triebes zum Stier geführt, so daß es schon im zweiten

Sommer, wo es wieder Gelegenheit hat dem Hunger zu entrinnen, bereits nicht mehr für sich allein frißt und deswegen nicht sich in dem Grade erholen kann, wie es könnte, wenn es nicht tragend wäre. Im darauf folgenden Winter bekommt es gleichwohl immer noch zu wenig, doch etwas mehr zu fressen; aber es wird eine Kuh, und an ihrem kleinen Euter zerrt ihr Herr, als wollte er alle Säfte des armen Thieres in seinen Eimer pressen. Von nun an kann die Kuh jährlich vier Monate sich ordentlich nähren, muß aber acht Monate lang Mangel und Hunger leiden, alle Jahre kalbern und soll dabei mehr Milch geben als sie kann. Hat sie sieben bis acht Mal gekalbert, so fallen ihr die Zähne aus, sie kann sich im Sommer nicht mehr nähren und muß abgestellt werden. Im Stalle bekommt sie während ihres ganzen Lebens nur in der Mastung — gleichsam die Henkersmahlzeit! — genug zu fressen. Wenn man besondere Unbilden, als Schläge, unvernünftiges Anstrengen beim Ziehen, und anderes, nicht berücksichtigt, so ist dieses ohne Uebertreibung das traurige Schicksal vieler hundert Kühe in unserm Lande; und auf eben so viele wird das Gesagte mit wenig Abänderung seine Anwendung finden.

Wer möchte nun erwarten, daß bei einer solcher Behandlung ein ordentlicher Viehstand herauskommen könnte, auch wenn die Zuchtstiere noch so vortrefflich wären? Bringt man aber, wie man muß, den Umstand wegen der schlechten Zuchtstiere mit in Erwägung, so möchte man beinahe meinen, es sey ein recht tückischer und arger böser Geist, welcher viele Bauern in unserm Lande so ganz planmäßig verleite, ihren Viehstand und dadurch zugleich ihren ökonomischen Zustand niemals zu heben, sondern, wo möglich, immer noch mehr sinken zu lassen. Auch geben Bauern, die ihr Vieh so behandeln, wenn sie nicht etwa gerade im Begriffe sind, ein Stück zu verkaufen, gerne zu, daß ihr Vieh nicht eben sehr ansehnlich sey. Aber, sagen sie, wir können nicht anderes Vieh halten aus zwei Gründen: erstlich, weil unsere Alpen so wild und steil sind, daß man keine Elephanten darauf treiben kann; zweitens, weil das große Vieh für uns zu kostspielig ist.

Das Erste ist eine dumme Ausflucht, an die sich nur

Leute halten können, welche zu faul sind, etwas genau zu unterscheiden und recht zu überlegen. Kein vernünftiger Mensch behauptet, wir sollten in Bünden Kühe halten, die so groß wären wie Elephanten. Es ist ganz richtig, daß gar große Kühe, wohl auf Stäfel, aber auf viele unsrer Alpen nicht passen würden. Ein nicht kleiner, schöner und wohlgehaltener Schlag Viehes aber paßt gerade auf unsre Alpen besser als elende, ausgehungerte Thiere, die der rauhen Witterung kaum zu widerstehen vermögen, und in steilen Halden, bei jedem kleinen Fehltritte, oder gar bei starken Windstößen das Gleichgewicht verlieren und sogleich Berg abwärts kegeln. Ziemlich großes Vieh, wie etwa die Prättigauer im Durchschnitt halten, befindet sich auf unsern Alpen, wie die Erfahrung hin und wieder deutlich genug lehrt, recht wohl.

— Ueber den zweiten Punkt, ob nemlich besser gehaltenes und größeres Vieh zu kostspielig sey, kann man nur dann ins Klare kommen, wenn man nicht blos die Kosten, sondern auch den Nutzen in Betrachtung zieht und vergleicht. Ich behaupte in dieser Beziehung, daß die Kosten, die ein besserer Viehstand verursacht, ausgenommen jährlich auf jede Kuh einen halben Gulden oder zehn Batzen für den Zuchtstier, um keinen Bluzger größer seyen als die, welche man auch auf den schlechtesten Viehstand verwenden muß; wohl aber sey der Nutzen aus dem bessern Viehstand sicherer und größer. Ei! ei! Marti! wird der Schmalz-Hans von Birkenheim sagen, meinst du denn, daß dem Geschwornen Wassermann von Erlenbach seine zwölf Kühe jährlich so viel kosten, als euerm Statthalter Michel seine zwölfe? Ich aber sage: nicht so, Freund Hans, ich meine, die zwölf Kühe des Geschw. Wassermann kosten denselben jährlich so viel, als mich meine acht Kühe, und daß ich von meinen acht Kühen mehr Nutzen habe, als er von seinen zwölfen. Vor sieben Jahren, auf unserm Herbstmarkt, kam zu mir mein Götti, der Weibel Jöri von Erlenbach. Er schleppte an einem Stricke zwei elende Stierli und klagte mir, er sey in einer großen Verlegenheit; indem er nothwendig dreißig Gulden haben sollte, und diese Rindli nicht einmal für so viel anbringen könne. Die Italiener wollten sie weder theuer noch wohlfeil, und der Stauden-Michel habe ihm gesagt,

um sie auf die italienischen Märkte zu treiben, möchte er sie nicht geschenkt; nur der Giren Petsch hätte ihm, für beide zusammen, 28 Gulden auf St. Andreas zu bezahlen versprechen wollen, würde ihm aber, wie man wohl wisse, in alle Ewigkeit nichts zahlen. Der gute Mann dauerte mich, und ich versprach ihm für die Thierchen 26 Gulden baar zu bezahlen, wenn er für mich einen meiner Jährlinge um vierzig Gulden oder darüber verkaufen könne. Er führte die seinigen in meinen Stall, nahm von den meinigen den ihm bezeichneten und trieb ihn durch's Dorf hinauf. Es dauerte keine halbe Stunde, so kam er und brachte mir drei Louisd'or. Er war ordentlich gerührt und sprach, indem er mir das Geld gab: Wenn ich nur auch wüßte, was ich thun sollte und könnte, um zu rechtem Vieh zu kommen; aber, mein Gott! unsereins vermags halt nicht. Ich aber sprach: Siehe, lieber Götti! das vermagst Du so gut als ich. Wenn es Dir Ernst ist, so thue was ich Dir sage. Du hast drei arme Kühe und einen eben so armen Jährling. Diese gedenkst Du zu wintern und noch drei Kälber zu ziehen. Verkaufe eine Kuh, theuer oder wohlfeil, nur mache, daß sie Dir aus dem Stalle kommt. Den Jährling führe zum Stier, so bald es angeht und verkaufe ihn künftigen Herbst. Die Kälber, welche Deine Kühe dies Jahr werfen werden, verkaufe, und kaufe zum Ziehen ein Stierli und ein Kühtschli von Felsenthal, aber säuge diese ordentlich. In Zukunft führe Deine Kühe nach Felsenthal zu unsern Stieren, so lange in Erlenbach keine bessern sind als jezt, und halte niemals mehr Vieh als Du gut und reichlich füttern kannst. Wenn Du noch überdies eine zweckmäßige Zeit des Fütterns pünktlich beobachtest, auf Reinlichkeit und gute Ordnung im Stalle hältst und kein Unglück, das schlechtes Vieh eben so leicht wegrafft als gutes, Deinen Viehstand besonders schädigt, so stehe ich Dir gut dafür, daß Du fürohin nicht nur mehr Geld aus Deinem zu verkaufenden Viehe lösen, sondern auch mehr Milch aus dem Stalle nach Hause tragen, und mehr Butter aus der Alp bekommen wirst als bisher. Der arme Weibel war ganz verduzt und schaute mich so bedenklich an, als hätte er von seinem Landammann den Befehl zur Einbringung des berüchtigsten Verbrechers erhalten. Besonders kam ihm die Ab-

stellung einer Kuh gar bedenklich vor; die Leute, meinte er, müßten glauben, er sey zurückgekommen und verhause. Nach einer weitläufigen Auseinandersetzung aber faßte er endlich Muth zu thun, wie ich ihm gerathen hatte. Nun hat er ordentliches, zu jeder Zeit verkäufliches, recht nutzbares Vieh; freilich weniger Stücke als vorher; aber er versichert selbst, aus einer siebenjährigen Erfahrung zu wissen, daß er jezt mehr Nutzen aus dem Vieh ziehe als früher.

Obgleich ich das thörichte Thun vieler meiner Landsleute schon seit vielen Jahren beobachten mußte, kann ich es gleichwohl noch auf den heutigen Tag nicht mit Gleichmüthigkeit ansehen, daß es nicht besser werden will. Unser Volk ist sonst gewiß recht verständig, und keineswegs so ganz und gar unangeschierig und unbehülflich. Warum doch sind denn so gar viele in diesem wichtigen Punkte wie Götzen, die Ohren haben und nicht hören, die Augen haben und nicht sehen? Ist es etwa schwer zu begreifen oder lehrt es nicht die Erfahrung: daß Ein ordentliches Rind mehr gilt als zwei elende; daß man schlechtes Vieh oft gar nicht, besseres aber immer ans Geld bringen kann; oder kannst du es nicht gleichsam mit Händen greifen, daß eine ordentliche, zweckmäßig und gut behandelte Kuh mehr Milch gibt als zwei elende und verhungerte? Freilich können mit dem Futter, an welchem man sieben arme Kühli einen Winter lang durchhungern und durchmartern kann, nicht eben so viele ordentliche Kühe eben so lange gut gehalten werden! Aber dieses ist ja nicht nöthig; da man von vier gut gehaltenen Kühen mehr Nutzen hat, als sieben schlechte Kühli je zu gewähren vermögen. Man sollte doch meinen, einem vernünftigen Bauern müßte nicht die Anzahl der Stücke seines Viehes, sondern weit mehr der Nutzen wichtig seyn, den er aus demselben zieht. Und was steckt denn hinter der so oft und mit wichtiger Miene aufgeworfenen Frage: Wie soll man es denn machen, um ohne unerschwingliche Kosten schönes Vieh zu bekommen? Haltet tüchtige Zuchtstiere und lasset euer Vieh nicht Mangel leiden; dieses ist die Antwort. Und wenn einer sagt, das weiß ich schon lang, das ist das alte Lied; so sage ich: freilich ist es das alte Lied, und es wird und muß das alte Lied bleiben, weil es kein anderes

gibt; desto thörichter bist du aber, wenn du es weißt und nicht darnach thust.

Wenn gleich taugliche Zuchtstiere und hinlängliche Nahrung die Hauptsache sind, so müssen gleichwohl auch andere Punkte der Behandlung berücksichtigt werden. Z. B. auch ordentliche, gut gehaltene Rinder muß man niemals, bevor sie anderthalbjährig sind, zum Stier führen; und wenn man auch ein achtzehn Monate altes Rind führt, soll man es nach dem ersten Kalbe ein Jahr lang leer gehen lassen, damit es erstarken und gleichsam gediegener werden könne. Besser aber ist es, wenn die Kühe erst nach dem sie drei Jahre alt geworden sind, zum ersten Male kalbern. Sie werden deswegen nicht nur größer und stärker, sondern auch dauerhafter und leben drei bis vier Jahre länger ohne die Zähne zu verlieren und zu altern. Wenn gleich also die Zeitkühe um das, was die Milch werth ist, welche die Mäsenkühe während etlicher Monate geben, kostspieliger sind, so ersetzen sie diesen Aufwand dadurch, daß sie länger tauglich und nuzbar bleiben. Um den Viehstand aufrecht zu erhalten, wird ein Bauer im Durchschnitte nur zwei Zeitkühe, statt drei Mäsenkühe aufziehen müssen. Hingegen ist es, zwar nicht dem Viehe nachtheilig, wohl aber zu kostspielig, wenn man ein Rind, erst nach dem es drei Jahre hat, oder noch älter ist, zum Stier kommen und also eine überjährige Zeitkuh werden läßt. Ich will zwar nicht behaupten, daß man von einer überjährigen Zeitkuh niemals einen verhältnißmäßigen Nutzen ziehen könne; man kann manchmal von einem solchen Rinde, auch alle Kosten wohl berechnet, mehr Nutzen ziehen als von andern, besonders wenn man es nicht im Stalle behält, sondern verkauft. Auf jeden Fall können sich auf eine solche Behandlung der Rinder nur solche Bauern einlassen, die einen bedeutend großen Viehstand haben, und die es nicht zu sehr empfinden, wenn ein so kostspieliges Thier übel ausfällt oder gar zu Grunde geht. Durchaus thöricht und nicht nachzuahmen aber ist das Thun der Heerkühe- oder Vieh-Narren, welche, um Heerkühe oder sonst überaus großes Vieh zu haben, weit mehr auf einzelne Stücke oder ganze Haben verwenden, als sie je, auch bei den günstigsten Umständen, daraus zu ziehen im Falle seyn können. Vernünftiger Weise hält

man das Vieh nicht zur Pracht und der Ehre wegen, sondern um Nutzen daraus zu ziehen: doch es gibt allerlei Liebhabereien.

Aber, mein lieber Herr, der Brief ist schon ziemlich groß geworden und doch habe ich einige, nicht unwichtige Punkte gar nicht berühren können. Vielleicht habe ich, wie alte Bauern zu thun pflegen, die Sache zu weitläufig und zu breit behandelt; es ist halt nicht anders, das Alter ist gewöhnlich geschwätzig, wie die Kindheit. Habt Ihr Lust mehr solche Briefe von mir zu lesen, so dürft Ihr mir nur schreiben; ich habe Zeit genug Euch zu antworten, und würde es mir obendrein gewissermaßen zur Ehre anrechnen, mit einem gelehrten Herrn in Briefwechsel zu stehen. Wenn Ihr nach Felsenthal kommen solltet, so sprechet ohne weiteres bei mir ein, falls ich noch am Leben bin; Bauernkost und ein reines Bett sollt ihr haben, und an Unterhaltung, wie sie bei uns zu finden ist, solls auch nicht fehlen.

Indessen grüßt Euch

Der alte Marti beim Brunnen.

Mein lieber Brunnen-Marti!

Euer Brief aus Felsenthal über einige Punkte unsrer Viehzucht hat mich dermaßen erfreut, daß ich im ersten Eifer denselben mit Schaft und Saft in dem Volksblatte abdrucken ließ. Aus diesem Eifer werdet Ihr aber auch abnehmen — denn Ihr seyd nicht auf die Stirne gefallen, so viel merke ich, obgleich ich Euch nicht kenne — daß mir weder Eure Redseligkeit mißfallen, noch der Inhalt Eures Briefs unwichtig geschienen habe. Ihr könnt es mir glauben, daß ich nicht jedes Geschreibsel in diesem Blatte dem Lese-Publikum auftischen darf; solltet Ihr nicht wissen, was leicht der Fall seyn könnte, was das für ein Geschöpf sey, das man Publikum nennt, so wisset: es war nicht in der Arche Noah, ist auch nicht erst, wie die Kartoffeln und das Türkenkorn aus Amerika, oder wie weiland die Kinder-Blattern aus Arabien zu uns gebracht worden; es ist ein Wundergeschöpf mit tausend und tausend Köpfen, das

obendrein mehr Füße hat, als Tage im Jahre sind. Woher es gekommen und wie es sein Leben erhalte: ist noch ein tiefes Geheimniß, an dessen Enthüllung viele patriotische Gesellschaften seit Salomons Zeiten eifrig studiren, ja sie setzen sogar Preisfragen aus und klopfen zu dessen Erforschung so an allen Ecken und Enden an, wie die Schatzgräber zu thun pflegen. In den verschiedenen Köpfen des bezeichneten Geschöpfes sind eben so viele Räderwerke, man könnte sie Mühl- oder Preßwerke nennen: denn wirft man solche Fruchtkörner, wie Euer Brief enthält, in diese Köpfe — gleich preßt der eine Oel daraus, der andere Kaffee, ein dritter Zuckersaft, noch andere etwas anderes, sogar bisweilen Gift, wie man mir sagte. Ich habe nun Euern Brief diesem Wunderkopfthier vorgelegt und hoffe, die Maschinen werden nach Art und Kraft daraus schon Etwas produziren. Aber an Euch muß ich nun eine Bitte richten, die Ihr mir nicht abschlagen dürfet; ich wunderte mich nemlich, wie ein alter Bauersmann so gut schreiben und troz einem Gelehrten seine Gedanken darstellen könne. Anfangs dachte ich bei mir, das sey so in der Natur Eurer Landsleute, sie brächten diese Kunst mit sich auf die Welt; hintendrein vermuthete ich aber doch, Ihr hättet nicht blos gute Einrichtungen in Euerm Viehwesen, sondern auch eine gute Dorfschule, weil Ihr selbst Euern Herrn Pfarrer so rühmen konntet: denn mir ist es vorgekommen, daß wo thätige und gescheidte Pfarrer sind, meistens auch die Schulen ordentlich eingerichtet werden. Auf einer Hochschule seyd Ihr gewiß nicht gewesen und habt Euer Geld verplempert, wie so mancher Stadtherr thut; darum erweiset mir den Gefallen und beschreibt mir gelegentlich auch Euer Dorfschulwesen, vielleicht nehmen andere ein Beispiel daran und denken: was die Felsenthaler können, vermögen auch wir noch. Ich freue mich, von solchen verständigen Männern, wie Ihr seyd, die so recht wissen, den Nagel auf die Haube zu treffen, von Zeit zu Zeit Briefe zu erhalten und verbleibe in Hoffnung, Ihr werdet meinem Gesuche nicht die Thüre vor der Nase zuschlagen,

Euer

wohlgewogener Freund

Der Volksblattschreiber.

Die Hüter des Thales.

Zwei Dinge bauten hoch die Alten:
Den Galgen und das Gotteshaus,
Getreue Wache dort zu halten —
Sie lugen weit ins Thal hinaus.
Dem Sünder strahlen sie Gericht,
Dem Irrenden ein Rettungslicht.

Traun irrest du in finstern Schatten
Und locket dich der Sünde Lust;
Will deine Tugendkraft ermatten,
Und weicht der Muth aus deiner Brust:
Dann blicke auf zu jenen Höh'n,
Wo deine treuen Wächter stehn.

Sieh' dort das Kreuz auf jener Zinne —
Ein lichter Stern durch Erdennacht!
Blick auf zu ihm mit heil'gem Sinne,
Es hat der Welt das Heil gebracht.
Im Kampfe sey es dein Panier,
Bleib ohne Fehl vor Gott und dir!

Unsel'ger! wenn zu böser Stunde
Der Unschuld Engel dir entflohn:
Sieh' dort auf jenes Hügels Runde
Die Ruthe Gottes schrecklich drohn:
Drum blicke oft von deinem Lauf
Zu jenen Warnungssäulen auf!

Des Thales Hort, des Thales Hüter,
Sie wachen treu ob deinem Pfad;
Sie schauen mahnend zu dir nieder,
So acht' auf ihren ernsten Rath:
Gebet und Glaube, Tugendmuth,
Die sind zu allen Dingen gut.

Drum haben weislich unsre Alten
Den Tempel und das Hochgericht
Als Finger Gottes vorgehalten,
Zu mahnen ernst an Treu und Pflicht:
Hörst du es rufen ernst und laut?
Wohl dem, der ihrem Ruf vertraut!

Gw. **

Chur, in der Otto'schen Buchdruckerei.

1# Bündnerisches Volksblatt

zur

Belehrung und Unterhaltung.

Montag, Nro. 26. 21 Dezember 1829.

Schreiben an den bündnerischen Hausfreund *).

Felsenthal am 1 Dez. 1829.

Mein sehr werther Hausfreund!

Als Du lezthin bei uns ankamst und erklärtest, wie es komme, daß wir jährlich die vier Jahreszeiten haben, hörte ich Dir so aufmerksam zu, daß mir das Feuer in der Pfeife dreimal ausgieng, obgleich ich recht guten und dürren Hanauer gestopft hatte. Dennoch konnte ich Deine Erklärung nicht ganz begreifen, oder sie wollte mir nicht recht einleuchten. Wie mir, ist es noch andern ergangen, und unser Landammann Hans und sein Bruder, der Kirchenvogt Michel, haben gar behauptet, Du hättest die Sache nicht richtig erklärt. Deswegen giengen wir unserer etliche eines Abends zum alten Ammann Hans, wo unser Pfarrer oft anzutreffen ist, und baten denselben, daß auch er uns diese Sache erklären möchte. Es ist nämlich unser

*) Vom Hausfreunde selbst an die Redaction des Volksblattes übersendet, weil er, wie daraus hervorgeht, gerne klaren Wein einschenken will. —

Pfarrer nicht ein solcher, von dem man sagen könnte, er habe zwar die ganze heilige Schrift vor- und rückwärts auf den Fingern, und möchte auf der Kanzel in langen Predigten schwerlich seines Gleichen finden; in allen andern Dingen aber sey er so ein armer Tropf, daß man mit ihm weder eine Thüre einrennen, noch einen Hund vom Ofen locken könnte. Nein, so ist er nicht; er versteht die Schrift so gut, als irgend Einer, predigt mit allem Nachdruck, wie Einer, der Gewalt hat, und ist auch in allen andern Dingen, die ein geschulter Mann wissen und worüber er seinen Gemeindsgliedern Auskunft zu geben im Stande seyn soll, der erfahrenste, verständigste und vernünftigste Mann in Felsenthal. Deswegen gilt bei mir und den meisten andern Felsenthalern seine Meinung immer mehr, als alle Zeitungen und alle Kalender; so daß, wenn wir selbst in einer Sache nicht deutlich sehen, wir uns nach seiner Ansicht zu richten pflegen, sey es in geistlichen oder weltlichen Dingen. Nun hat dieser unser Pfarrer die Sache wegen der Jahreszeiten uns anders erklärt als Du, und ich will Dir seine Erklärung mittheilen, weil sie mir besser einleuchtet als die Deinige; Du aber magst gleichwohl die Sache selbst überlegen und für richtig halten, was Dir am Besten gefällt.

Gesezt, Du stehest irgendwo am Ufer eines kreisförmigen Sees, und in der Mitte des Wasserspiegels sey der Mittelpunkt einer Kugel, welche die Sonne vorstelle; ferner sey, in gerader Linie hinter dieser Kugel, nahe am jenseitigen Ufer, auch im Wasserspiegel der Mittelpunkt einer andern Kugel, welche die Erde bedeute. Genau die Hälfte jeder dieser Kugeln ragt also aus dem Wasser hervor, und die an den Kugeln liegenden Punkte des Wasser-

spiegels bilden um jede derselben einen Kreis. Von demjenigen Punkte dieses Kreises um die Erde, welches dem jenseitigen Ufer am nächsten liegt, denke Dir, es gehe längs der Kugeloberfläche bis zum höchsten Punkte derselben ein straff angezogener in neunzig gleiche Theile eingetheilter Faden. Von oben herunter gezählt, bei der Mitte des 24sten Theils stelle Dir ein Punkt auf der Kugeloberfläche vor und nenne diesen den Nordpol. Durch den Nordpol und den Mittelpunkt der Erde lege in Gedanken eine hinlänglich lange gerade Linie, so heißt dieselbe die Erdaxis, und der Punkt, wo sie in der untern, im Wasser liegenden Hälfte die Kugeloberfläche trifft, der Südpol. Dieser Südpol kann offenbar nicht der tiefste Punkt der Kugel seyn, sondern muß herwärts gegen Deinen Standpunkt, um eben so viel höher gegen den Wasserspiegel zu liegen, als der Nordpol auf der entgegengesezten Seite, gegen die an das jenseitige Ufer stoßende Wasserfläche hin, tiefer als der höchste Punkt liegt. Angenommen, das Wasser hindere die Bewegung der Sonnenstrahlen nicht, so kann die Sonne die ganze ihr zugekehrte Hälfte der Erdoberfläche, vom höchsten bis zum tiefsten Punkte derselben, bescheinen. Der Südpol und alle Punkte der Gegend um denselben, die von ihm nicht weiter entfernt als der tiefste Punkt der Erde liegen, erfahren also durch die Umdrehung der Erde um ihre Axis den Wechsel von Tag und Nacht nicht; indem sie beständig Sonnenlicht empfangen, und deswegen Tag haben, sie mögen während der Umdrehung höher oder tiefer als der Südpol selbst liegen. Eben so trifft der Wechsel von Tag und Nacht nicht den Nordpol und alle Punkte der Gegend um denselben, die von ihm nicht weiter entfernt liegen, als

der höchste Punkt der Erdoberfläche, indem sie von der Sonne nicht beschienen werden können, also beständig im Schatten liegen und Nacht haben. Punkte der Erd-Oberfläche, welche vom Südpol nur wenig weiter entfernt liegen, als der tiefste Punkt der Kugel, werden zwar durch die Umdrehung der Erde auf die Schattenseite hingeführt, es liegt aber bei weitem der größere Theil des Kreises, den sie während der Umdrehung beschreiben, auf derjenigen Seite der Kugel, die von der Sonne beschienen wird, so daß deswegen ihr Tag um Vieles länger ist, als ihre Nacht. Umgekehrt aber, werden Punkte der Kugeloberfläche, die vom Nordpol nur wenig weiter abstehen als der höchste Punkt der Kugel, durch die Umdrehung bei weitem den größern Theil ihres Kreises auf der Nachtseite beschreiben, und deswegen muß auch ihre Nacht bei weitem länger seyn als ihr Tag. In diese Lage zur Sonne kommt die Erde jährlich einmal, und dann hat der Nordpol und die zunächst daran liegenden Gegenden beständig Nacht, und wir Schweizer, die wir näher am Nordpol als am Südpol wohnen, haben den kürzesten Tag und des Winters Anfang am 22 Dezember. — Bewegt sich nun die Erde, so längs des Ufers um den See schwimmend, daß der Nordpol immer genau in der gleichen Höhe über dem Wasserspiegel steht und überdies beständig und auf die gleiche Weise nach der Dir gegenüber liegenden Gegend hingerichtet bleibt, so wird sie, wenn sie das äußerste Ende des Sees auf der linken Seite Deines Standpunktes erreicht hat, eine solche Lage haben, daß die Sonne ihre beiden Pole zugleich bescheinen kann, und daß, ausgenommen die Pole, jedes Punkt ihrer Oberfläche die Tag- und

Nacht-Gleiche hat. So steht die Erde gegen die Sonne am 22 März, und diese Zeit ist des Frühlings Anfang. Schwimmt die Erde so links des Ufers fort bis zu Deinem Standpunkte, so wird daselbst ihre nördliche Hälfte gegen die Sonne genau dieselbe Lage haben, wie Anfangs die südliche; nämlich der Nordpol und die nicht weiter als der höchste Punkt der Erde von demselben abstehenden Punkte der Erdoberfläche haben beständigen, und die Schweiz und andere europäische Länder den längsten Tag, der Südpol hingegen liegt in beständiger Nacht. Dieses ist die Stellung der Erde am 22 Brachmonat, und es ist dann des Sommers Anfang. — Gelangt aber die Erde rechter Hand hinaus bis an das äußerste Ende des Sees, so steht sie dort so, daß die Sonne wieder ihre beiden Pole zugleich bescheinen kann, und alle andern Punkte der Erdoberfläche Tag- und Nacht-Gleiche haben; dieses hat statt am 22 September, und an diesem Tage ist des Herbstes Anfang.

So erklärte unser Pfarrer uns die Sache wegen der Jahreszeiten, und fügte hinzu: es wäre dabei noch die Größe der Sonne und der Erde, so wie die Brechung der Lichtstrahlen und Anderes einigermaßen zu berücksichtigen; wir Bauern könnten uns aber mit der Hauptsache begnügen; und die genaue Erörterung der Nebenumstände füglich den Sternkundigen überlassen, ohne uns dadurch im Geringsten etwas zu vergeben. Was aber Deine Erklärung anbetrifft, so hat er sich ganz bestimmt dahin geäußert, daß sie ihm nicht genüge, weil gerade der Hauptgrund Deiner Ansicht, nämlich, daß der Nordpol bald sich gegen den Wasserspiegel senke, bald sich wieder höher erhebe, ganz und gar unrichtig, und folglich auch die darauf gegründeten Folgerungen nicht recht seyen. Und zwar könne so ein bedeutendes Sinken und Steigen des Nordpols, wie Du voraussetzest, unmöglich statt haben, weil, wenn dieses wirklich statt hätte, der Polarstern nicht während des ganzen Jahres die gleiche Lage gegen irgend einen bestimmt angenommenen Theil der Erdoberfläche haben könnte, wie er sie denn doch wirklich habe.

Uebrigens wünsche ich, daß Du, mein sehr werther Hausfreund, mir dieses Schreiben auf keinen Fall verübeln, sondern daß Du vielmehr künftiges Jahr uns

Felsenthaler in aller Liebe und Freundschaft wieder besuchen und uns, wie dieses Jahr, auf eine angenehme Weise unterhalten und belehren mögest.

Es grüßt Dich

Der alte Marti beim Brunnen.

Einige Bemerkungen bei Anlaß der in Chur, am 7 Dezember statt gehabten Feuersbrunst.

Es liegt nicht in der Absicht des Einsenders hier eine Beschreibung des Brandunglückes zu geben, welches neulich einen, Gottlob nur kleinen Theil der Stadt Chur betroffen hat, sondern blos einige dahin gehörige und vielleicht nicht werthlose Bemerkungen hervorzuheben.

Es gibt der Vorsorgen gegen Brandunglück zweierlei: Vorsichts- oder Verhütungsmaßregeln, und Löschanstalten. Beide theilen sich wieder in zwei Abtheilungen: die polizeiliche Organisation und das Materielle. In manchen Staaten kann die Feuer-Polizei in allen diesen Zweigen auf den gleichen Grad von Vollkommenheit gebracht werden; in unsern Verhältnissen ist dies nicht der Fall, denn weder in Verhütungs- noch in Löschanstalten dürfen wir je darauf rechnen, daß die Organisation, möchte sie auf dem Papier auch noch so gut eingerichtet seyn, in der Wirklichkeit strenge und pünktlich vollzogen werde. Dies gilt, mehr oder weniger, von Stadt und Land, von Feuerschau und Ofenvisiten, wie von Leitung der Spritzen und Bildung der Reihen. Desto größere Aufmerksamkeit und Anstrengung sollten wir billig auf das Materielle verwenden. Unter diesem verstehe ich, in der einen Beziehung, die möglichste Verhütung feuergefährlicher Bauten, namentlich die Abschaffung der Schindel- und Begünstigung der Ziegel-Dächer. Von der Wichtigkeit dieses Umstandes, hat der neuliche Brand wieder einen augenscheinlichen Beweis gegeben, denn es darf beinahe mit Gewißheit angenommen werden, daß wenn die, dem Brand zunächst ausgesetzten (und theilweise wirklich ergriffenen) Häuser, statt

mit Ziegel, mit Holz gedeckt gewesen wären, es, ungeachtet der glücklichen Windstille, selbst mit der doppelten Anzahl von Mannschaft und Löschgeräthschaften, — selbst bei der musterhaftesten Ordnung, nicht gelingen mochte, der Ausbreitung des Feuers so bald Einhalt zu thun. Da es übrigens leicht möglich ist, daß desfalls in Chur noch neuere und ausgedehntere Verordnungen getroffen werden, als die wirklich schon bis jezt bestehenden, denen die Stadt eine große Verminderung der Feuersgefahr verdankt, und daß dieselben wenigstens theilweise auch in andern Ortschaften unseres Landes anwendbar seyn könnten; so behält der Einsender sich auf diesen Fall die passenden Mittheilungen in diesen Blättern vor.

In der zweiten Beziehung zähle ich zum Materiellen, die Anschaffung guter und zahlreicher Geräthe zum Löschen, zum Einreißen und zum Flöchnen. Desfalls ist in gar vielen Gemeinden in neuerer Zeit Vieles geschehen in Anschaffung von guten Spritzen und Einführung der, nicht genug zu empfehlenden, hänfenen Schläuche. Hingegen möchte in vorkommendem Fall in gar vielen Orten noch der nemliche Mangel obwalten, der in Chur bei diesem und bei frühern Anläßen immer fühlbar war, daß es nemlich bei Ausbruch eines Brandes noch eine ziemliche Zeit an Wasser fehlt, wenn die Spritzen schon zur Stelle sind. Nun gibt es zum Herbeischaffen von Wasser viererlei Mittel, nemlich:

1. Das Bieten von Eimern durch Reihen. Dieses wird erst anwendbar, wenn eine hinlängliche Menge von Menschen und von Geschirr da ist, und auch dann hält es schwer die Reihen schnell und zweckmäßig einzurichten und nachher in Ordnung zu erhalten. Vollends dann ist dieses unmöglich, wenn entweder das Feuer sich vervielfacht, oder aber die ärgste Gefahr vorüber scheint, worüber man sich jedoch oft irrt.

2. Das Herbeitragen in Tausen oder Kürbsen, auf dem Rücken. Dieses Hülfsmittel ward in Chur schon seit Jahren eingeführt, und hat sich, sowohl zu Ordnung der Spritzen als zum Löschen im Innern der Häuser, immer sehr wirksam erwiesen, weshalb auch hier auf dessen noch weitere Ausdehnung angetragen werden möchte.

3. Das Hinzupumpen durch Schläuche von einer Spritze zur andern. Dieses ist in einzelnen Fällen sehr anwendbar, aber bei weitem nicht in allen, und namentlich nie im allerersten Augenblick, weshalb dieses nie als Haupthülfsmittel angesehen werden dürfen.

4. Endlich das Herbeiführen in Fässern auf eigends dazu bestimmten Karren. Die Fässer zu diesem Gebrauch können acht bis zehn Saum halten, müssen oben mit einem viereckigten Einguß oder Kastentrichter, und mit gehörigen Schöpfeimern versehen, dabei von ovaler Form seyn, um in der Breite Platz zu sparen; die Karren leicht, auf zwei hohen Rädern, mit ganz kurzer, stehender Deichsel, um von Hand gezogen und mit Leichtigkeit umgewandt werden zu können. Da vermittelst zwei solcher Fässer, besonders in ebenen Ortschaften, wenige Mann im ersten Augenblick eben so viel Wasser herbeischaffen können, als es vermittelst der Reihen oft erst nach Ablauf einer halben Stunde geschieht, so ist dieses, bisher bei uns vernachläßigte Hülfsmittel, sehr anzuempfehlen, so wie denn überhaupt bei Feuersgefahr immer die Anstalten die besten sind, die bei gleicher Wirksamkeit die kleinste Menschenzahl erfordern. Ganz besonders würde sich dann der Vortheil der Tausen und der Fässer über die Reihen in solchen Fällen zeigen, wo durch Hinzuthun von warmem Wasser das Einfrieren der Spritzen abgewendet werden soll.

Die Vorkehrungen zum Einreißen und zum Flöchnen scheinen, so wichtig dieselben in Städten sind, aus vielen Rücksichten ungleich weniger wichtig und zudem weniger anwendbar in Dörfern, und werden deshalb hier mit Stillschweigen übergangen.

Ein anderer hieher gehöriger Gegenstand ist die Versicherung in den Feuer-Assekuranzen. Bezüglich der Gebäulichkeiten selbst, sind die Vortheile, welche in dieser Beziehung mehrere ausländische Anstalten darbieten, in unserm Lande schon allgemein bekannt, und wenn auch noch da und dort Unwissenheit, Vorurtheil oder übelverstandene Sparsamkeit Manchen in einer Verblendung erhalten, die er vielleicht ein Mal schwer bereuen könnte; so wird doch die Anzahl derer, welche diese, so höchst wohlthätige Einrichtung benutzen, täglich größer. Weit

weniger benuzt, und selbst weniger gekannt sind hingegen die Anstalten um Mobilien und Fahrnisse aller Art zu versichern, und doch wäre auch diese Vorsicht für manchen Hausvater sehr rathsam.

Diesfalls verdient namentlich die Schweizerische Gesellschaft zu Versicherung des Mobiliars gegen Brandschaden anempfohlen zu werden. Denn da dieselbe einzig nur die Wohlthat für die Versicherten zum Zwecke hat, und durchaus auf keinen Gewinn rechnet, sogar von Zentralbeamten ganz unentgeldlich verwaltet wird; so ist es ihr möglich geworden, ihre Preise bedeutend unter diejenigen der andern, auf eigenen Gewinn berechneten Anstalten der Art herabzusetzen. Indem der Einsender im Allgemeinen auf die, in Nro. 100 der Churer Zeitung enthaltene Ankündigung hinweist, hält er es für dienlich aus den ziemlich weitläufigen Statuten und Tabellen, hier einige einzelne, namentlich den Landleuten wissenswerthe Angaben auszuziehen.

Wenn z. B. Einer sein Heu oder Korn versichern wollte (Lezteres möchte im Engadin leicht vorkommen, wo das Korn lange Zeit unausgedroschen aufbewahrt wird); so hat er nichts anderes zu thun, als dasjenige Quantum, was er, entweder eingebracht hat oder bei der bevorstehenden Erndte einzubringen rechnet, nach eigenem Ermessen, zu laufendem Preis anzuschlagen, so nieder er will, niemals aber zu hoch. Auf diesen Anschlag hin nimmt er einen Versicherungsschein, wofür er, wenn die Gegenstände in halb oder ganz hölzernem Stall aufbewahrt werden, jährlich für Tausend Gulden Werth fl. 1: 45 kr. zahlt, und überdies, ein für alle Mal, 6 Schw. Batzen für Einschreibgebühr, Schein und verschiedene andere Papiere. Fällt dann ein Brandunglück vor, so wird dem Versicherten dasjenige Quantum, was wirklich verbrannt, oder bei Anlaß des Brandes verderbt worden ist, nach laufendem Preise baar vergutet. Die Grundsätze, nach welchen das Quantum des beim Brand wirklich bestandenen, des geretteten und des zerstörten Vorraths ausgemittelt wird, sind in den Statuten angeführt, und keineswegs belästigend oder weitläufig. Gleichermaßen wird hinsichtlich des Viehes verfahren, wobei noch zu bemerken ist, daß auch Beschädigung durch Blitzstrahl vergutet wird.

Bezüglich von Mobilien, Betten, Kleidern, Früchten u. a. m. ist wesentlich zu bemerken, daß wenn dieselben in gemauerten Häusern aufbewahrt liegen, je nachdem diese mit Holz oder Ziegel bedeckt sind, auf fl. 1000 Werth nur 30 kr. bis fl. 1: 30 kr. fürs Jahr entrichtet wird.

Bedenkt nun der Hausvater, wie leicht ein Brand ihm in wenigen Augenblicken alle seine Vorräthe verzehren kann, so wird er nicht anstehen, sich durch so geringe Abgabe das Recht auf baaren Ersatz des ganzen Werthes zu sichern.

Bezüglich des lezten Brandes in Chur, ist der Einsender von der Redaktion der Churer Zeitung beauftragt worden, bei Anlaß dieses Artikels zu erklären, daß in dem Aufsatz des Nro. 101, bei Aufzählung der, vom Lande zu Hilfe gekommenen Spritzen, derjenigen aus der Herrschaft nur darum keine Erwähnung geschah, weil dem Berichterstatter nur eben die wirklich anwesenden bezeichnet wurden; daß aber von Seiten der Einwohnerschaft von Chur die Bereitwilligkeit, womit auch jene Gemeinden zur Hülfe herbei eilten, (da sie dann aber schon unterwegs die glückliche Abwendung größern Verderbens erfuhren) mit gleicher Dankbarkeit, wie gegen die Andern, erkannt wird.

Es haben übrigens die benachbarten Thalbewohner sich nicht nur werkthätig beim Löschen bewiesen, sondern zum Theil auch seither durch Zufuhr von Lebensmitteln, von einer Seite auch durch sehr dankenswerthe Anträge von Hülfleistungen an das Gemeinwesen, ihre ächt brüderlichen Gesinnungen gegen ihre Landsleute in der Stadt beurkundet, und sich Ansprüche auf den aufrichtigen Dank der Leztern erworben.

P.** C.***

Das Volksblatt an seine verehrten Leser, am Schlusse des ersten Jahrgangs.

Wieder einmal geht ein Jahr zu Ende, und hunderttausend kleine und große Kinder studiren schon an recht wohl gedrehten Wünschen auf das herannahende neue. Die, freilich, können alle ihrer Sache gewiß seyn, daß

ihre Herren Oheime, Götti und andere Patrone ihr gereimtes und ungereimtes Gerede gern oder ungern anhören werden; denn der erste Jenner ist nun einmal der Tag, an dem Leute, die sich sonst das ganze Jahr hindurch nicht einen Pfifferling um einander kümmern, gegenseitig Glückwünsche austheilen und empfangen müssen. Nur ich armes Kind weiß nicht, wie viel von meinen anfänglichen Gönnern im neuen Jahr (erst das zweite meines Lebens) mich wieder empfangen, — wie viele Andere dagegen, weit entfernt ein Birnbrödchen oder ein paar Bluzger für mich in Bereitschaft zu halten, mir vielmehr von Stund an die Thüre vor der Nase zuschließen werden. Drum will ich, ehe mich ans Auswendiglernen eines vorwärtsschauenden Neujahrswunsches zu machen, von dem ich nicht weiß wem er zu gelten haben wird, lieber einige rückwärts gerichtete Altjahrsbetrachtungen anstellen, denen meine bisherigen Freunde noch geneigtes Gehör schenken werden.

Das Geschwätz der zarten Kindlein macht zwar zuweilen den Leuten (immer mit Ausnahme von Pappa und Mamma) etwas Langeweile, wird aber sonst allgemein als etwas sehr Unschuldiges und Liebliches betrachtet. Mir aber muß ich fast fürchten, seyen von meinen Vätern, Götti und andern Wohlthätern (gehofften nämlich) schon die ersten Laute zur Sünde angerechnet worden, denn die Meisten unter ihnen hielten ihr Versprechen zu Unterstützung des Neugebornen nicht viel besser, als mancher andere Gevatter das, was er beim Taufstein abgelegt hat. Darum sah ich auch Anfangs etwas mager aus, bis endlich von anderer Seite her einige ansehnliche Kindbett-Schicketen an meine liebe Mamma Druckerpresse gelangten, und ich anfing etwas zuzunehmen, oder, wie wir in Bünden sagen, zu trühen.

Dermalen nun bin ich, wenn man mich auch schnürt und preßt wie ein neumodisches Frauenzimmer, bereits zu einem ordentlichen Umfange gediehen. Aber damit ists leider noch nicht ausgemacht, denn schon bei der Taufe hat man mir eine gar schwere Aufgabe an die Stirne geschrieben, und dabei mit unvermeidlichem Tode gedroht, wenn es mir nicht glücke, sie zu lösen! Belehren, unterhalten, wohl gar beides zugleich! Wenn das

Daseyn aller andern Menschenkinder an so harte Bedingungen geknüpft wäre, die Bevölkerung dies- und jenseits der Berge würde, trotz Sanitätsrath, Kuhpocken und Hebammenschule, bald zusammenschmelzen, wie der Merzenschnee im Pföhnwetter!

Wie man nun deshalb mit mir zufrieden ist, muß ich freilich mit Geduld gewärtigen, denn dazu bin ich schon alt genug, um zu wissen, daß auch die süßesten Worte des Wirths den Gast nicht mit saurem Wein und schlechter Kost auszusöhnen vermögen. Drum will ich es auch gar nicht versuchen, dem geneigten, und weniger noch dem ungeneigten Leser zu beweisen, daß was ihm langweiliges Geschwätz schien, im Grunde tiefe Weisheit enthielt, und daß er hätte laut auflachen sollen, wo er gähnte und einschlief, und deshalb nur um gütige Nachsicht bitten. Sollte ich dann vollends das Unglück gehabt haben, jemanden durch irgend ein Wort, ein Komma oder einen Gedankenstrich, in Prosa oder in Versen, Verdruß oder Aerger zu verursachen, so wäre mir dies gar erschrecklich leid. Ich würde auch, gleich andern Kindern, die etwas verfehlt haben, das Versprechen hinzufügen, „es gewiß nicht wieder zu thun" (und es denn auch eben so treulich halten wie jene) wenn ich nur erst wüßte, durch was ich gesündigt haben möchte, denn mit Wissen und Willen kann so was nicht von einem frommen Kinde geschehen seyn, dessen Gemüth Satyre und Spottsucht wo möglich noch fremder sind, als Säure unserm Neunundzwanziger!

Daß übrigens etwa da und dort ich ein Böcklein geschossen, oder bei Leuten, die keinen Spaß verstehen, (eine Kunst zwar, die jeder Verständige üben sollte) ein Hühnchen vertreten hätte, wäre schon möglich, und darf mir eben auch nicht so hoch angerechnet werden. Es war ja das abgelaufene Jahr überhaupt ein Jahr der Irrthümer, der unerwarteten Ereignisse und der ungleichen Ansichten, für die gescheidsten Köpfe, nicht nur hier zu Land, sondern sogar in London, Wien und Paris.

So z. B. hielten in jenen Städten viele Leute die Straße über den Balkan und von da nach Konstantinopel für komplet ungangbar, und zuletzt zeigte es sich, daß sie breit genug war für die russischen Kanonen vom größten Kaliber; bei uns hingegen wollten Viele die Straße über

den Splügnerberg für die einzige fahrbare Straße zwischen Chur und Mailand ausgeben, und jezt ist man froh, wenn man mit einem Malixerwägelchen durchkömmt. Die Mauern der türkischen Kaiserstadt blieben aufrecht stehen, troz Krieg und Kriegsgeschrei; die aber unserer christlichen Kantonsstadt sind eingefallen *), obgleich auf hundert Meilen in die Runde kein anderer als Zungen- und Federkrieg geführt wird, und selbst ehe noch der Torklet angefangen hat, dessen Gesänge allerdings zuweilen jene bekannte Posaune ersetzen könnten. In so manchen Ländern, nach Osten und Westen, weiß man zwar den Werth zahlreicher Unterthanen gar wohl zu schätzen, kehrt sich aber sehr wenig an ihr Gerede und Geschrei; bei uns ists umgekehrt, denn während man von mancher Seite her behaupten hörte, daß die Stimme der Ochsen und der Esel nur gar zu viel gelte, stund das liebe Vieh selbst nur in sehr geringem Preise.

Aber nicht genug, daß die thörichten Menschenkinder mehr Fehlschüsse noch machten als gewöhnlich, auch die liebe, alte und gescheidte Mutter Natur, schien in diesem abgelaufenen Jahre ganz kuriose Einfälle zu haben. Im heißen Spanien ließ sie im August schneien, und im kalten Schweizerland, im Oktober, mitten durchs Schneegestöber donnern und blitzen; jezt läßt sie im untern Misoxerthale urplözlich links und rechts Kreidenbäche hervorquellen **). Wenn die aber etwa dazu dienen sollen, um von da an abwärts bis Rom und Neapel alle Carbonari weiß zu waschen, so wird sie wohl noch etliche Röhren anspinen müssen, und es braucht einen bessern

*) In der Nacht vom 20 auf den 21 Sept. stürzte ein Theil der Ringmauer beim untern Thor, in der Länge von circa 70 Schuh, bis auf den Grund zusammen, ohne daß eine unmittelbare Ursache bekannt wäre.

**) Kurze Zeit nach den großen Wassergüssen, sah man in der Gegend von Leggia auf der rechten Thalseite plözlich eine Menge Quellen eines, mit einem weißlichen Stoff stark vermischten Wassers hervorsprudeln, dann bald gänzlich versiegen und am gegenüber liegenden Ufer der Moesa so reichhaltig hervortreten, daß die helle Farbe im ganzen Strom bemerkbar wurde.

Sommer, als der vergangene, bis Alle wieder trocken sind. Ueber all den Wetterlaunen wurden aber auch die Barometer so verwirrt, wie die Advokaten, wenn sie unsere Gerichtsstatuten studiren sollen, und ihre Angaben über die Zukunft verdienten bald nicht mehr Zutrauen, als die mancher Zeitungen über die Vergangenheit.

Daraus sind dann hinwieder für das arme Menschengeschlecht vielerlei Konfusionen und Fatalitäten entstanden. Das Wasser gerieth besser als der Wein, das Ungeziefer besser als das Obst, und wenn man je von irgend wo erzählen hörte, daß vor lauter Aepfeln man kaum die Blätter sehe; so war ganz gewiß nur die Rede von Zankäpfeln und Zeitungsblättern.

Unsere Bergstraßen wollten, in einem Anfall von Legitimitätsprinzip, die Sachen auch einmal wieder auf den alten Fuß gestellt wissen, und das gelang ihnen auch namentlich drüben im St. Jakobsthal so gut, daß die alten Saumsättel wieder aus ihren Winkeln hervorkrochen, wie die Ausgewanderten nach der französischen Revolution, und triumphirend auf die verdrängten Wägen herablickten. Bei uns stellte die Viamala sich an die Spitze des Restaurationssystems und bestand mit viel mehr Eigensinn darauf, ihrem alt hergebrachten Titel mit der That zu entsprechen, als manche Leute, die sich Weisheiten und Gnaden nennen lassen. Ja es fehlte nicht viel, daß dem Thusner, um der bekannten Einladung des obern Nachbarn (komm mir nur nach Schams) zu folgen, nicht nur blos eine Via mala, d. h. ein schlechter Weg, sondern gar keiner offen geblieben wäre. Da hieß es denn freilich bei den Eilwagen: „Eile mit Weile;" es wurde für die Posthalter die fette Bezahlung der Extrapost zur höchst seltenen Extrakost, und die blasenden Postillions hier und dort hatten fortan nichts als Trübsal zu blasen!

Dürfte man sich nun so sehr verwundern, wenn das Volksblatt, mit angesteckt von so allgemeiner Verkehrtheit, statt unterhalten und belehrt, gelangweilt und bethört hätte? Und, wäre dies nach des Einen oder Andern Meinung wirklich der Fall, sollten diese Leute, die doch gewiß die Hoffnung nicht aufgeben, daß wir auch einmal wieder trockene Sommer und gute Weinjahre, und dabei

auch in der Nähe, statt des langweiligen Friedens ein Bischen kurzweiligen Krieg erleben werden, denn allein an meiner Besserung verzweifeln?

Wenn ich übrigens mich selbst und meine ältere Schwester, die unschuldsvolle Churer Zeitung, neben den Kindern anderer Schweizerischer Druckerpressen betrachte, so möchte ich feuerroth werden vor Scham, daß auch so gar nichts an uns eine moderne Erziehung, ein Fortschreiten mit dem Zeitgeist beurkundet. Kein Wort von Trennung der Gewalten, von Bundesstaat und Staatenbund, von Sektenwesen, von Zwang, Beschränkung, Freiheit und Lizenz der Presse; — keine Verdächtigung der Behörden, keine pomphafte Lobreden über ihre glänzenden Leistungen, wären es auch nur in eidgenössischen Toasts; nicht einmal im Allgemeinen ein zeitgemäßer Stoßseufzer über die Feuerbrände, womit die Liberalen und die Aufklärer, — über die ägyptische Finsterniß, womit die Absoluten und die Obscuranten das ganze alte Europa bedrohen! Wie mag man heutzutage auch nur Schriften drucken, die solcher Würze entbehren?

Mit der Frage möchte ich nun freilich Manchem eben recht kommen, denn sie gibt ja die schönste Gelegenheit, uns freien Bündnern das Nro. 97 der Churer Zeitung mit der breiten Zensurlücke recht beschämend vor Augen zu halten.

In der That weiß ich nicht, ob ich das liebe Schwesterchen über dieses Ereigniß mehr beneiden oder bemitleiden soll; denn wenn es auch ausgemacht ist, daß an Schönen ihrer Art man eine Zensurlücke für gar viel interessanter hält, als an einer Andern etwa eine Zahn- oder anderweitige Reizlücke, so thut es mir doch gewissermaßen weh, daß das, sonst für so bescheiden gehaltene Töchterchen, nun auf einmal so viel von sich reden macht, und sich vielleicht bei dem Anlaß eine Celebrität zuzieht, auf die ich eben nicht viel halte.

Mag nun übrigens jenes weiße Feld auch zum weiten Feld werden, für Erörterungen und Distinktionen aller Art, ob die Setzlinge, die diesmal darauf gepflanzt waren, mit Grund oder Ungrund als Unkraut betrachtet, ob sie in Folge eines Landesgesetzes, einer Polizeiverfügung oder einer Art von Vertrag ausgemerzt worden seyen; mich

scheinen keine jener Voraussezungen zu berühren, und ich kann versichern, daß so lange ich auf der Welt bin, noch kein Mensch mich im Voraus gefragt hat, was ich zu erzählen vorhabe.

Mit alle dem möchte mancher tiefblickende Welt= und Menschenkenner es in seiner Weisheit viel erklärlicher finden, daß ein kluges Kind sich so vorsichtig benehme, als daß es mit einer, nach jezigen Begriffen, bei solchem Zwang nothwendigerweise höchst faden Unterhaltung dennoch von vielleicht einem Zehntheil der deutschlesenden Einwohnerschaft so freundlich aufgenommen werden konnte. Diese Zweifler mögen aber bedenken, daß, wie für die Leibes=, so auch für die Geistesnahrung, es einfache Hausmannskost gibt, und daß erst, wenn man an dieser mehr oder weniger übersättigt ist, das Bedürfniß nach andern stärkern Ingredienzen eintritt, bald als Würze für den Gaumen, bald als Arznei für den Magen. Die sollte man denn aber freilich mit großer Mäßigung gebrauchen, denn zu viel des Einen erhizt, zu viel des Andern stumpft ab.

Zum Glück nun gibt es in den Bündnerschen Thälern noch viele Leute, die für Leib und Seele auch einfache Kost zu schätzen wissen, und von diesen hoffe ich auch im künftigen Jahre wieder wohlwollend aufgenommen zu werden. Deswegen bleibt es ja einem Jeden unbenommen, sich Zucker und Kaffee zu verschreiben aus Stuttgart und München oder aus zwanzig andern literarischen Garküchen und Zuckerbäckereien des schreiblustigen Deutschlands; konzentrirte Fleischbrühtafeln von St. Gallen; Blätterteig mit verschiedenartiger, saurer und süßer Fülle von Zürich und Aarau, und endlich Brechmittel, Assa foetida und Ratzenpulver von **n und von **n.

Jezt lebt wohl, freundliche Leser, und weil's nun doch bald an ein Wünschen geht, so fange ich gleich mit dem Wunsche für mich selbst an: es seye dieses Lebewohl gegen Euch Alle nur ein Lebewohl auf Wiedersehn!

P.** C.**

Chur, in der Otto'schen Buchdruckerei.

Ankündigung.

Lehren der Erfahrung.

für

christliche Land- und Armen-Schullehrer.

Eine Anleitung zunächst für die Zöglinge und Lehrschüler der freiwilligen Armen-Schullehrer-Anstalt in Beuggen, von Christian Heinrich Zeller, Schul-Inspektor. 3 Bände mittl. 8°; zusammen XII. und 714 Seiten. Basel 1827 und 1828.

Im Verlag des Vereins dieser Schul-Anstalt, und in Commission bei C. F. Spittler in Basel, so wie in der löbl. Herrman'schen Buchhandlung in Frankfurt,
- J. P. Raw'schen - in Nürnberg,
- F. Steinkopf'schen - in Stuttgardt.

Preis 3 fl rheinisch netto.

Wenn es mit der Menschheit im Allgemeinen, und im Besondern mit ihren verwahrlosten Ständen besser werden soll, so ist es wohl für den, der die Bibel für Gottes Wort und die Erfahrung für Gottes Finger anerkennt, ausser Zweifel, daß die Besserung nicht von aussen herein bewirkt werden könne, sondern von innen heraus bewirkt werden müsse. Das aber gilt besonders bei der Volks- und Armen-Schule.

Wie diese Aufgabe — so weit es Menschen möglich ist — gelöst werden könne, und wirklich schon in Bezug auf viele arme, früher verwahrloste Kinder gelöst worden sey, darüber geben Zellers auf vieljährige (27jährige) eigene Erfahrung gegründete Lehren, in obigem Buche ausführliche Kunde.

Der äussere Unterricht — wenn wir die „Unterrichts-Objekte für's tägliche Leben" also bezeichnen dürfen, ist nach diesen Lehren nicht nur nicht als überflüssig und daher etwa verwerflich dargestellt, sondern gar sehr empfohlen, und seine Anordnung dem ganzen Umfange nach auf's genaueste und bis ins Einzelne gehend, nachgewiesen, und die Erfahrung hat bereits seit 9 Jahren in Beuggen selbst, und seither in Schulen, deren Lehrer in Beuggen gebildet wurden, gezeigt, was solcher Unterricht und solche Schulzucht leisten können.

Aber es ist hier zugleich praktisch dargethan, daß auch in dieser höchst wichtigen Beziehung das Wort der Schrift Psalm. 111, 10. Wahrheit bleibe: „Die Furcht des HErrn ist der Weisheit Anfang."

Niemand, dem das wahre Gedeihen der Volks- und Armen-Schulen, und die von daher zu erwartenden segensreichen Folgen für Erde und Himmelreich am Herzen liegen, wird die Gründlichkeit und daherige Brauchbarkeit dieses Buches verkennen, und selbst der wissenschaftlich gebildete Pädagog — seine Ansichten über die in diesem Buche aufgestellten christlichen Grundsätze mögen seyn, welche sie wollen — wird es nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

Auch in seiner äussern Ausstattung dürfte es hinsichtlich des Drucks und Papiers nichts zu wünschen übrig lassen.

Wir glauben diese Schrift, deren Ertrag übrigens der Armen-Schullehrer-Anstalt in Beuggen zufällt, mit keinem bessern Wunsche in's größere Publikum — und namentlich das der Schullehrer und Schul-Ephoren — begleiten zu können, als mit den, den ganzen Geist des Buches scharf bezeichnenden Schlußworten des Herrn Verfassers selbst:

„Möge das, was hier aus Erfahrung gelehrt worden ist, alle Schullehrer ermuntern, zu glauben, daß sie mehr unter ihren Kindern seyn können, als bloße Lese-, Schreib- und Rechenmeister. Möge es sie überzeugen, daß eine christliche Schulzucht, eine christliche Seelenpflege in den Schulen möglich, und kein Traum ist, und alle Redlichen ermuntern, diesen Theil ihres Schulamtes für den wichtigsten und seligsten zu halten, und darinn zu bleiben bis an das Ende."

Von dem gleichen Hrn. Verfasser erscheint seit N. J. 1829. — und zwar zu den gleichen moralischen, und ökonomischen Zwecken — ein

„Monaths-Blatt von Beuggen.“

(Der Jahrgang von 12 Bogen in 4°, vor manchem andern Volksblatte durch schönes Papier und guten leserlichen Druck vortheilhaft ausgezeichnet, kostet in Basel 24 Kr. netto.)

Wenn, wie wir nicht zweifeln wollen, die Fortsetzung den bereits erschienenen Januar und Februar-Bogen gleicht, so wird dieses Blatt bald um seines innern Reichthums willen zu den vielgelesensten, und was noch mehr ist — zu den segensreichsten Volks-Blättern gehören. Um einen annähernden Begriff über den köstlichen Inhalt zu geben, nennen wir hier blos die bereits eröffneten Rubriken: I. Rundschreiben an die Schullehrerzöglinge oder an die zerstreuten Pflegkinder von Beuggen. II. Kurze Antworten an Einzelne, Verschiedene. III. Briefe, Briefauszüge und Mittheilungen von Verschiedenen. IV. Lebensläufe (z. B. Selbstbiographie eines armen Knaben). V. Gedanken beim Bibellesen. Vor der Hand werden wohl diese genannten Rubriken stehende Artikel bleiben. Es ist aber mit Grund zu erwarten, daß bei der vieljährigen Amts- und Herzenserfahrung des verehrten Verfassers sich noch manche Zahl späterhin anreihen, und geben wird, was sich nicht gerade in die oben angezeigten Nahmen einschieben läßt, und doch sowohl für die mit Beuggen enger verbundenen Leser, als auch für jeden andern christlichen Abnehmer des Blattes, nützlich, lehrreich und erbaulich zu lesen und zu beherzigen seyn dürfte. Die beispiellose Wohlfeilheit des Blattes macht dasselbe selbst für die ärmste Volksklasse zugänglich, und gerade dieser Umstand ist ein Beweis, daß der Hr. Verfasser nicht um's Honorar schreibt, sondern recht eigentlich für's Volk und zum Volk. Und so er, nun auch durch sein „Monaths-Blatt“ ihrer etliche, wo nicht viele gewinnt, oder andere, auf gutem und ewigem Wege mit Gottes Hülfe erhält; so ist ihm das gewiß eine unendlich süßere Belohnung, als die höchste Summe, die ihm geboten werden könnte, oder auch als der Gedanke, daß die Volkserzieher und Volksschriftsteller — nemlich die solche im wahren Sinne sind — mit den größten Geistern aller Jahrhunderte auf Einer Linie stehen.

Wir benützen diese Ankündigung, um auch die

Biographische Notizen
über
Thomas Scott, Dr. der Theologie,

zu empfehlen, und dieß besonders den Studirenden der Theologie selbst.

Auf 66 Sedezseiten mit des sel. Mannes Bildniß, fac simile in lithographirtem Umschlage, ist größtentheils mit seinen eigenen Worten ein Blick in seine Bildungszeit, in sein Herz und Leben, in seine frühen Glaubensverirrungen und nachherige Umkehr, in sein fruchtbares Wirken als Geistlicher und Schriftsteller zugleich gegeben, und es wird wohl keinen reuen, sich dieses kleine Schriftchen angeschafft und gelesen zu haben.

Der Preis ist 20 Kr.

Ebenso zeigen wir hiemit das Erscheinen des

3ten Heftes der Griechen-Blätter

an, das genaue Kunde über den Zustand und Gang der in Beuggen — abgesondert von der Armen-Schullehrer-Anstalt daselbst — befindlichen Anstalt zu Erziehung junger Griechen giebt. Dem Hefte ist eine lithographirte Ansicht des Beuggener Schloßhofes, die Hauptseite des zur Griechen-Anstalt benützten ehemaligen Verwaltungsgebäudes darstellend, beigegeben. Auch dieses Heft, nebst den zwei früheren — jedes zu 30 Kr. wird Jedem, dem Griechenland theuer ist, und der gerne etwas Weniges zur Unterstützung der genannten Anstalt aus christlichem Sinne beitragen möchte, freundlich empfohlen.

Nächstens erscheint:

Köllner's Selbstbiographie

mit dessen Bildniß, 2te um 19 Jahr vermehrte Auflage.

Verkaufs-Anzeige.

Der neue Bündnerische Sammler ist durch seinen beträchtlichen Gehalt lehrreicher und schöner Abhandlungen sowohl im Auslande als in Bünden selbst bekannt und geschäzt; zwar betreffen die meisten Aufsätze nur unsern Kanton vornehmlich in statistischer, ökonomischer und industrieller Hinsicht, aber viele derselben haben einen so anerkannten Werth, daß um ihretwillen der Sammler auch von andern Schweizern und Ausländern gesucht wird. Da nun seit geraumer Zeit häufig Nachfragen um Ankauf desselben von verschiedenen Seiten geschehen sind, so hat die Naturforschende Gesellschaft beschlossen, ihren Vorrath soviel möglich zu vervollständigen und um billige Preise zu verkaufen, damit die in den sieben Jahrgängen oder 32 Heften enthaltenen Abhandlungen denen zugänglich werden, die sich darum interessiren. Wir zählen zu genauerer Kunde des Inhalts die einzelnen Abhandlungen hier auf, wie solche in den verschiedenen Heften gefunden werden:

Erster Jahrgang.

I. Heft.

1. Anleitung für die Landleute, über Zubereitung, Sammlung und Vermehrung des Düngers.
2. Fragmente zur Beschreibung des Unterengadins.
3. Vermischte Nachrichten.

II. Heft.

1. Ueber die Nothwendigkeit, die Landstraßen in Bünden in bestmöglichsten Stand zu stellen.
2. Etwas über Sanitätsanstalten und Vorsichtsmaßregeln bei Viehseuchen.
3. Zufällige Gedanken über die für Bünden zuträglichen Industriezweige.
4. Anleitung zum Asche brennen.
5. Abhandlung über die Gewinnung des Oels aus einheimischen Produkten.
6. Etwas von dem Ueberwintern der Bienen.
7. Beschreibung der Gemeinde Seewis im Brättigau.
8. Vermischte Nachrichten.

III. Heft.

1. Rede des Präsidenten der ökonomischen Gesellschaft des Kantons Graubünden.

IV. Heft.

V. Heft.

VI. Heft.

Zweiter Jahrgang.

I. und II. Heft.

III. und IV. Heft.

V. und VI. Heft.

Dritter Jahrgang.

I. Heft.

II. Heft.

III. Heft.

IV. Heft.

Vierter Jahrgang.

I. Heft.

II. Heft.

III. Heft.

Sechster Jahrgang.

I. Heft.

1. Zweiter Bericht an die Herren Theilnehmer der Subscription zur Untersuchung der Rhein- und Nolla-Gegenden.
2. Verbesserte Methode des Sprengens mit Pulver.
3. Sechster Bericht über die Schutzpockenimpfung.
4. Ueber das Ausarten der Kartoffeln.
5. Bemerkungen über den Viehhandel Bündens nach seinen äußern und innern Verhältnissen.
6. Etwas über die Geschichte und Verbreitung der Kartoffeln.

II. Heft.

1. Beschreibung des Hochgerichts der Fünf Dörfer. (Fortsetzung und Beschluß.)
2. Anzeige.
3. Korrespondenznachrichten.

III. Heft.

1. Einige Resultate aus 26jährigen Witterungs-Beobachtungen in Marschlins.
2. Uebersicht der bisherigen Höhenmessungen und Ortsbestimmungen in Bünden.
3. Nachricht von einigen in Bünden seit kurzem gefundenen Münzen.
4. Bruchstücke einer Beschreibung der Gemeinde Hohentrins.
5. Beiträge zu dem Versuch einer Vergleichung der Bündnerischen Maaße und Gewichte.
6. Unmaßgeblicher Vorschlag zur Anlegung einer guten, fahrbaren Straße durch das Thal Brättigau.
7. Vergleichung des Kornertrags in verschiedenen Jahrgängen.

IV. Heft.

1. Landwirthschaftliche Beschreibung d. Oberengadins.
2. Wanderung durch den Rhäticon.
3. Ueber die Käsbereitung; Fragmente aus Erfahrungen und Italienischen Schriften.
4. Das Blaufärben wollener Zeuge ohne Indigo.
5. Spanische und halbspanische oder Metiswolle zu waschen.
6. Zweite Jahresrechnung der zinstragenden Ersparniß-Kassa für Graubünden.
7. Nachträge zum Neuen Sammler.

Siebenter Jahrgang.

I. Heft.

1. Ein Wort über die Behandlung und Benutzung der Wälder in Bünden.
2. Beschreibung der Gemeinde Flims.
3. Notizen über die Geschichte der Gemeinde Flims und der Herrschaft Belmont überhaupt; als Anhang zu der vorstehenden Beschreibung.
4. Fragmente über die Lanquart.
5. Eine Aufforderung an Weingutsbesitzer.
6. Mittel das Eisen gegen Rost zu sichern.
7. Eine Anmerkung über Waldpflanzungen.
8. Ueber die Erziehung der Kartoffeln aus ihrem Samen.

II. Heft.

1. Drittes Fragment zur Geschichte der neuen Lanquart-Bewuhrung.
2. Bemerkungen auf einer Wanderung durch das Vorarlberg.
3. Vergleichende Witterungsbeobachtungen der Jahre 1809, 1810 und 1811.
4. Beiträge zu einer Topographie von Avers.

III. Heft.

1. Beschreibung des Thals Bergell.
2. Ueber die Käsfabrikation.
4. Dritte Jahrrechnung der zinstragenden Ersparniß-Kassa für Graubünden.

IV. Heft.

1. Beiträge zur Geschichte der Landstraßen Bündens.
2. Eine Bemerkung über die Julier-Säulen.
3. Siebenter Bericht über Schutzpockenimpfung.
4. Chemische Untersuchung des Fidriser Mineralwassers.
5. Ergänzung der Höhenmessungen in Bünden.
6. Korrespondenznachrichten.
7. Kirchenlisten von Chur.
8. Bemerkungen auf einer Wanderung durch das Vorarlberg.
9. Nachtrag über das Bündner Maß und Gewicht.
10. Nachtrag zu den Berichten über Schutzpocken-Impfung.
11. Nachschrift.

Es ist leider der Gesellschaft nicht gelungen, alle vorräthigen Exemplare zu vervollständigen und es fehlen daher in den einzelnen Jahrgängen bald mehr bald weniger H-

indessen ist es wahrscheinlich, daß es auch Liebhaber zu einzelnen Heften gebe, wenn gerade in diesen solche Aufsätze enthalten sind, die für sie einen besondern Werth haben, oder auch, wenn ihnen einzelne Hefte oder Jahrgänge fehlen, zur Vervollständigung eines defekten Exemplars. Auch zu dem Zweck haben wir oben den Inhalt eines jeden Heftes angegeben, damit Kauflustige sich dasjenige auswählen können, was ihnen gerade dienen kann. Den ganzen Vorrath haben wir in sechs Klassen eingetheilt: von den ersten fünf Klassen wird kein Heft einzeln, sondern nur die ganze Reihe der vorräthigen Hefte verkauft; von der sechsten Klasse aber wird jedes Heft einzeln nach beliebiger Auswahl um sehr billigen Preis abgetreten. Alle Hefte, wenige ausgenommen, sind bereits broschirt und mit gehörigem Titel und Inhaltsregister versehen, daher Kauflustige keine weitern Einbandsunkosten zu bestreiten haben. Inhalt und Preis eines jeden Exemplars aus allen sechs Klassen läßt sich aus folgender Uebersicht ersehen:

Erste Klasse enthält 9 vollständige Exemplare in 32 Heften. Ein Exemplar . . . . . fl. 14. —.

Zweite Klasse enthält 16 Exemplare, jedes zu 29 Heften (Defekt in Jahrgang III, Heft 1. 2. 4.) fl. 10. —.

Dritte Klasse enthält 3 Exemplare, jedes zu 28 Heften. (Defekt im Jahrgang III, Heft 1. 2. 4. und Jahrg. IV, Heft. 4.) . . . . fl. 6. 40 kr.

Vierte Klasse enthält 3 Exemplare, jedes zu 26 Heften. (Defekt im Jahrgang III, Heft 1. 2. 4. und Jahrg. IV, Heft 1 und 4. — Jahrg. VI, Heft 1.) . fl. 5. —.

Fünfte Klasse enthält 1 Exemplar zu 24 Heften (Defekt wie bei der vierten Klasse, Jahrgang IV, Heft 1. 2. 4., und Jahrgang VII, Heft. 1.) . . . fl. 3. 20.

Sechste Klasse enthält 248 Hefte aus allen Jahrgängen, wovon jedes Heft einzeln, oder in ganzen Parthien, nach beliebiger Auswahl, das Stück um 6 kr. verkauft wird.

Wer nun von diesem verkäuflichen Vorrath complete oder incomplete Exemplare, oder auch aus der sechsten Klasse einzelne Hefte gegen baare Zahlung zu kaufen Lust hat, beliebe sich persönlich oder in portofreien Briefen an den Unterzeichneten zu wenden.

Chur, 25 Oktober 1829.

G. W. Roeder,

Bibliothekar der Gesellschaft.